Leopold von Ranke

Männer und Zeiten der Weltgeschichte

Zweiter Band.





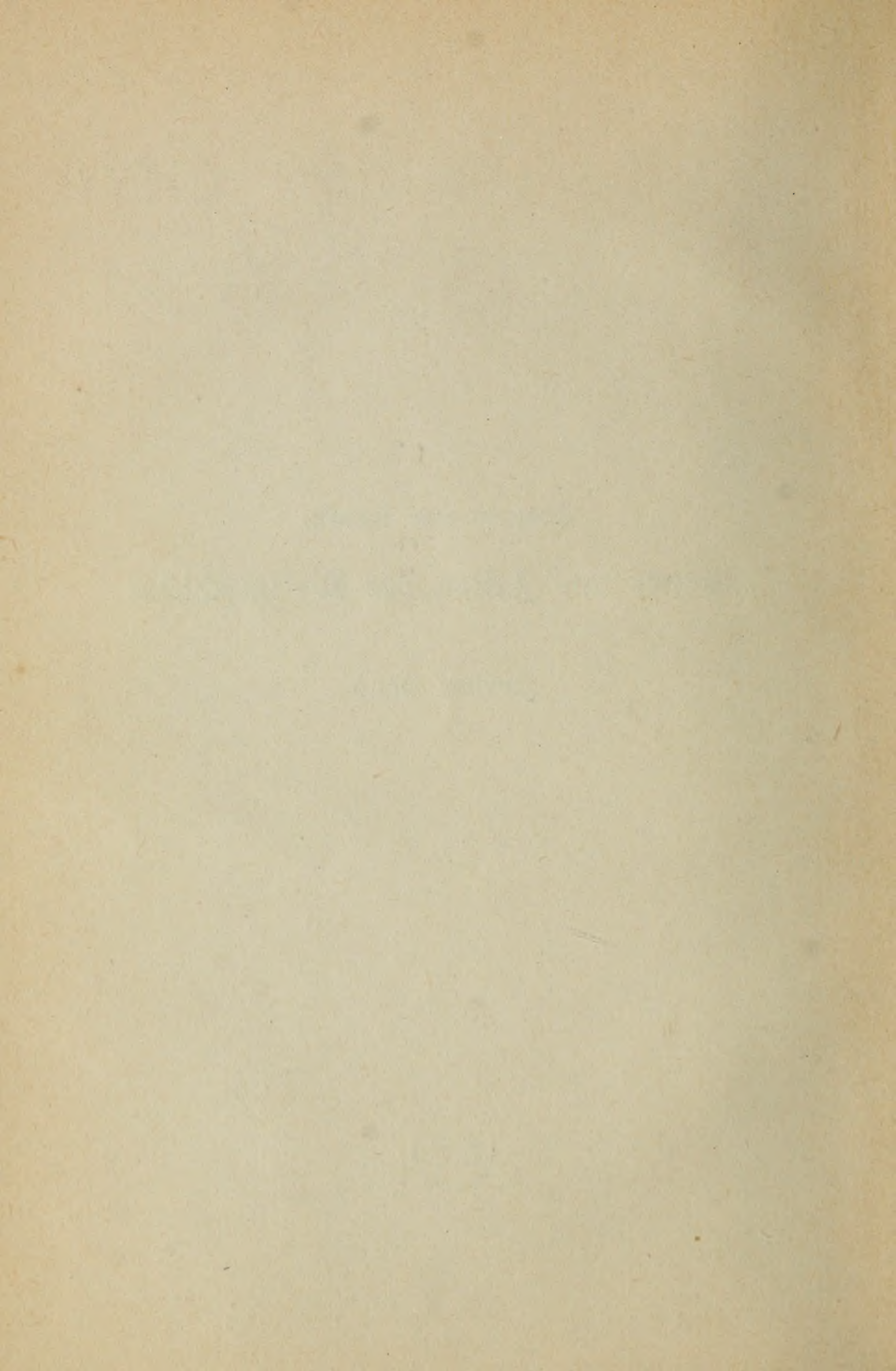


Leopold von Ranke

Männer und Zeiten der Weltgeschichte

Zweiter Band

G.C.



Männer und Zeiten der Weltgeschichte

Eine Auswahl aus den Werken von

Leopold von Ranke

Eingeleitet und herausgegeben
von Dr. Rudolf Schulze

Zweiter Band.

Der Aufstieg der Westmächte (Frankreich und England)
1555—1740

(Sechstes bis zehntes Tausend)



Köln
Verlag und Druck von J. P. Bachem



Verlagsnummer 1302
(seit 1900)

Inhaltsverzeichnis.

A. Das Zeitalter der Reformation und Gegenreformation.

I. Südeuropa.

1. Italien.

2. Spanien.

II. Frankreich.

III. England.

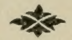
IV. Deutschland.

B. Das Zeitalter Ludwigs XIV.

I. Frankreich.

II. England.

III. Deutschland.





A. Das Zeitalter der Reformation und Gegenreformation 1517—1648.

I. Südeuropa.

1. Italien.

Nr. 1. Savonarola[1]).

I.

Wenn man die Mächte des inneren Lebens erwägt, welche in diesem Zeitalter aufeinander wirken, so verkörpert das Haus Medici[2]) die Richtung einer weltumspannenden Spaltung, die auf dem Wege der eben erneuerten Forschungen des klassischen Altertums die geistige Welt umzubilden im Begriff war. Die Kunst, die sich eben von dem herkömmlichen Gepräge entfernte, um das allgemein Menschliche zu fassen; die Dichtung, welche, indem sie die alten Stoffe behandelte, sich doch zugleich in einen Gegensatz zu ihnen warf; die Vernunftwissenschaft, die das Christentum mit dem Platonismus zu vereinigen suchte: alles beruht auf der nämlichen Richtung der Selbständigkeit des Geistes, die sich der christlichen Frömmigkeit und Kirche nicht zwar entgegensetzt, aber, an ihr festhaltend, aus den Gefilden der Scholastik zu entkommen und an deren Stelle eine freiere, den eingeborenen Vorstellungen des menschlichen Geistes gleichartige Auffassung zu setzen strebt. Das Geheimnis wird nicht geradezu abgeleugnet, die ganze Aeußerlichkeit der Kirche wird aufrechterhalten; aber man verbindet das mit Gedanken, die doch einen ganz anderen Ursprung haben. Zu allgemeiner Herrschaft waren jedoch diese Bestrebungen nicht gekommen, noch auch geeignet, eine solche zu erlangen. Das Volk kann des vollen kirchlichen Glaubens nie entbehren; es hat ein unmittelbares Bedürfnis dessen für sein Tun und Lassen, sowie

für sein persönliches Bewußtsein. Eben dies Bedürfnis aber hatte damals in Florenz eine eigentümliche Befriedigung und einen Verkünder gefunden. Indem die Freunde der Medici in Careggi platonische Feste feierten, in welchen sie über die zwiefache Aphrodite weise redeten und den wahren Eros sogar an das Christentum anzuknüpfen versuchten, predigte in San Marco der Dominikanerbruder Hieronymus Savonarola gegen jede Einmischung der Vernunftwissenschaft in die christliche Lehre, gegen alle die Abweichungen, welche das Treiben des Tages in Florenz mit sich brachte, von dem strengen Sittengesetz und dem echten christlichen Leben. Das ist das Geheimnis der Religion, das unaufhörlich frisch entspringt und die Gemüter durch eine ihnen eingeborene Zuneigung mit sich fortreißt.

Hieronymus Savonarola war im Jahre 1452 in Ferrara geboren, welches damals an Lebensfülle und Glanz mit Florenz wetteiferte. Ein junges Leben aber entwickelt sich niemals an und für sich; es hängt mit den öffentlichen Angelegenheiten mehr zusammen, als man glaubt. Wenn man den Eindrücken nachforscht, die Savonarola in seiner Jugend erhalten haben mag, so hat bewußt oder unbewußt nichts tiefer auf ihn wirken können als die auf das festlichste gefeierte Anwesenheit Papst Pius II.[3]), als er damit umging, die Christenheit zu einem Unternehmen gegen die Türken zu vereinigen. Das Mißlingen dieser Absicht muß man besonders in Ferrara tief empfunden haben, dessen damaliger Herzog, ehrgeizig und prächtig wie er war, einen sehr bedeutenden Betrag zu dem Unternehmen beigesteuert hatte. Daß der Krieg gegen die Ungläubigen zu ihrer Bekehrung unternommen werden müsse, war und blieb einer der vornehmsten Gedanken Savonarolas. Er trat, soviel man sieht, aus sittlich-religiösen Gründen, aus Ueberdruß an den Unebenheiten des weltlichen Lebens, besonders dem Emporkommen der Bösen über die Guten[4]) in den Orden der Dominikaner, in welchem er gar bald, da er sich als ein guter Thomist erwies, zu einem gewissen Ansehen gelangte. Aber im Jahre 1482, also dem dreißigsten seines Alters, erfuhr sein klösterliches Leben in Ferrara eine plötzliche Störung. Ein Krieg der italienischen Staaten unter einander war ausgebrochen, in welchem Ferrara von dem Papst und den Venezianern zugleich bedrängt wurde. Es geschah zum Frommen des Girolamo Riario, der von

Emola her ein selbständiges Fürstentum in der Romagna aufzurichten trachtete, daß Papst Sixtus IV.[5]) sich den Venezianern anschloß. Indem die Venezianer den Po heraufkamen, griffen zwei verschiedene Heere Ferrara an und bedrohten es mit dem Untergang. Nur durch Zureden des florentinischen Gesandten wurde der Herzog Ercole bewogen, den Sturm zu bestehen. Aber die Dominikaner zu Ferrara wollten damals ihr sehr angesehenes Kloster „degli Angeli" nicht der Plünderung und der Verwüstung preisgeben; die Brüder wurden unter die benachbarten Landschaften verteilt. Savonarola wurde nach Florenz in das Kloster San Marco geschickt, eine Stiftung des mediceischen Hauses.

Mit dem weltlichen Streite verknüpfte sich aber in diesem Augenblicke ein geistlicher; die Florentiner hielten dem Kirchenbann, den Papst Sixtus IV. über Lorenzo de' Medici ausgesprochen, gegenüber zusammen und ergriffen den Gedanken einer Gegenwirkung gegen das Papsttum durch eine allgemeine Kirchenversammlung.... Mit diesen staatlichen und geistlichen Bestrebungen der Gegnerschaft gegen das Papsttum traf nun Savonarola in Florenz zusammen. Eben bei diesem seinem ersten Aufenthalt in Florenz ist es gewesen, daß er eine dem Papsttum entgegengesetzte Richtung ergriff. Bei der Vorbereitung zu einer Predigt wurde es ihm klar, daß der gegenwärtige Zustand nicht dauern könne, und indem er dann weiterforschte, namentlich in den Lehren des alten Bundes und in der Geheimen Offenbarung des Johannes, so glaubte er mit Händen zu greifen, daß der ganzen Kirche ein Umsturz nicht allein guttue, sondern auch bevorstehe. Und da alles ersterbe und von dem rechten Wege abweiche, so setzte er voraus, daß die Erneuerung in kurzem folgen werde, so gewiß wie das Frühjahr auf den Winter. Von Ueberzeugungen und Ahnungen wie diese durchdrungen, predigte er in den verschiedenen Städten Italiens mit vielem Erfolg. Er schreibt einmal seiner Mutter, in der Fremde sei ihm wohler als in seiner Vaterstadt, wo er schon deshalb, weil man ihn so gut kenne, wenig ausrichten würde; aber in den Städten, in denen er jetzt predige, weine das Volk, wenn er wieder abreise. Sie müsse wissen, daß er Leib und Leben und seine Wissenschaft dem Dienste Gottes und des Nächsten widme[6]). So kam er im Jahre 1490 nach Florenz zurück.

Der frühere Streit mit dem Papsttum bestand nicht mehr; Lorenzo Medici hatte sich vielmehr mit dem Nachfolger Sixtus IV., Innozenz VIII.[7]), eng verbunden. Aber der Zustand der Kirche war darum um nichts besser geworden; auch Innozenz bewegte sich in Kriegsunternehmungen gegen seine Nachbarn und hatte einen Sohn, welchem Lorenzo seine Tochter vermählte. Die auf eine Erneuerung der Kirche gerichtete Sinnesweise Savonarolas mußte dadurch eher verstärkt als verringert werden. Sie konnte ihrer Natur nach mit der Herrschaft Lorenzos, durch welche das Papsttum unterstützt wurde, so wenig einverstanden sein wie mit der Förderung einer Gesittung, die der Religion nicht gleichartig war. Und welche Aussicht eröffnete sich dadurch, daß Lorenzo unaufhörlich von gefährlichen Krankheiten heimgesucht und der Papst ein alter Mann war! Alle die, denen eine Veränderung der öffentlichen Zustände erwünscht gewesen wäre, hielten sich an Savonarola; man sagte wohl, er sei der Prediger der Mißvergnügten, doch hielt Savonarola sehr an sich. Seine Andeutungen über eine bevorstehende sehr stürmische Zukunft erscheinen nur als Auslegung der vorliegenden Stellen. Savonarola erzählt, Lorenzo habe ihn einmal warnen lassen; doch nicht in seinem eigenen Namen, worauf er nur geantwortet habe, er möge Buße für seine Sünde tun. Zum offenen Zerwürfnisse aber zwischen Lorenzo und Savonarola ist es nicht gekommen. In seinen letzten Stunden hat Lorenzo den Mönch berufen lassen und um seinen Segen gebeten. Savonarola lebte ganz in seiner religiösen und mönchischen Welt. Sein vornehmstes Geschäft war damals und in der nächstfolgenden Zeit, die Neulinge, welche in den Norden eintreten wollten, zu prüfen und zu unterrichten. Indem er ihnen die Schrift auslegte, wies er sie zugleich zu strengem Leben und eifrigem Fleiße an, um sie zu dem eigensten Geschäft des Ordens der Dominikaner, d. h. der Predigt, fähig zu machen. An den Brüdern des Klosters tadelte er es, wenn sie das Kloster reich zu machen trachteten oder auch durch besondere Gelehrsamkeit zu glänzen bemüht seien; denn wie weit sei das von dem Beispiel der alten ägyptischen Mönche entfernt, auf deren Regel er die Klosterbrüder unaufhörlich hinwies; es widerstrebe selbst dem ursprünglichen Christentum. Seine Erneuerung gab sich in einigen Aeußerlichkeiten, z. B. einer kürzeren und engeren Kleidung, kund, und erstreckte sich zugleich

über die Nachbarklöster; er legte Hand an, um eine besondere, von der Ordenslandschaft der Lombardei getrennte Genossenschaft zu bilden.

Diese Absonderung wurde von der florentinischen Signorie gewünscht und gefördert.... Die übrigen Klöster von Toscana schlossen sich mit Freuden an; eine Versammlung von Abgeordneten wählte Savonarola zum Generalvikar, so daß er nun dadurch eine bedeutende Stellung in der ganzen Landschaft, eine Art von mönchischer Unabhängigkeit erhielt.

Auch auf das Volk erstreckte sich bereits seine unmittelbare Einwirkung. Einst, im Jahre 1482, waren die Florentiner mit den Medici in einer papstfeindlichen Richtung einverstanden gewesen. Die Medici waren von ihr zurückgewichen; aber es wäre sehr begreiflich, wenn die in jenem Wendepunkt entwickelte Gesinnung der Florentiner den Boden gebildet hätte, auf welchem Savonarola seine Wirksamkeit entfalten sollte. In seinen Predigten schlug er überhaupt einen anderen Ton an wie bisher. Es war die Gewohnheit der Zeit, auf den Kanzeln schwierige Fragen zu erörtern, die man dann mit spitzfindigem Scharfsinn wie in einem Gelehrtenstreit aufzulösen versuchte. Soviel wir vernehmen, folgte ihr auch anfangs Bruder Hieronymus; durch einen älteren Ordensbruder aber wurde er darauf aufmerksam gemacht, daß der Zweck der Predigt nur dahingehe, das Volk mit einfachen Worten zu einem guten Leben anzuleiten. Diesen Rat nun befolgte Hieronymus, indem er zugleich den Anstoß von sich abstreifte, welchen die Eigentümlichkeiten seiner Mundart darboten, so daß er selbst ein Muster eines guten Predigers wurde und sich auch in Florenz eines großen Beifalls erfreute. Scholastische Vernunftschlüsse hat er nicht ganz vermieden, aber die Hauptsache war ihm die Auslegung der Stellen nach ihrem inneren, tieferen Sinne und die Anmahnung des Volkes zu einem christlichen Leben in der Weise der ersten Jahrhunderte der Kirche. Er gelangte dadurch zu hohem Ansehen; man bewunderte seinen Geist und seine Kenntnisse, so daß sich auch vornehme Bürger der Stadt um ihn scharten; das Volk riß er mit sich fort. Im Laufe der Zeit kehrte Savonarola die einmal eingeschlagene Richtung immer stärker hervor; er begann, und zwar geschah das in der Hauptkirche zu Florenz, ein nahes Unheil zu verkündigen, welches die Stadt und ganz Italien, vor allem aber die verderbte Kirche treffen werde. Am

meisten fiel dabei auf, daß er seine Verkündigungen als Botschaft Gottes aussprach.

Diese Behauptung, der Anspruch, den er auf die Sehergabe machte, ist in seinem Leben überhaupt der wichtigste Punkt.... Die Kenntnis des Zukünftigen beruht nach Savonarola auf einer unmittelbaren Erleuchtung oder auch einer Vermittelung der Verkündigungen durch die Engel.... Die Frage, ob er nicht vielleicht durch böse Engel getäuscht werde, hat er nicht ganz außer acht gelassen; aber er behauptet, da seine Erleuchtung nur zu dem Guten und echt Christlichen führe, so könne sie nicht von bösen Engeln kommen, deren Sinn nur auf das Böse gerichtet sei. Ueberdies aber stimme alles, was er sage, mit der Schrift zusammen. In der Anschauung des allgemeinen christlichen Verderbens hatte er im Forschen der Geheimen Offenbarung die Meinung gefaßt, daß das Ende der Welt bevorstehe. Es sei eben alles so wie in der Zeit, die der Sündflut vorangegangen; das in der Geheimen Offenbarung durch das fahle Pferd bezeichnete Zeitalter der Lauheit sei eingetreten. In diesem Sinne hatte er schon auf den erwähnten Reisen gepredigt. In Florenz vermehrte sich sein Abscheu vor dem weltlichen Treiben, in welchem das ganze Weltall versunken sei. Auch er hatte Gesichte oder glaubte sie zu haben — denn an einer persönlichen Wahrhaftigkeit dürfte man nicht zweifeln —, in denen sein Hauptsatz, daß eine schwere Strafe bevorstehe, bestätigt wurde. Einst in der Nacht glaubte er ein Schwert an der Himmelsfeste zu sehen mit der Aufschrift: „Das Schwert Gottes über die Erde bald und geschwind." Er war überzeugt, daß besonders Italien zur Züchtigung reif sei und ihr nicht entgehen könne. Zugleich wirkte auf ihn die damalige Verwickelung der europäischen Angelegenheiten, die er mit dem Zustand Italiens verknüpfte. Schon lange vor der Ankunft des Königs von Frankreich kündigte er einen neuen Kyros an, der über die Alpen kommen und gegen den keine Feste und keine Waffe standhalten werde; er stützt sich dabei auf eine Stelle des Jesaias, welche wörtlich noch einmal erfüllt werden müsse. Ueberhaupt hat kein Teil der Hl. Schrift so viele Wirkung auf ihn gehabt wie die seherischen Bücher des Alten Bundes; die Seher leben vor seinen Augen wieder auf, und, geschichtlich genommen, bildet er sich in Florenz eine der ihnen ähnliche Stellung. Denn jeden Augenblick setzt er dem welt-

lichen Treiben den göttlichen Gedanken entgegen, selbst in bezug auf die kommenden Dinge, die er wie auch jene zwar im allgemeinen als weltumfassend betrachtete, aber doch auch an das zunächst Vorliegende anknüpfte. Und aus den Formen der lateinischen Uebersetzung bildete er sich Ansichten von dem seherischen Wesen, die auf ihn paßten und durch seine Anschauung von der Verähnlichung des menschlichen Geistes mit dem göttlichen, sowie von dem Verhältnis der Eingebung zur Sehergabe bestätigt wurde. Es ist unleugbar, daß er die Stellen unrichtig verstand, aber ebenso sehr, daß er sie so verstand, wie er sagt....

Der Bruder war ein Mann von kleiner Gestalt, aber wohlgebildet. In seinem Antlitz verband sich eine hohe, von Runzeln durchfurchte Stirn mit blauen Augen, die unter buschigen, ins Rote fallenden Brauen mit ungewöhnlichem Glanze hervortraten. In seinem Auftreten verriet er bei aller mönchischen Haltung doch eine gewisse feine Lebensart. Er war zufrieden mit der ärmlichen Kleidung des Klosterbruders, aber er hielt darüber, daß sie vollkommen rein war; er sagte wohl, er liebe die Armut ohne Schmutz. Er schien nichts Anderes zu kennen und zu wollen als das strenge, der Welt abgewandte geistliche Leben; doch gab er nach, daß es den ganzen Menschen nicht durchdringen könne, es werde in ihm noch immer etwas nach dem Irdischen Hinneigendes zurückbleiben — eine den Eiferern ungewohnte Milde. Er war zugänglich für jedermann, auch für seine Feinde, von denen man bemerkte, daß sie nicht selten als Freunde und Verehrer von ihm schieden. Niemals fuhr er auf und vermied allen bitteren Tadel; bei den Schmähungen, die er erfuhr, sah man ihn doch keine Miene verändern. Seine ganze Art und Weise brachte es mit sich, daß er die Menschen überzeugte. Er erwarb sich den Ruf eines ausgezeichneten Vernunftgelehrten — denn er kannte Aristoteles und St. Thomas durch und durch —; noch mehr aber eines großen Gottesgelehrten. Denn so tief sei noch niemand in die Geheimnisse der Hl. Schrift eingedrungen; man erklärte ihn für einen göttlichen Verkündiger des Wortes Gottes. Wenn er im persönlichen Umgang keinen Anspruch auf eine besondere Heiligkeit durchblicken ließ, so hob er ihn in seinen Predigten um so stärker hervor: er wollte immer als der Gesandte Gottes anerkannt sein.

Daß er nun die Ankunft Karls VIII.[8]) vorhergesagt hatte, verschaffte ihm, als dieser eintraf, in Florenz das Ansehen eines Sehers.... Karl VIII. hatte eine Erneuerung der Kirche ernstlich im Sinne; er wollte die päpstliche Gewalt nach den Satzungen der Baseler Kirchenversammlung, welche in Frankreich noch gesetzliche Kraft hatten, beschränken und schwärmte für einen Zug gegen die Ungläubigen.... Eben in diesen Gedankenkreisen bewegte sich Savonarola Zeit seines Lebens. Die Haltung Alexanders VI.[9]) war in jeder Beziehung eine andere; er wollte die unumschränkte Gewalt des Papsttums festhalten, von einem Unternehmen gegen die Türken aber nichts hören.

II.

Unter den Verdiensten Savonarolas ist auch von seinen Gegnern immer als das größte anerkannt worden, daß er in den wilden Zuständen des November 1494 sein ganzes Ansehen dahin verwandte, dem Ausbruch von blutigen Feindseligkeiten zwischen den verschiedenen Parteien, die sonst mit ähnlichen Staatsveränderungen verbunden zu sein pflegen, zu verhüten. Oft hat man gefragt, wohin es gekommen sein würde, wenn er nicht gewesen wäre. Alle seine Ansprachen, Gebete, Predigten atmeten Friede und Versöhnung. Aber er hatte auch bestimmte staatliche Anschauungen; er hat immer gesagt, nicht durch eigenes Forschen habe er solche erworben, sie seien ihm gleichsam von selbst erwachsen, natürlich auf dem Grunde der eingesogenen Lehrmeinungen des großen Lehrers[10]), den er vor allen verehrte, und unter dem Eindruck der obwaltenden Verhältnisse. Darin liegt die eigentümliche Stellung, welche der Bruder Hieronymus in der Geschichte des florentinischen Freistaates einnimmt; er ist der erste und einzige, der von jeder Parteiherrschaft absieht und eine vollkommene Gleichheit aller Berechtigten verlangt. Er knüpft daran seine religiösen und sittlichen Meinungen. Mit der staatlichen, gegen die Alleinherrschaft der Medici gerichteten Bestrebung hängen nun auch seine religiösen Bestrebungen zusammen; denn die Medici waren es ja, unter deren Schutz jene Abweichungen von der christlichen Weltanschauung, dem christlichen Leben überhaupt, denen sich der Bruder grundsätzlich entgegenstellte, gepflegt und genährt wurden. Es hat eine innere Uebereins-

stimmung, wenn der Dominikaner nur solche an dem Rate, der an die Stelle jener Oberleitung treten soll, teilnehmen lassen will, welche gut und gerecht leben; die Forderung des frommen Lebens, sagt er, liege in der Sache selbst: der müsse blind sein, der in der eingetretenen Veränderung nicht den Finger Gottes erkenne. Dabei fordert er aber zugleich eine vollkommene Hingebung an das gemeine Wesen; er erinnert daran, was man bei einem Klosterbruder doch nicht erwarten sollte, daß nur durch eine solche — denn sie sei an sich Gott wohlgefällig — die alten Römer einst zu ihrer großen Macht gelangt seien. Auch Florenz dürfe sich durch diese Hingebung Erfolge versprechen, unter anderem zunächst die Wiedereroberung von Pisa.

Gewiß, die Gewalt, die der Dominikanerbruder in Florenz besaß, war eine höchst außerordentliche, aber Herr und Meister der Stadt war er keineswegs. Auch konnte er es nicht sein; denn dazu hätte gehört, daß sich die Gesamtheit der Bürger den der Macht des Papsttums entgegengesetzten Bestrebungen, zu denen er sich offen bekannte, angeschlossen hätte, was wohl das Ziel war, das er verfolgte, ein Ziel jedoch, das sich nicht ohne die schwersten Kämpfe, vielleicht gar nicht erreichen ließ.

In den ersten Monaten des Jahres 1496 gewannen die Bigi offenkundig das Uebergewicht. Savonarola erschien als das Oberhaupt; er allein, sagte man, vergebe die Aemter und mache die Signoren. Er war entfernt davon, den römischen Hof zu fürchten; denn alle Nachrichten stimmten darin überein, daß König Karl VIII. auf seine Rückkehr nach Italien Bedacht nehme, und zwar in offenem Gegensatz gegen den Papst, den er zu stürzen entschlossen zu sein schien. Man erzählte in Florenz mit Bestimmtheit und glaubte daran, daß Alexander VI. seinen Sohn Cesare[11]) an Savonarola gesendet habe, um ihn um seine Vermittelung zwischen ihm und dem Könige von Frankreich zu ersuchen und die Mittel anzugeben, die dazu führen könnten. Dieser soll geantwortet haben, er wisse kein anderes als Gebet und Besserung des Lebens. Der Bruder sprach von dem Papste, den er freilich nicht nannte, aber deutlich bezeichnete, als von dem schlechtesten Menschen der Welt und wiederholte seine Verkündigungen von der bevorstehenden Erneuerung der Kirche; von alledem, was er vorausgesagt, werde kein Jota unerfüllt bleiben....

Die Fastnacht von 1496 ist ein Zeichen des Uebergewichtes, das Savonarola nunmehr in der Stadt besaß. Die lärmenden und verführerischen Festlichkeiten, mit denen man sich bisher vergnügt hatte, wurden unterlassen; an deren Stelle traten Gabensammlungen für die verschämten Armen in der von Savonarola, der ein großer Kinderfreund war, ausgedachten Form. An allen Straßenecken waren kleine Altäre errichtet und Scharen von Kindern aufgestellt, welche die Vorübergehenden nicht ohne Ungestüm um eine Gabe ansprachen; niemand wurde vorübergelassen ohne eine kleine Zahlung. Den anderen Tag veranstaltete dann der kleine Bruder einen Umzug seiner Kinder, von denen zwischen sechs und vierzehn Jahren, so daß sie, mehrere Tausend an Zahl, durch die Hauptstraßen der Stadt von Kirche zu Kirche zogen, bis sie bei San Marco anlangten, wo sie das gesammelte Geld — es waren doch dreihundert Dukaten — für den neu zu eröffnenden „Berg der Frömmigkeit“[12]) darbrachten. Die Kinder sollten eine Art von kleinem Freistaat bilden; denn auf die Gewöhnung komme bei der Jugend alles an.

Der Einfluß des Bruders ward damals so stark, daß wohlgeordnete Haushaltungen sich auflösten, indem sich Mann und Frau den klösterlichen Einrichtungen anschlossen. Diese innere Bewegung, welche den Widerstreit verstärken und die Entzweiungen vermehren mußte, traf mit anderen Widerwärtigkeiten zusammen. Krankheiten waren in der Stadt ausgebrochen; der Verkehr stockte, unbeschäftigte Arbeiter durchzogen unter Kundgebungen des Mißvergnügens die Straßen; die Truppen, die man in Sold nahm, konnten nicht bezahlt werden. Eine Hülfsquelle bot die Wiederaufnahme der Juden dar, die man vertrieben hatte. Einen größeren Betrag soll man von dem „Berg der Frömmigkeit“ genommen haben unter der Beistimmung Savonarolas. Aber alle diese Bedrängnisse machten auf Savonarola so gut wie keinen Eindruck. Eine seiner Weissagungen war es eben, daß sie eintreten müßten; sie könnten selbst noch größer werden und Florenz in die äußerste Gefahr geraten. Die Stadt brauche sich nicht zu fürchten; denn sie sei von Gott dazu auserwählt, daß das neue Licht einer kirchlichen Besserung sich von ihr aus über den Erdkreis verbreite. —

Großartig ist die Erscheinung Savonarolas auch darum, weil sie an die höchsten allgemeinen Belangen anknüpft. Was hätte für die Kirche wichtiger sein können als ein Einhalt der priesterlichen Gewalten auf dem verderblichen Wege der Verweltlichung? Einen ewig denkwürdigen und vielleicht notwendigen Gegensatz bilden Papst Alexander VI., der sich über jedes Sittengesetz hinwegsetzt und die apostolische Gewalt zum Vorteil seiner Kinder ausbeutet, und dieser Bruder Hieronymus, der alles kirchliche und staatliche Leben dem Sittengesetz und der geistlichen Zucht zu unterwerfen den Versuch macht. Auch für die bürgerlichen Verfassungen hatte es eine weltgeschichtliche Bedeutung, daß Savonarola es unternahm, der Tyrannei gewaltsamer Machthaber durch die Gewalt der Berechtigten ein Ende zu machen. Savonarola hat sich, wie bemerkt, die Lehrer des Alten Bundes zum Vorbild genommen; wie andere in den großen Gestalten des klassischen Altertums, so lebte er in den Erscheinungen der Zeiten der Richter und Könige in Juda. Auch hatte er wohl eine gewisse Aehnlichkeit mit den alten Sehern, in den Feinden, die ihm widerstrebten, und den Beschwerden, die er erduldete. Eben mit ihren Ausdrücken bekräftigt er seinen Anspruch. Dabei bewegt er sich auf dem Boden der christlichen Weltanschauung; die Lehren des Neuen Bundes sind ihm allezeit gegenwärtig: er sucht die Kirche auf ihren ursprünglichen Begriff zurückzuführen, die unbedingte Hingebung und Wohltätigkeit der ältesten Gemeinden. Durchdrungen von diesen Antrieben ältester und edelster Frömmigkeit, hat er sich von dem Gedankenkreis der römischen Kirche nicht losgerissen, wie er denn an den Vorstellungen über das Jenseits, an der Verehrung der Jungfrau, dem begeisterten Glauben an die Engel und das himmlische Heer und ihrem Einfluß festhielt. Auch zieht er die Ehelosigkeit der Ehe, auf welcher doch die menschliche Gesellschaft beruht, unbedingt vor; in manchen seiner Aeußerungen hat man selbst den Verdammungseifer der Inquisition, die eben durch seinen Orden geübt wurde, wiederzufinden geglaubt. Nur gehört er nicht päpstlicher, sondern der Kirchenversammlungs-Richtung an, für die er durch die Erneuerung, die er einführte, Grund und Boden zu finden hoffte. In dieser Mischung von Sehertum, altkirchlicher Erinnerung und priesterherrschaftlichen Vorstellungen ist er vielleicht einzig; er ist ein Erneuerer, der die Kutte nicht abwirft.

Auch als das, was er ist — Klosterbruder —, glaubt er dem Papsttum widerstehen zu können. Wie die Erneuerer des folgenden Zeitalters verbindet er Staatskunst und Predigt.

III.

Savonarola trug eine Lehre vor, welche in sich selbst nicht ungeeignet war, dem Papsttum einen nachhaltigen Widerpart zu erwecken. Das wahrhaft christliche Leben, das er in der Stadt einführte, gab ihm eine geeignete Grundlage zu einer Abweichung von der herrschenden kirchlichen Anordnung, welche durch das Verhalten Papst Alexanders in sich selbst zweifelhafter wurde als jemals früher. Und die staatlichen Verhältnisse, durch welche Florenz in eine dem Papsttum feindselige Haltung geriet, versprachen ihm einen Rückhalt bei jeder Abweichung von ihm. Aber nach und nach hatten sich diese Verhältnisse geändert; im Vorteil von Florenz lag Friede und Freundschaft mit dem Papste. Hierüber erwachten die alten Gegner Savonarolas, in denen der Widerwille gegen seine volksherrschaftliche Staatskunst sich mit den Zweifeln an seiner göttlichen Sendung vereinigte. Eben diese nun unternahmen die Dominikaner durch eine Feuerprobe zu erhärten. Indem Savonarola eine übernatürliche Bekräftigung seiner Lehre in Anspruch nahm, hielt er die Einwohner in aufgeregter Spannung; da eine solche nicht eintrat, so wendete sich die Meinung gegen ihn, und seine städtischen Feinde bekamen das Uebergewicht, er war jetzt[13]) ihr Gefangener.

Was nun aber mit ihm geschehen sollte, war noch ein Gegenstand schwieriger Erwägung. Endlich, am 22. Mai 1498, wurde er zum Tode verurteilt. Die Gründe, die zur Begründung dieses Urteils und seiner Ausführung angegeben wurden, finde ich nur in dem oft benutzten Tagebuche Parentis. Von seiten der Kirche wurden die drei Gefangenen[14]) für Ketzer erklärt, weil sie den Papst nicht als den wahren Papst anerkannt, die Worte der Heiligen Schrift verdreht und die ihnen anvertrauten Beichtgeheimnisse unter dem Scheine, daß sie ihnen durch Gesichte kund geworden seien, verlautbart hätten. Von seiten der Stadt machte man ihnen zum Verbrechen, daß sie große Geldausgaben unnützerweise veranlaßt, die Stadt in Zwietracht erhalten und den Tod vieler ihrer Mitbürger verursacht hätten. Die

hochgebildeten Florentiner in der Fülle ihrer geistigen Entwickelung entschlossen sich doch, die kirchliche Satzung, daß die Ketzerei mit dem Tode durch das Feuer zu bestrafen sei, zur Ausführung zu bringen (23. Mai 1498). Die Verurteilten wurden zuerst an den Galgen angeschlagen und dann dem Feuer preisgegeben. Von Bruder Hieronymus erzählt man, er habe, als er die Leiter hinaufgestiegen, die Augen weit geöffnet und den Blick über das unermeßliche Volk hinschweifen lassen. Die einen wollen wissen, er habe dann gerufen: „Was tat ich dir, mein Volk?", die anderen, er habe gesagt: „Was tust du fortan, Florenz?" Ich wage nicht, die eine oder die andere dieser Aeußerungen zu bestätigen; die Aeußerung ist gleichsam unwillkürlich. Denn in der Tat, was sollte aus diesem Volke werden, nachdem es seinen Führer in geistlichen und weltlichen Angelegenheiten verloren und gleichsam preisgegeben hatte! —

... Man ist versucht, Wahrheit und Wahn, die sich in Savonarola vereinigten, wieder voneinander zu scheiden. Der Wahn betraf die unmittelbare Teilnahme Gottes an den irdischen Dingen, die Erleuchtung durch Vermittelung von Engeln oder auch ohne sie, das Erwarten des Wunders. Alles, was sich darauf bezieht, mußte zugrunde gehen. Die Wahrheit dagegen ist die Bedeutung des sittlichen Lebens und die Ueberzeugung von dem Widerspruch der wahren Religion mit dem Tun und Treiben der damaligen Priesterherrschaft. Sein Widerstreit gegen das Papsttum beruht auf geistig-sittlichen und religiösen Grundlagen und hat eine Wirkung auf immer ausgeübt. Was von seinen Weissagungen im einzelnen in jener Zeit geglaubt wurde, ist sehr zweifelhafter Natur; in dem Gedanken der Verbindung der französischen Kriegsmacht mit der Umgestaltung der Kirche ging Savonarola völlig irre. Allein es hat sich bewahrheitet, wenn er verkündigte, daß aus all den europäischen Verwickelungen eine neue Ueberflutung Italiens durch Barbaren, wozu er alle Völker jenseits der Alpen rechnete, folgen werde. Von allen seinen Vorhersagungen war die vornehmste, daß eine Umgestaltung der Kirche bevorstehe; diese aber hat sich auf eine Weise erfüllt, von der er keine Vorstellung hatte. Wollte man ihn mit Luther vergleichen, der ihn doch in bezug auf die Lehre der Rechtfertigung als seinen Vorgänger anerkannte, so beruht der Unterschied zwischen beiden auf zwei Dingen. Savonarola

rechnete auf übernatürliche Zeichen und Wunder, während Luther dies, einzig auf das geschriebene Wort trauend, nicht allein verschmähte, sondern verabscheute und bekämpfte. Das andere, daß Savonarola an dem Gedanken der Kirchenversammlung festhielt und den Papst durch eine Kirchenversammlung zu stürzen gedachte; im Geiste malte er sich aus, welch eine Rolle ihm dann zu spielen vergönnt sein werde — nicht in irgendeiner hohen Würde, sondern durch den leitenden Einfluß, den er sich dann verschaffen werde. Der Ausgangspunkt Luthers dagegen ist, daß er die Unfehlbarkeit so gut der Kirchenversammlungen wie des Papstes selber leugnete. Er nahm also Stellung außerhalb der Ordnung der Kirche; Savonarola hielt an ihr fest. Luther wollte also vor allem die Lehre, Savonarola nur das Leben und die Verfassung umgestalten....

Bei weitem größere Verwandtschaft hat Savonarola in dieser Beziehung mit Calvin, der damit umging, ein städtisches Gemeinwesen dem religiösen Begriff gemäß einzurichten.... Aber allezeit blieb zwischen ihm und Savonarola der Unterschied, daß Calvin keine ihm persönlich verliehene Gewalt, kein Sehertum in Anspruch nahm. Alles beruhte bei Calvin auf der Auffassung der Stellen der Schrift, aus denen er die Form des christlichen Lebens herleitete. Und wenn Savonarola die weltliche Verfassung, durch die er seinen geistlichen Begriff zu verwirklichen suchte, erst in das Leben rief, so war dagegen bei Calvin ein Zusammentreffen der Beschlüsse des großen Rates, welcher bereits bestand, mit seinen Gedanken die Grundlage von allem, so daß in Genf und in der Schweiz überhaupt die freistaatliche Verfassung doch immer den Vorrang hatte, und die geistlichen Anordnungen nur eben annahm, während Savonarola durch sein seherisches Aussehen das Oberhaupt zugleich der geistlichen und der weltlichen Verfassung sein wollte und werden mußte. Die Verwickelung seiner Geschichte liegt eben in dem Versuch, dies durchzusetzen. Die göttliche Macht des Sehers und die göttliche Macht des Papstes traten einander in Florenz gegenüber. An jenem Tag der Feuerprobe ging die erste zu Ende und die letzte stellte sich wieder her.

Wie aber die weltlichen, so sind auch die geistlichen Bestrebungen Savonarolas einige Jahrzehnte später noch einmal zu voller Geltung gekommen. Den Fortschritten der Reformation jenseits der Alpen

zur Seite haben sich auch in Italien ähnliche Regungen erhoben. Man darf unbedenklich annehmen, daß die Predigten Savonarolas, kurz vorher viel gedruckt und viel verbreitet, namentlich durch die venezianische Presse, einen nicht geringen Einfluß auf diese Entwickelung ausgeübt haben. Aber wir wollen nicht auf die Anstrengungen des italienischen Geistes eingehen; seine Regungen und ihre Unterdrückung bilden einen Teil der Geschichte der Wiederherstellung des Papsttums.

Nr. 2. Die Renaissance [15]).

Heutzutage wird nicht leicht jemand ein Volk oder eine Zeit zu kennen glauben, wenn er nicht neben den Handlungen, die sich in Staat und Kirche, in Krieg und Frieden ereigneten, auch die, man darf wohl sagen, unmittelbareren, von Bedingungen freieren Aeußerungen ihres Geistes in Schrifttum und Kunst erwogen hat. Das ist nicht so schwer, wenn man Völker betrachtet, deren Dasein sich dem Naturzustande nähert. Mit der Dichtkunst, die ihnen als ein Ausdruck ihrer Sinnesweise, Erinnerungen und Wünsche fast von selbst kommt, mit dem feststehenden, nur ein Ueberkommenes überliefernden, nicht immer sichernden Schrifttume, das ihre Priester innehaben, können solche lange haushalten. Die Dichter mögen blühen und sterben, neue Hervorbringungen aufkommen und die alten vergessen werden; der Unterschied wird niemals sehr bedeutend sein. Immer wird derselbe Baum gleichartige Früchte tragen. Aus dem eingeborenen Sinne des Volkes und dem großen Umrisse seiner Schicksale ist am Ende alles zu erklären.

Da aber, wo das Leben ist, wechseln die Bilder. — Ich weiß nicht, ob irgend noch ein andermal eine solche Umwandlung eintrat, in einem so kurzen Zeitraume so durchgreifend und vollständig, wie derjenige ist, welcher das Mittelalter von der heutigen Zeit trennt. Ein Gefühl dieses Zeitraumes drängt sich bei der ersten Bekanntschaft auf. Je mehr man darauf eingeht, desto deutlicher nimmt man eine andere Welt der Gedanken wahr, eine abweichende Form des Ausdrucks, einen verschiedenen Kreis und Zusammenhang jener geistigen Richtungen, welche alle Hervorbringung beherrschen, einen anderen Himmel, wenn

wir so sagen dürfen, und eine andere Erde. Es wäre unstreitig ein sehr würdiges und ruhmversprechendes Unternehmen, diese Umwandlung allseitig und in ihrem inneren Gange zu betrachten; allein in demselben Grad ist es auch schwierig und weitaussehend. Wer will es wagen, das Werden zu beschreiben? Wer will den Quellen des geistigen Lebens und den geheimen Zuflüssen seines Stromes, dessen Lauf entlang, nachforschen? — —

Der wichtigste Augenblick für die Kunstgeschichte ist auch für Staatskunst und Geschichtschreibung von höchster Bedeutung. Es ist der, in welchem Julius II. die Waffen ergriff, um Italien, wie er sagte, von den Barbaren zu befreien; er selbst zog in den Krieg. Die Gedanken von der Einheit von Italien, die plötzlich erwachten, schlossen sich ihm an. Zugleich wurden die kirchenversammlungsfreundlichen Bestrebungen niedergeworfen; der Humanismus, der an das Altertum anknüpft, und die Kirche treten noch einmal in einen Bund miteinander, der freilich bald vorübergehen sollte. Unter dieser Zeitlage war es, daß die beiden größten Meister im Vatikan nebeneinander arbeiteten: der Florentiner Buonarroti[16]) und Raffael Santi von Urbino[17]).

* * *

Wäre das Lebendige auf eine Grundursache zurückzuführen, so würde die Anschauung der Dinge an sich möglich sein. Wir sind weit entfernt, alle die menschlich bildende Kunst, welche sich in den Kunstbemühungen so vieler Jahrhunderte gezeigt, auf ein paar Formeln bringen zu wollen. Allein, wie diese Werke vor uns liegen, wie ein jedes sich selber ausspricht, so tritt in ihrem Nebeneinander ein unverkennbar großer Fortgang hervor. Die religiösen Gedanken und jene Geschichten, mit denen sie so eng verknüpft, in denen sie zuerst ausgesprochen sind, den Blicken zu vergegenwärtigen, war die ursprüngliche Aufgabe aller Kunstbestrebung. Es kostete Mühe, sich nur zu der Tätigkeit zu erheben, dies zu versuchen. Könnte man wohl jemals irgend einen Gedanken aussprechen, ohne von ihm abzufallen? Es ist notwendig, daß man sich ihm selber gegenübersetzt, um die Sache zu sagen, ohne ihr Abbruch zu tun; darin liegt der Begriff der Offenbarung.

In der Kunst geschah, daß, indem man das Ererbte auszusprechen sich bemühte, das Wirkliche des Mittels zutage gebracht wurde. Zuerst die allseitige Ausbildung der Darstellung der menschlichen Form; es ist die Gebärde, die Bewegung, der allgemeine Ausdruck der Verschiedenheit menschlicher Eigenart, welche man sucht. Glaubenslehre, Geheimnis, Sage, Geschichte des Evangeliums und der Legende bildet man auf das kindlichste ab. Es ist merkwürdig, wie allmählich diese Ausdrucksweise, wenn nicht ihre Leistung, so doch ihre Forderung steigert. Erst mit Erfindung der Oelmalerei, seit dem Schwunge, den hierdurch jede Art von Kunstübung empfing, trat man der Möglichkeit näher, den Erscheinungen der Natur beizukommen: einmal durch die Ausbildung des Bildnisses, und diese, so wie sie sich den religiösen Vorstellungen zuwandte, führte unmittelbar zu dem Musterbilde der Gottesmutter und der Heiligen; sodann durch die Einführung des Nackten. Man stellte große Entwürfe auf, die Vorstellungen lösten sich von der ursprünglichen Aufgabe, die Hervorbringung des Menschen wetteiferte mit der Hervorbringung der Natur.

Doch ist es noch eine andere Bedingung als die der reinen Gegenständlichkeit — der Form und der Gestaltung —, unter welcher die Dinge der Welt erscheinen. Zahl und Maß beherrschen die Tonkunst, Licht und Schatten die Malerei. Der Natur in der Farbe beizukommen, mit dem sie jeden Gegenstand einkleidet, die Darstellung der Beiwerke bis zur unmittelbaren Vergegenwärtigung auszubilden, die Wirkung von Licht und Schatten in aller ihrer Zufälligkeit zur Erscheinung zu bringen, war das nunmehr hervorgehende Bemühen. Die ganze Handhabung der Kunst ward hierauf berechnet. Als man dies erreicht hatte, so wäre man, wie es scheinen sollte, vollkommen fähig gewesen, alles darzustellen. Allein früher hatte man die Vorstellung ohne die Form gehabt; jetzt hatte man die Form ohne die Vorstellung.

Es hatte sich nämlich in dem damaligen Zeitalter die gesamte Entwicklung der Menschheit zu der Unterscheidung des Aeußerlichen und Innerlichen ausgebildet. Als eine der merkwürdigsten Erscheinungen muß das zeitliche Zusammentreffen des Ursprunges der heutigen Vernunftwissenschaft mit dem Verfalle der Kunst betrachtet werden, und doch ist sie zugleich eine der begreiflichsten. Denn alle Kunst ruht ihrem Wesen nach in der Vereinigung des Erstrebten und des

Wirklichen, die damals sich trennten; alle Vernunftwissenschaft aber nimmt von der Gegensätzlichkeit des einen zu dem anderen ihren Ausgang. Den späteren Meistern war es unendlich schwer, dem Erstrebten Körper zu geben oder in dem Körper das Erstrebte darzustellen. Es war ihnen nämlich versagt, das eine in dem anderen zu sehen....

Nr. 3. Ignatius von Loyola (1491—1556) [18].

Von allen Ritterschaften der Welt hatte allein die spanische noch etwas von ihrem geistlichen Bestandteile behauptet. Die Kriege mit den Mauren, die auf der Halbinsel kaum geendigt, in Afrika noch immer fortgesetzt wurden, die Nachbarschaft der zurückgebliebenen und unterjochten Morisken selbst, mit denen man stets in glaubensfeindlicher Berührung blieb, die abenteuerlichen Züge gegen andere Ungläubige jenseits des Weltmeeres erhielten diesen Geist. In Büchern wie der Amadis [19]), voll einer urwüchsig-schwärmerischen lauteren Tapferkeit, ward er künstlerisch gestaltet.

Don Iñigo Lopez de Recalde, der jüngste Sohn aus dem Hause Loyola, auf dem Schlosse dieses Namens zwischen Azpeitia und Azcoitia in Guipuscoa geboren, aus einem Geschlechte, welches zu den besten des Landes gehörte, dessen Haupt allemal durch ein besonderes Schreiben zur Huldigung eingeladen werden mußte, aufgewachsen an dem Hofe Ferdinands des Katholischen [20]) und in dem Gefolge des Herzogs von Najara, war erfüllt von diesem Geist. Er strebte nach dem Lobe der Ritterschaft: schöne Waffen und Pferde; der Ruhm der Tapferkeit, die Abenteuer des Zweikampfes und der Liebe hatten für ihn soviel Reiz wie für einen anderen; aber auch die geistliche Richtung trat in ihm lebhaft hervor: den ersten der Apostel hat er in diesen Jahren in einer Ritterromanze besungen. Wahrscheinlich jedoch würden wir seinen Namen unter den übrigen tapferer spanischer Hauptleute lesen, denen Karl V. so viele Gelegenheit gab, sich hervorzutun, hätte er nicht das Unglück gehabt, bei der Verteidigung von Pamplona gegen die Franzosen im Jahre 1521 von einer doppelten Wunde an beiden Beinen verletzt und, obwohl er so standhaft war, daß er sich zu Hause, wohin man ihn gebracht, den Schaden zweimal aufbrechen ließ — in

dem heftigsten Schmerze kniff er nur die Faust zusammen —, auf das schlechteste geheilt zu werden. Er kannte und liebte die Ritterromane, vor allem den Amadis. Indem er jetzt seine Heilung abwartete, bekam er auch das Leben Christi und einiger Heiligen zu lesen. Schwärmerisch von Natur, aus einer Bahn weggeschleudert, die ihm das glänzendste Glück zu verheißen schien, jetzt zugleich zur Untätigkeit gezwungen und durch seine Leiden aufgeregt, geriet er in den seltsamsten Zustand von der Welt. Auch die Taten des hl. Franziskus und hl. Dominikus, die hier in allem Glanze geistlichen Ruhmes vor ihm erschienen, deuchten ihm nachahmungswürdig; und wie er sie so las, fühlte er Mut und Tätigkeit, sie nachzuahmen, mit ihnen in Entsagung und Strenge zu wetteifern. Nicht selten wichen diese Vorstellungen noch vor sehr weltlichen Gedanken. Er malte sich nicht minder aus, wie er die Dame, deren Dienste er sich in seinem Herzen gewidmet — sie sei keine Greisin gewesen, sagte er selbst, keine Herzogin, sondern noch mehr als dies — in der Stadt, wo sie wohne, aufsuchen, mit welchen Worten zierlich und scherzhaft er sie anreden, wie er ihr seine Hingebung bezeigen, welche ritterliche Uebungen er ihr zu Ehren ausführen wolle. Bald von jenen, bald von diesen Traumbildern ließ er sich hinreißen: sie wechselten in ihm ab.

Je länger es aber dauerte, je schlechteren Erfolg seine Heilung hatte, um so mehr bekamen die geistlichen die Oberhand. Sollten wir ihm wohl unrecht tun, wenn wir dies auch mit daher ableiten, daß er allmählich einsah, er könne doch nicht vollkommen hergestellt und niemals wieder recht zu Kriegsdienst und Ritterehre tauglich werden?

Auch war es nicht ein so schroffer Uebergang zu etwas durchaus Verschiedenem, wie man vielleicht glauben könnte. In seinen geistlichen Uebungen, deren Ursprung immer auf die ersten Anschauungen seiner Erweckung zurückgeführt worden, stellt er sich zwei Heerlager vor, eins bei Jerusalem, das andere bei Babylon: Christi und des Satans; dort alle Guten, hier alle Bösen, gerüstet, miteinander den Kampf zu bestehen. Christus sei ein König, der einen Entschluß verkündige, alle Länder der Ungläubigen zu unterwerfen. Wer ihm die Heeresfolge leisten wolle, müsse sich jedoch ebenso nähren und kleiden wie er, dieselben Mühseligkeiten und Nachtwachen ertragen wie er: nach diesem Maße werde er des Sieges und der Belohnungen teilhaftig werden.

Vor ihm, der Jungfrau und dem ganzen himmlischen Hofe werde dann ein jeder erklären, daß er dem Herrn so treu wie möglich nachfolgen, alles Ungemach mit ihm teilen und ihm in wahrer, geistiger und leiblicher Armut dienen wolle.

So seltsame Vorstellungen mochten es sein, die in ihm den Uebergang von weltlicher zu geistlicher Ritterschaft vermittelten. Denn eine solche, aber deren höchstes Vorbild durchaus die Taten und Entbehrungen der Heiligen ausmachten, war es, was er beabsichtigte. Er riß sich los von seinem väterlichen Haus und seinen Verwandten und stieg den Berg von Montserrat[21]) hinan: nicht in Zerknirschung über seine Sünden, noch von eigentlichem religiösen Bedürfnis angetrieben, sondern, wie er selber gesagt hat, nur in dem Verlangen, so große Taten zu vollbringen wie diejenigen, durch welche die Heiligen so berühmt geworden, ebenso schwere Bußübungen zu übernehmen oder noch schwerere, und in Jerusalem Gott zu dienen. Vor einem Marienbilde hing er Waffen und Wehr auf; eine andere Nachtwache als die ritterliche, aber mit ausdrücklicher Erinnerung an den Amadis, wo ihre Uebungen so genau geschildert werden, kniend oder stehend im Gebet, immer seinen Pilgerstab in der Hand, hielt er vor dem Bilde. Die ritterliche Kleidung, in der er gekommen, gab er weg; er versah sich mit dem rauhen Gewande der Einsiedler, deren einsame Wohnung zwischen diese nackten Felsen eingehauen ist. Nachdem er eine Lebensbeichte abgelegt, begab er sich nicht gleich, wie seine jerusalemische Absicht forderte, nach Barcelona — er hätte auf der großen Straße erkannt zu werden gefürchtet —, sondern zuerst nach Manresa, um nach neuen Bußübungen von da an den Hafen zu gelangen.

Hier aber erwarteten ihn andere Prüfungen; die Richtung, die er mehr wie ein Spiel eingeschlagen, war gleichsam Herr über ihn geworden und machte ihren ganzen Ernst in ihm geltend. In der Zelle eines Dominikanerklosters ergab er sich den härtesten Bußübungen; zu Mitternacht erhob er sich zum Gebete, sieben Stunden täglich brachte er auf den Knien zu, regelmäßig geißelte er sich dreimal den Tag. Nicht allein aber fiel ihm das doch schwer genug, und er zweifelte oft, ob er es sein Leben lang aushalten werde: was noch viel mehr zu bedeuten hatte, er bemerkte auch, daß es ihn nicht beruhige. Er hatte sich auf Monserrat drei Tage damit beschäftigt, eine Beichte über sein

ganzes vergangenes Leben abzulegen; aber er glaubte damit nicht genug getan zu haben. Er wiederholte sie in Manresa; er trug vergessene Sünden nach; auch die geringsten Kleinigkeiten suchte er auf; allein je mehr er grübelte, um so peinlicher waren die Zweifel, die ihn befielen. Er meinte, von Gott nicht angenommen, noch vor ihm gerechtfertigt zu sein. In dem Leben der Väter las er, Gott sei wohl einmal durch Enthaltung von aller Speise erweicht und gnädig zu sein bewogen worden. Auch er enthielt sich einst von einem Sonntage zum anderen aller Lebensmittel. Sein Beichtvater verbot es ihm, und er, der von nichts in der Welt einen so hohen Begriff hatte wie von dem Gehorsam, ließ hierauf davon ab. Wohl war ihm dann und wann, als werde seine Schwermut von ihm genommen, wie ein schweres Kleid von den Schultern fällt; aber bald kehrten die alten Qualen zurück. Es schien ihm, als habe sich sein ganzes Leben Sünde aus Sünde fortgehend erzeugt. Zuweilen war er in Versuchung, sich aus der Fensteröffnung zu stürzen.

Unwillkürlich erinnert man sich hierbei des peinlichen Zustandes, in welchen Luther zwei Jahrzehnte früher durch sehr ähnliche Zweifel geraten war. Die Forderung der Religion, eine völlige Versöhnung mit Gott bis zum Bewußtsein ihrer selbst war bei der unergründlichen Tiefe einer mit sich selber hadernden Seele auf dem gewöhnlichen Wege, den die Kirche einschlug, niemals [?] zu erfüllen. Auf sehr verschiedene Weise gingen sie aber aus diesem Wirrsal hervor. Luther gelangte zu der Lehre von der Versöhnung durch Christum ohne alle Werke; von diesem Punkte aus verstand er erst die Schrift, auf die er sich gewaltig stützte. Von Loyola finden wir nicht, daß er in der Schrift geforscht, daß der Glaubenssatz auf ihn Eindruck gemacht habe. Da er nur in inneren Regungen lebte, in Gedanken, die in ihm selbst entsprangen, so glaubte er die Eingebung bald des guten, bald des bösen Geistes zu erfahren. Endlich ward er sich ihres Unterschiedes bewußt. Er fand ihn darin, daß sich die Seele von jenen erfreut und getröstet, von diesen ermüdet und geängstigt fühle. Eines Tages war es ihm, als erwache er aus dem Traume. Er glaubte mit Händen zu greifen, daß alle seine Peinen Anfechtungen des Satans seien. Er entschloß sich von Stund an, über sein ganzes vergangenes Leben abzuschließen, diese Wunden nicht weiter aufzureißen, sie niemals wieder

zu berühren. Es ist dies nicht sowohl eine Beruhigung als ein Entschluß. Mehr eine Annahme, die man ergreift, weil man will, als eine Ueberzeugung, der man sich unterwerfen muß. Sie bedarf der Schrift nicht, sie beruht auf dem Gefühle eines unmittelbaren Zusammenhanges mit dem Reiche der Geister. Luther hätte sie niemals genug getan: Luther wollte keine Eingebung, keine Gesichte, er hielt sie alle ohne Unterschied für verwerflich; er wollte nur das einfache, geschriebene, unzweifelhafte Gotteswort. Loyola dagegen lebte ganz in Vorstellungen und inneren Anschauungen. Am meisten vom Christentum schien ihm eine Alte zu verstehen, welche ihm in seinen Qualen gesagt, Christus müsse ihm noch erscheinen. Es hatte ihm anfangs nicht einleuchten wollen, jetzt aber meinte er bald Christum, bald die Jungfrau mit Augen zu erblicken. Auf der Treppe zu San Domenico zu Manresa blieb er stehen und weinte laut, weil er das Geheimnis der Dreieinigkeit in diesem Augenblick anzuschauen glaubte; er redete den ganzen Tag von nichts anderem, er war unerschöpflich in Gleichnissen. Plötzlich überleuchtete ihn in wundersamen Sinnbildern das Geheimnis der Schöpfung. In der Hostie sah er den, welcher Gott und Mensch ist. Er ging einst an dem Ufer des Llobregat[22]) nach einer entfernten Kirche. Indem er sich niedersetzte und seine Augen auf den tiefen Strom haftete, den er vor sich hatte, fühlte er sich plötzlich von anschauendem Verständnis der Geheimnisse des Glaubens entzückt: er meinte als ein anderer Mensch aufzustehen. Für ihn bedurfte es dann keines Zeugnisses, keiner Schrift weiter. Auch wenn es solche nicht gegeben hätte, würde er doch unbedenklich für den Glauben, den er bisher geglaubt, den er sah, in den Tod gegangen sein.

Haben wir die Grundlagen dieser so eigentümlichen Entwickelung gefaßt, dieses Rittertum der Enthaltsamkeit, diese Entschlossenheit der Schwärmerei und seltsame Beschaulichkeit, so ist es nicht nötig, Iñigo Loyola auf jeden Schritt seines Lebens weiter zu begleiten. Er ging wirklich nach Jerusalem, in der Hoffnung, wie zur Stärkung der Gläubigen, so zur Bekehrung der Ungläubigen beizutragen. Allein wie wollte er zumal das letzte ausführen, unwissend wie er war, ohne Gefährten, ohne Vollmacht? An der entschiedenen Zurückweisung jerusalemischer Obern, die dazu ausdrückliche päpstliche Berechtigung besaßen, scheiterte sein Vorsatz, an den heiligen Orten zu bleiben. Auch als er

nach Spanien zurückgekommen, hatte er Anfechtungen genug zu bestehen. Indem er zu lehren und die geistlichen Uebungen, die ihm indes entstanden, mitzuteilen anfing, kam er sogar in den Verdacht der Ketzerei. Es wäre das seltsamste Spiel des Zufalls, wenn Loyola, dessen Gesellschaft Jahrhunderte später in Illuminaten ausging[23]), selbst mit einer Sekte dieses Namens in Zusammenhang gestanden hätte. Und leugnen kann man nicht, daß die damaligen Illuminaten in Spanien, Alumbrados, zu denen er zu gehören in Verdacht war, Meinungen hegten, die einige Aehnlichkeit mit seinen Vorstellungen haben. Abgestoßen von der Werkheiligkeit des bisherigen Christentums, ergaben auch sie sich inneren Entzückungen und glaubten wie er, das Geheimnis — sie erwähnten noch besonders das der Dreieinigkeit — in unmittelbarer Erleuchtung anzuschauen. Wie Loyola und später seine Anhänger machten sie die Lebensbeichte zur Bedingung der Lossprechung und drangen vor allem auf das innere Gebet. In der Tat möchte ich nicht behaupten, daß Loyola ganz ohne Berührung mit diesen Meinungen geblieben wäre. Allein daß er der Sekte angehört hätte, ist auch nicht zu sagen. Er unterschied sich von ihr hauptsächlich dadurch, daß, während sie durch die Forderungen des Geistes über alle gemeinen Pflichten erhaben zu sein glaubten, er dagegen — ein alter Soldat wie er war — den Gehorsam für die oberste aller Tugenden erklärte. Seine ganze Begeisterung und innere Ueberzeugung unterwarf er allemal der Kirche und ihren Gewalten.

Indessen hatten diese Anfechtungen und Hindernisse einen für sein Leben entscheidenden Erfolg. In dem Zustande, in dem er damals war, ohne Gelehrsamkeit und gründlichere geistliche Bildung, ohne weltlichen Rückhalt, hätte sein Dasein spurlos vorübergehen müssen. Glück genug, wenn ihm innerhalb Spaniens ein paar Bekehrungen gelungen wären. Allein indem man ihm in Alcala und in Salamanca[24]) auferlegte, erst vier Jahre Gottesgelahrtheit zu studieren, ehe er namentlich über gewisse schwere Glaubenssätze wieder zu lehren versuche, nötigte man ihn, einen Weg einzuschlagen, auf dem sich allmählich für seinen Trieb religiöser Tätigkeit ein ungeahntes Feld eröffnete.

Er begab sich nach der damals berühmtesten hohen Schule der Welt, nach Paris. Die Wissenschaften hatten für ihn eine eigentüm-

liche Schwierigkeit. Er mußte die Klasse der Grammatik, die er schon in Spanien angefangen, die der Philosophie durchmachen, ehe er zur Gottesgelahrtheit zugelassen wurde. Aber bei den Worten, die er beugen, bei den denkrichtigen Begriffen, die er zergliedern sollte, ergriffen ihn die Entzückungen des tieferen religiösen Sinnes, den er damit zu verbinden gewohnt war. Es hat etwas Großartiges, daß er dies für Eingebungen des bösen Geistes erklärte, der ihn von dem rechten Weg abführen wolle, und sich der religiösen Zucht unterwarf.

Während ihm nun aus den Wissenschaften eine neue, die greifbare Welt aufging, so ließ er doch darum von seiner geistigen Richtung und selbst ihrer Mitteilung keinen Augenblick ab. Eben hier war's, wo er die ersten nachhaltigen, wirksamen, ja für die Welt bedeutenden Bekehrungen machte.

Von den beiden Stubenburschen Loyolas in der geistlichen Bildungsanstalt St. Barbara war der eine, Peter Faber[25]) aus Savoyen, — ein Mensch, bei den Herden seines Vaters aufgewachsen, der sich einst des Nachts unter freiem Himmel Gott und den Wissenschaften gewidmet hatte — nicht schwer zu gewinnen. Er wiederholte mit Ignatius (denn diesen Namen führte Iñigo in der Fremde), den vernunftwissenschaftlichen Lehrgang: dieser teilte ihm dabei seine beschaulichen Grundsätze mit. Ignatius lehrte den jüngeren Freund seine Fehler bekämpfen, klüglich nicht alle auf einmal, sondern einen nach dem andern, wie er denn auch immer einer Tugend vorzugsweise nachzutrachten habe: er hielt ihn zur Beichte und häufigem Genuß des Abendmahles an. Sie traten in die engste Gemeinschaft: Ignaz teilte die Almosen, die ihm aus Spanien und Flandern ziemlich reichlich zuflossen, mit Faber. Schwerer machte es ihm der andere, Franz Xaver[26]) aus Pamplona in Navarra, der begierig war, der Reihe seiner durch Kriegstaten berühmten Vorfahren, die von fünfhundert Jahren her auf seinem Stammbaum verzeichnet waren, den Namen eines Gelehrten hinzuzufügen; er war schön, reich, voll Geist und hatte schon am königlichen Hofe Fuß gefaßt. Ignaz versäumte nicht, ihm die Ehre zu erweisen, die er in Anspruch nahm, und zu sorgen, daß sie ihm von andern erwiesen wurde. Für seine erste Vorlesung verschaffte er ihm eine gewisse Hörerzahl. Wie er ihn sich persönlich befreundet, so verfehlte sein Beispiel, seine Strenge ihre natürliche

Wirkung nicht. Er brachte diesen wie jenen dahin, die geistlichen Uebungen unter seiner Leitung zu machen. Er schonte ihrer nicht: drei Tage und drei Nächte ließ er sie fasten; in dem härtesten Winter — die Wagen fuhren über die gefrorene Seine — hielt er Faber dazu an. Er machte sich beide ganz zu eigen und teilte ihnen seine Gesinnung mit.

Wie bedeutend wurde die Zelle von St. Barbara, die diese drei Menschen vereinigte, in der sie voll schwärmerischer Gottseligkeit Pläne entwarfen, Unternehmungen vorbereiteten, von denen sie selber nicht wußten, wohin sie führen sollten!

Betrachten wir die Grundlagen, auf denen die fernere Entwickelung dieser Verbindung beruhte. Nachdem sich noch einige Spanier, Salmeron[27]), Lainez[28]), Bobadilla[29]), denen sich allen Ignatius durch guten Rat oder Unterstützung unentbehrlich gemacht, ihnen zugesellt, begaben sie sich eines Tages nach der Kirche von Montmartre. Faber, bereits Priester, las die Messe. Sie gelobten Keuschheit; sie schwuren, nach vollendetem Hochschulbesuch in völliger Armut ihr Leben in Jerusalem der Pflege der Christen oder der Bekehrung der Sarazenen zu widmen; sei es aber unmöglich, dahin zu gelangen oder dort zu bleiben, in diesem Falle dem Papste ihre Bemühungen anzubieten, für jeden Ort, wohin er ihnen zu gehen befehle, ohne Lohn noch Bedingung. So schwur ein jeder und empfing die Hostie. Darauf schwur auch Faber und nahm sie selbst. An dem Brunnen St. Denis genossen sie hierauf eine Mahlzeit.

Ein Bund zwischen jungen Männern: schwärmerisch, nicht eben verfänglich; noch in den Vorstellungen, die Ignatius ursprünglich gefaßt hatte, nur insofern davon abweichend, als sie ausdrücklich die Möglichkeit berechneten, sie nicht ausführen zu können.

Anfang 1537 finden wir sie in der Tat mit noch drei anderen Genossen sämtlich in Venedig, um ihre Wallfahrt anzutreten. Schon manche Veränderung haben wir in Loyola wahrgenommen: von einem weltlichen Rittertum sahen wir ihn zu einem geistlichen übergehen, in die ernsthaftesten Anfechtungen fallen und mit schwärmerischer Entsagung sich daraus hervorarbeiten: Gottesgelehrter und Gründer einer schwärmerischen Gesellschaft war er geworden. Jetzt endlich nahmen

seine Absichten die bleibende Wendung. Einmal hinderte ihn der Krieg, der eben damals zwischen Venedig und den Türken ausbrach, an der Abreise und ließ den Gedanken der Wallfahrt noch mehr zurücktreten; sodann aber fand er in Venedig eine Anstalt, die ihm, man möchte sagen, die Augen erst recht öffnete. Eine Zeitlang schloß sich Loyola auf das engste an Caraffa[30]) an: in dem Kloster der Theatiner, das sich in Venedig gebildet, nahm er Wohnung. Er diente in den Krankenhäusern, über welche Caraffa die Aufsicht führte, in denen dieser seine Probeschüler sich üben ließ. Zwar fand sich Ignatius durch die theatinische Anstalt nicht völlig befriedigt; er sprach mit Caraffa über einige in ihr vorzunehmende Veränderungen, und sie sollen darüber miteinander zerfallen sein. Aber schon dies zeigt, wie tiefen Eindruck sie auf ihn machte. Einen Orden von Priestern sah er sich hier den eigentlich priesterlichen Pflichten mit Eifer und Strenge widmen. Mußte er, wie immer deutlicher wurde, diesseit des Meeres bleiben und seine Tätigkeit in den Bezirken der abendländischen Christen versuchen, so erkannte er wohl, daß auch er nicht füglich einen anderen Weg einschlagen konnte.

In der Tat nahm er in Venedig mit allen seinen Gefährten die priesterlichen Weihen. In Vicenza begann er nach vierzehntägigem Gebet mit dreien von ihnen zu predigen. An dem nämlichen Tage zur nämlichen Stunde erschienen sie in verschiedenen Straßen, stiegen auf Steine, schwangen die Hüte, riefen laut und fingen an zur Buße zu mahnen. Seltsame Prediger, zerlumpt, abgehärmt; sie sprachen ein unverständliches Gemisch von Spanisch und Italienisch. In diesen Gegenden blieben sie, bis das Jahr, das sie zu warten beschlossen hatten, verstrichen war. Dann brachen sie auf nach Rom.

Als sie sich trennten, denn auf verschiedenen Wegen wollten sie die Reise machen, entwarfen sie die ersten Satzungen, um auch in der Entfernung eine gewisse Gleichförmigkeit des Lebens zu beobachten. Was aber sollten sie antworten, wenn man sie nach ihrer Beschäftigung fragen würde? Sie gefielen sich in dem Gedanken, als Soldaten dem Satan den Krieg zu machen: den alten soldatischen Vorstellungen des Ignatius zufolge beschlossen sie, sich die „Gesellschaft Jesu" zu nennen, ganz wie eine Kompagnie Soldaten, die von ihrem Hauptmann den Namen trägt.

In Rom hatten sie anfangs keinen ganz leichten Stand: Ignatius meinte, er sehe alle Fenster geschlossen, und von dem alten Verdacht der Ketzerei mußten sie hier noch einmal freigesprochen werden. Allein indes hatten ihre Lebensweise, ihr Eifer in Predigt und Unterricht, ihre Krankenpflege auch zahlreiche Anhänger herbeigezogen, und so viele zeigten sich bereit, zu ihnen zu treten, daß sie auf eine förmliche Einrichtung ihrer Gesellschaft denken konnten.

Zwei Gelübde hatten sie bereits getan: jetzt legten sie das dritte, das des Gehorsams, ab. Wie aber Ignatius immer den Gehorsam für eine der vornehmsten Tugenden erklärt, so suchten sie gerade in diesem alle anderen Orden zu übertreffen. Es war schon viel, daß sie sich ihren General allemal auf Lebenszeit zu wählen beschlossen; allein dies genügte ihnen noch nicht. Sie fügten die besondere Verpflichtung hinzu, „alles zu tun, was ihnen der jedesmalige Papst befohlen, in jedes Land zu gehen, zu Türken, Heiden und Ketzern, in das er sie senden werde, ohne Widerrede, ohne Bedingung und Lohn, unverzüglich". Welch ein Gegensatz gegen die bisherigen Grundbestimmungen der Zeit! Indem der Papst auf allen Seiten Widerstand und Abfall erfuhr und nichts zu erwarten hatte als fortgehenden Abfall, vereinigte sich hier eine Gesellschaft, freiwillig, voll Eifer, begeistert, um sich ausschließlich seinem Dienste zu widmen. Er konnte kein Bedenken tragen, sie anfangs — im Jahre 1540 — unter einigen Beschränkungen und alsdann, 1543, unbedingt zu bestätigen.

Indes tat auch die Gesellschaft den letzten Schritt. Sechs von den ältesten Bundesgenossen traten zusammen, um den Vorsteher zu wählen, der, wie der erste Entwurf, den sie dem Papst einreichten, besagte, „Grade und Aemter nach seinem Gutdünken verteilen, die Satzung mit Beirat der Mitglieder entwerfen, in allen anderen Dingen aber allein zu befehlen haben solle: in ihm solle Christus als gegenwärtig verehrt werden." Einstimmig wählten sie Ignaz, der, wie Salmeron auf seinem Wahlzettel sagte, „sie alle in Christo erzeuget und mit seiner Milch genährt habe".

Und nun erst hatte die Gesellschaft ihre Form. Es war auch eine Gesellschaft von Ordensgeistlichen: sie beruhte auch auf einer Vereinigung von geistlichen und klösterlichen Pflichten; allein sie unterschied

sich vielfach von den übrigen dieser Art. Hatten schon die Theatiner mehrere minder bedeutende Verpflichtungen fallen lassen, so gingen die Jesuiten darin noch weiter. Es war ihnen nicht genug, alle klösterliche Tracht zu vermeiden; sie sagten sich auch von den gemeinschaftlichen Andachtsübungen, welche in den Klöstern den größten Teil der Zeit wegnehmen, von der Obliegenheit, im Chor zu singen, los.

Dieser wenig notwendigen Beschäftigungen überhoben, widmeten sie ihre ganze Zeit und alle ihre Kräfte den wesentlichen Pflichten. Nicht einer besonderen wie die Barnabiten[31]), obwohl sie die Krankenpflege, weil sie einen guten Namen machte, sich angelegen sein ließen: nicht unter beschränkenden Bedingungen wie die Theatiner, sondern mit aller Anstrengung den wichtigsten. Erstens der Predigt. Schon als sie sich in Vicenza trennten, hatten sie sich das Wort gegeben, hauptsächlich für das gemeine Volk zu predigen, mehr darauf zu denken, Eindruck zu machen, als durch gewählte Rede zu glänzen; so fuhren sie nunmehr fort. Zweitens der Beichte; denn damit hängt die Leitung und Beherrschung der Gewissen unmittelbar zusammen. In den geistlichen Uebungen, durch welche sie selbst mit Ignaz vereinigt worden, besaßen sie ein großes Hülfsmittel. Endlich dem Unterrichte der Jugend; hierzu hatten sie sich gleich in ihren Gelübden durch einen besonderen Zusatz verpflichten wollen; und ob dies wohl da nicht durchgegangen war, so schärften sie es doch in ihrer Satzung auf das lebhafteste ein. Vor allem wünschten sie das aufwachsende Geschlecht zu gewinnen. Genug, alles Beiwerk ließen sie fallen und widmeten sich den wesentlichen, wirksamen Einfluß versprechenden Arbeiten.

Aus den schwärmerischen Bestrebungen hatte sich demnach eine vorzugsweise für das wirkliche Leben dienliche Richtung entwickelt, aus seinen weltabgewandten Bekehrungen eine Einrichtung, mit weltkluger Zweckmäßigkeit berechnet. Alle seine Erwartungen sah Ignatius weit übertroffen. Er hatte nun die unbeschränkte Leitung einer Gesellschaft in Händen, auf welche ein großer Teil seiner Anschauungen überging; welche ihre geistlichen Ueberzeugungen mit den Wissenschaften auf dem Wege bildete, auf dem er sie durch Zufall und Begabung erworben hatte; welche zwar seinen jerusalemischen Plan nicht ausführte, bei dem sich nichts erreichen ließ, aber übrigens zu den entferntesten erfolgreichsten Heidenbekehrungen[32]) schritt, und hauptsächlich jene Seel-

sorge, die er immer empfohlen, in einer Ausdehnung übernahm, wie er sie niemals ahnen können; die ihm endlich einen zugleich soldatischen und geistlichen Gehorsam leistete.

Als Ignatius starb (1556), zählte seine Gesellschaft, die römische ungerechnet, dreizehn Provinzen. Schon der bloße Anblick zeigt, wo ihr Nerv war. Die größere Hälfte, sieben, gehörte der pyrenäischen Halbinsel mit ihren überseeischen Siedlungen an. In Kastilien waren zehn, in Aragon fünf, in Andalusien nicht minder fünf Anstalten; in Portugal war man am weitesten, man hatte zugleich Häuser für Lehrer und Probeschüler. Der portugiesischen überseeischen Siedelungen hatte man sich beinahe bemächtigt; in Brasilien waren achtundzwanzig, in Ostindien von Goa bis Japan gegen hundert Mitglieder des Ordens beschäftigt. Von hier aus hatte man einen Versuch in Aethiopien gemacht und einen Landschaftsoberen dahingesendet; man glaubte eines glücklichen Fortganges sicher zu sein. Alle diese Provinzen spanischer und portugiesischer Zunge wurden von einem Hauptbevollmächtigten, Franz Borgia [33]), zusammengefaßt. In dem Staate, wo der erste Gedanke der Gesellschaft entsprungen, war auch ihr Einfluß am umfassendsten gewesen.

Nicht viel geringer war es in Italien. Es gab drei Provinzen italienischer Zunge: die römische, die unmittelbar unter dem General stand, mit Häusern für ordentliche Mitglieder (Professoren) und Probeschüler, dem Kollegium Romanum und Germanicum, das auf den Rat des Kardinals Morone [34]) ausdrücklich für die Deutschen eingerichtet wurde, jedoch noch keinen rechten Fortgang gewann; auch Neapel gehörte zu dieser Provinz, — die sizilische mit vier bereits vollendeten und zwei angefangenen Anstalten; der Unterkönig della Vega hatte die ersten Jesuiten dahin gebracht; Messina und Palermo hatten gewetteifert, Anstalten zu gründen, von diesen gingen dann die übrigen aus —, und die eigentlich italienische, die das obere Italien begriff, mit zehn Anstalten.

Nicht so glücklich war es in anderen Ländern gegangen; allenthalben setzte sich der Protestantismus oder eine schon gebildete Hinneigung zu ihm entgegen. In Frankreich hatte man dort nur eine einzige Anstalt eigentlich im Stande. Man unterschied zwei deutsche Provinzen, allein sie waren nur in ihren ersten Anfängen vorhanden.

Die obere gründete sich auf Wien, Prag, Ingolstadt, dort stand es allenthalben noch sehr bedenklich; die untere sollte die Niederlande begreifen, doch hatte Philipp II. den Jesuiten noch keine gesetzliche Berechtigung gestattet[35]).

Aber schon dieser erste rasche Fortgang leistete der Gesellschaft Bürgschaft für die Macht, zu der sie bestimmt war. Daß sie sich in den eigentlich katholischen Ländern, den beiden Halbinseln, zu so gewaltigem Einfluß erhoben, war von der größten Bedeutung.

Nr. 4. Pius V. (1566—1572)[36]).

Ein Papst ward (1565) gewählt, den die Anhänger der strengen Gesinnung durchaus zu den Ihren zählen konnten: Pius V. Ich will nicht die mehr oder minder zweifelhaften Berichte wiederholen, welche das Buch über die Konklaven und einige Geschichtschreiber jener Zeit über diese Wahl mitteilen. Wir haben ein Schreiben von Karl Borromeo[37]), das uns hinreichende Aufklärung gibt. „Ich beschloß," sagt er darin — und es ist gewiß, daß er den größten Einfluß auf die Wahl gehabt hat —, „auf nichts so sehr einzugehen wie auf die Religion und den Glauben. Da mir die Frömmigkeit, Unbescholtenheit und heilige Gesinnung des Kardinals von Alessandria — nachher Pius V. — bekannt waren, so glaubte ich, daß die christliche Gemeinschaft von ihm am besten verwaltet werden könne, und widmete ihm meine ganze Bemühung." Von einem Manne einer so vollkommen geistlichen Gesinnung, wie Karl Borromeo war, läßt sich ohnehin keine andere Rücksicht erwarten. Philipp II., von seinem Gesandten für den nämlichen Kardinal gewonnen, hat dem Borromeo ausdrücklich für seinen Anteil an dieser Wahl gedankt. Gerade eines solchen Mannes glaubte man zu bedürfen. Die Anhänger Pauls IV.[38]), die sich bisher doch immer still gehalten, priesen sich glücklich. Wir haben Briefe von ihnen übrig. „Nach Rom, nach Rom," schrieb einer dem anderen, „kommt zuversichtlich, ohne Verzug, aber mit aller Bescheidenheit: Gott hat uns Paul IV. wieder auferweckt."

Michele Ghislieri — nunmehr Pius V. —, von geringer Herkunft, zu Bosco, unfern Alessandria im Jahre 1504 geboren, ging bereits in seinem vierzehnten Jahre in ein Dominikanerkloster. Er ergab sich da mit Leib und Seele der mönchischen Armut und Frömmigkeit, die sein Orden von ihm forderte. Von seinen Almosen behielt er nicht so viel für sich, um sich davon einen Mantel machen zu lassen; gegen die Hitze des Sommers, fand er, sei das beste Mittel, wenig zu genießen; obwohl Beichtvater eines Statthalters von Mailand, reiste er doch immer zu Fuß und seinen Sack auf dem Rücken. Lehrte er, so tat er es mit Kürze und Wohlwollen; hatte er ein Kloster als Prior zu verwalten, so war er strenge und sparsam: mehr als eines hat er von Schulden frei gemacht. Seine Entwickelung fiel in die Jahre, in denen auch in Italien die bisherige Lehre mit den protestantischen Regungen kämpfte. Er nahm für die Strenge der alten Lehre Partei: von dreißig Streitsätzen, die er 1543 in Parma verfocht, bezogen sich die meisten auf die Machtvollkommenheit des römischen Papstes und waren den neuen Meinungen entgegengesetzt. Gar bald übertrug man ihm das Amt eines Inquisitors. Gerade in Orten von besonderer Gefahr, in Como und Bergamo, wo der Verkehr mit Schweizern und Deutschen nicht vermieden werden konnte, im Veltlin, das unter Graubünden stand, hatte er es zu verwalten. Er bewies darin die Hartnäckigkeit und den Mut eines Eiferers. Zuweilen ist er bei seinem Eintritt in Como mit Steinwürfen empfangen worden; oft hat er, nur um sein Leben zu retten, des Nachts sich in Bauernhütten verborgen, wie ein Flüchtling zu entkommen suchen müssen. Doch ließ er sich durch keine Gefahr irremachen; der Graf della Trinita drohte ihn in einen Brunnen werfen zu lassen: er entgegnete, es wird geschehen, was Gott will! So war auch er in den Kampf der geistigen und staatlichen Kräfte verflochten, der damals Italien bewegte. Da die Richtung, der er sich zugewandt, den Sieg davontrug, so kam er mit ihr empor. Er wurde Kommissarius der Inquisition in Rom. Gar bald sagte Paul IV., Fra Michele sei ein großer Diener Gottes und hoher Ehren wert. Er ernannte ihn zum Bischof von Nepi — denn er wolle ihm eine Kette an den Fuß legen, damit er nicht künftig einmal sich in die Ruhe eines Klosters zurückziehe — und 1557 zum Kardinal.

Ghislieri hielt sich auch in dieser neuen Würde strenge, arm und anspruchslos: er sagte seinen Hausgenossen, sie müßten glauben, daß sie in einem Kloster wohnten. Er lebte nur seinen Andachtsübungen und der Inquisition.

In einem Manne von dieser Gesinnung glaubten nun Borromeo, Philipp II., die gesamte strengere Partei, das Heil der Kirche zu sehen. Die römischen Bürger waren vielleicht nicht so zufrieden. Pius V. erfuhr es; er sagte: „Desto mehr sollen sie mich beklagen, wenn ich tot bin!“ Er lebte auch als Papst in der ganzen Strenge seines Mönchtums: er hielt die Fasten in ihrem vollen Umfange, unnachläßlich; er erlaubte sich kein Kleid von feinerem Zeug; oft las er, alle Tage hörte er Messe. Doch sorgte er dafür, daß die geistlichen Uebungen ihn nicht an den öffentlichen Geschäften hinderten; er hielt keine Siesta, mit dem frühesten war er auf. Wollte man zweifeln, ob sein geistlicher Ernst in ihm einen tieferen Grund gehabt, so möchte dafür ein Beweis sein, daß er fand, das Papsttum sei ihm zur Frömmigkeit nicht förderlich: zum Heile der Seele, die Glorie des Paradieses zu empfangen, trage es nicht bei; er meinte, diese Last würde ihm ohne das Gebet unerträglich sein. Das Glück einer inbrünstigen Andacht, das einzige, dessen er fähig war, einer Andacht, die ihn oft bis zu Tränen rührte und von der er mit der Ueberzeugung aufstand, er sei erhört, blieb ihm bis an sein Ende gewährt. Das Volk war hingerissen, wenn es ihn in den frommen Umzügen sah, barfuß und ohne Kopfbedeckung, mit dem reinen Ausdruck einer ungeheuchelten Frömmigkeit im Gesicht, mit langem schneeweißen Bart. Sie meinten, einen so frommen Papst habe es noch niemals gegeben; sie erzählten sich, sein bloßer Anblick habe Protestanten bekehrt. Auch war Pius gütig und leutselig: mit seinen älteren Dienern ging er auf das vertraulichste um. Wie schön begegnete er jenem Grafen della Trinita, der nun einmals als Gesandter zu ihm geschickt wurde. „Seht da,“ sagte er ihm, als er ihn erkannte, „so hilft Gott den Unschuldigen;“ sonst ließ er es ihn nicht empfinden. Mildtätig war er von jeher: er hatte eine Liste von Dürftigen in Rom, die er regelmäßig nach ihrem Stand unterstützen ließ.

Demütig, hingegeben, kindlich sind Naturen dieser Art; sowie sie aber gereizt und beleidigt werden, erheben sie sich zu heftigem Eifer,

unerbittlichem Zorn. Ihre Gesinnung sehen sie als eine Pflicht, eine höchste Pflicht an, deren Nichterfüllung sie entrüstet und empört. Pius V. war sich bewußt, daß er immer die gerade Straße gewandelt. Daß ihn diese bis zum Papsttum geführt hatte, erfüllte ihn mit einem Selbstvertrauen, welches ihn vollends über jede Rücksicht erhob. In seinen Meinungen war er äußerst hartnäckig. Man fand, daß ihn auch die besten Gründe von ihnen nicht zurückbringen konnten. Leicht fuhr er bei dem Widerspruch auf; er ward rot im Gesicht und bediente sich der heftigsten Ausdrücke. Da er nun von den Geschäften der Welt und des Staates wenig verstand und sich vielmehr von den Nebenumständen auf eine oder die andere Weise erregen ließ, so war es überaus schwer, mit ihm fertig zu werden. In persönlichen Verhältnissen ließ er sich zwar nicht gleich von dem ersten Eindruck bestimmen, hielt er aber jemand einmal für gut oder böse, so konnte ihn darin nichts weiter irremachen. Allemal aber glaubte er eher, daß man sich verschlechtere als daß man sich bessere: die meisten Menschen waren ihm verdächtig.

Man bemerkte, daß er die Gerichtsurteile niemals milderte; er hätte vielmehr in der Regel gewünscht, sie wären noch schärfer ausgefallen. Es war ihm nicht genug, daß die Inquisition die neuen Verbrecher bestrafte, den alten von zehn und zwanzig Jahren ließ er nachforschen. Gab es einen Ort, wo weniger Strafen verhängt wurden, so hielt er ihn darum nicht für rein, er schrieb es der Nachlässigkeit der Behörden zu.

Man höre, mit welcher Schärfe er auf die Handhabung der Kirchenzucht drang. „Wir verbieten“, heißt es in einer seiner Bullen, „jedem Arzt, der zu einem bettlägerigen Kranken gerufen wird, ihn länger als drei Tage zu besuchen, wofern er nicht alsdann eine Bescheinigung erhält, daß der Kranke seine Sünden aufs neue gebeichtet habe.“ Eine andere setzt Strafen für Entweihung des Sonntags und Gotteslästerungen fest. Bei den Vornehmen sind es Geldstrafen. „Ein gemeiner Mann aber, welcher nicht bezahlen kann, soll bei dem ersten Male einen Tag über vor den Kirchentüren stehen, die Hände auf den Rücken gebunden; beim zweiten soll er durch die Stadt gegeißelt werden; beim dritten Male wird man ihm die Zunge durchbohren und ihn auf die Galeeren schicken.“

So ist der Stil seiner Verordnungen überhaupt; wie oft hat man ihm sagen müssen, er habe es nicht mit Engeln, sondern mit Menschen zu tun!

Die jetzt so dringende Rücksicht auf die weltlichen Gewalten hielt ihn hierin nicht auf. Die Bulle „In coena Domini“ [39]), über welche sich die Fürsten von jeher beklagt, ließ er nicht allein aufs neue verkündigen, er schärfte sie noch durch neue Zusätze. Ganz im allgemeinen schien er darin den Staatsleitungen das Recht abzusprechen, neue Abgaben aufzulegen.

Es versteht sich, daß auf so gewaltige Eingriffe auch Rückwirkungen erfolgten. Nicht allein, daß die Forderungen niemals befriedigt werden können, die ein Mensch von dieser Strenge an die Welt machen zu dürfen glaubt; es zeigte sich auch ein absichtlicher Widerstand, unzählige Mißhelligkeiten entstanden. So ergeben Philipp II. auch war, so hat er doch einmal den Papst erinnern lassen, er möge nicht erproben, was ein aufs äußerste gebrachter Fürst zu tun vermöge. Auf das tiefste empfand das der Papst seinerseits wieder. Oft fühlte er sich unglücklich in seiner Würde. Er sagte, er sei müde zu leben; da er ohne Rücksicht verfahre, habe er sich Feinde gemacht; seit er Papst sei, erlebe er lauter Unannehmlichkeiten und Verfolgungen.

Allein wie dem auch sei und obwohl es Pius V. so wenig wie ein anderer Mensch zu voller Befriedigung und Genugtuung brachte, so ist doch gewiß, daß seine Haltung und Sinnesweise einen unermeßlichen Einfluß auf seine Zeitgenossen und die ganze Entwicklung seiner Kirche ausgeübt hat. Nachdem soviel geschehen, um eine geistliche Richtung hervorzurufen, zu befördern, nachdem so viele Beschlüsse gefaßt worden, um sie zu allgemeiner Herrschaft zu erheben, gehörte ein Papst wie dieser dazu, damit sie allenthalben nicht allein verkündigt, sondern auch ins Leben geführt würde. Sein Eifer sowie sein Beispiel waren dazu unendlich wirksam.

Man sah die so oft besprochene Neugestaltung des Hofes, wenn auch nicht in den Formen, welche man vorgeschlagen, aber in der Tat eintreten. Die Ausgaben der päpstlichen Haushaltung wurden ungemein beschränkt. Pius V. bedurfte wenig für sich, und oft hat er gesagt, „wer herrschen wolle, müsse mit sich selber anfangen“. Seine Diener, welche ihm, wie er glaubte, ohne Hoffnung auf Belohnung,

bloß aus Liebe sein ganzes Leben treu geblieben, versorgte er wohl ohne Freigebigkeit, doch seine Angehörigen hielt er mehr in Schranken als irgend ein Papst vor ihm. Den Neffen Bonelli, den er nur darum zum Kardinal gemacht, weil man ihm sagte, es gehöre dies zu einem vertraulichen Verhältnis mit den Fürsten, stattete er mäßig aus. Als jener einst seinen Vater nach Rom kommen ließ, nötigte er diesen, in derselben Nacht, in derselben Stunde die Stadt wieder zu verlassen. Seine übrigen Verwandten wollte er nie über den Mittelstand erheben, und wehe dem, der sich auf irgend einem Vergehen, selbst nur auf einer Lüge betreten ließ, er hätte ihm nie verziehen, er jagte ihn ohne Gnade von sich. Wie weit war man da von einer Begünstigung der Verwandten entfernt, wie sie seit Jahrhunderten einen so bedeutenden Teil der päpstlichen Geschichte ausgemacht hatte. Durch eine seiner ernstlichsten Bullen verbot Pius für die Zukunft jede Belehnung mit irgend einer Besitzung der römischen Kirche, unter welchem Titel und Vorwand es auch sei. Er erklärte diejenigen im voraus in Bann, die dazu auch nur raten würden; von allen Kardinälen ließ er diese seine Satzung unterschreiben. In der Abstellung der Mißbräuche fuhr er eifrig fort; von ihm sah man wenig Befreiungen, noch weniger Zusammenlegungen; den Ablaß, den die Vorfahren gegeben, hat er oft beschränkt. Seinem Generalauditor trug er auf, wider alle Erzbischöfe und Bischöfe, die in ihren Diözesen nicht wohnen würden, ohne weiteres das Verfahren einzuleiten und ihm Vortrag zu machen, damit er zur Entsetzung der Ungehorsamen schreite. Allen Pfarrern gebietet er bei schwerer Strafe, bei ihren Pfarrkirchen auszuhalten und den Dienst Gottes zu versehen; er widerruft die Befreiungen, die sie darüber erhalten haben möchten. Die Ordnung der Klöster suchte er nicht minder eifrig herzustellen. Er bestätigte ihnen auf der einen Seite ihre Befreiungen von Auflagen und anderen Lasten, z. B. von Einquartierung; er wollte sie in ihrer Ruhe nicht stören lassen. Aber er verbot den Mönchen zugleich, ohne die Erlaubnis und die Prüfung des Bischofs Beichte zu hören; jeder neue Bischof solle die Prüfung wiederholen können. Er verordnete die strengste Abgeschlossenheit, auch der Nonnen. Nicht immer hat man das gelobt. Man beklagte sich, daß er zu strengeren Regeln nötige, als zu denen man sich selber

verpflichtet habe; einige gerieten in eine Art von Verzweiflung, andere flohen.

Alle diese Dinge setzte er nun zuerst in Rom und dem Kirchenstaate durch. Die weltlichen Behörden verpflichtete er so gut wie die geistlichen zur Handhabung seiner geistlichen Anordnungen. Er selbst sorgte indes für eine starke und parteilose Handhabung der Gerechtigkeit. Er ermahnte nicht allein die Verwaltungspersonen noch besonders dazu: jeden letzten Mittwoch des Monats hielt er eine öffentliche Sitzung mit den Kardinälen, wo ein jeder seine Beschwerden über die Gerichte vortragen konnte. Auch sonst war er unermüdlich, Empfang zu geben. Von früh an saß er auf seinem Stuhl, jedermann ward vorgelassen. In der Tat hatte dieser Eifer eine völlige Besserung des römischen Wesens zur Folge. „Zu Rom", sagt Paul Tiepolo [40]), „geht es jetzt auf eine andere als die bisher übliche Weise her. Die Menschen sind um vieles besser geworden, oder wenigstens haben sie diesen Anschein."

Mehr oder minder geschah etwas Aehnliches in ganz Italien. Allenthalben wird mit der Verkündigung der Beschlüsse der Kirchenversammlung (von Trient) auch die Kirchenzucht verschärft. Dem Papst ward ein Gehorsam geleistet, wie ihn lange keiner von seinen Vorgängern genossen hatte.

Herzog Cosimo von Florenz [41]) trug kein Bedenken, ihm die Angeschuldigten der Inquisition auszuliefern. Carnesecchi, noch einer von jenen Schriftstellern, die an den ersten Regungen des Protestantismus in Italien teilgenommen, war bisher immer glücklich durchgekommen. Jetzt vermochte ihn weder sein persönliches Ansehen noch der gute Name seiner Familie noch die Verbindung, in der er mit dem regierenden Hause selber stand, länger zu schützen: in Banden ward er der römischen Inquisition überliefert und mußte den Tod im Feuer erleiden. Cosimo war dem Papst vollkommen ergeben. Er unterstützte ihn in allen seinen Unternehmungen und gestand ihm seine geistlichen Forderungen ohne weiteres zu. Der Papst fühlte sich gewogen, ihn dagegen zum Großherzog von Toskana zu ernennen und zu krönen. Das Recht des Heiligen Stuhles zu einer solchen Maßregel war höchst zweifelhaft; die Sitten des Fürsten erregten Anstoß; aber die Ergebenheit, die er dem Heiligen Stuhl bewies, die

strengen kirchlichen Einrichtungen, die er in seinem Lande einführte, erschienen dem Papst als ein Verdienst über alle Verdienste. Die alten Gegner der Medici, die Farnesen, wetteiferten mit ihnen in dieser Richtung. Auch Ottavio Farnese machte sich eine Ehre daraus, die Befehle des Papstes auf den ersten Wink in Ausführung zu bringen.

Nicht ganz so gut stand Pius mit den Venezianern. Sie waren weder so feindselig gegen die Türken noch auch so nachsichtig gegen die Klöster oder der Inquisition so zugetan, wie er es gewünscht hätte. Doch hütete er sich wohl, sich mit ihnen zu entzweien. Er fand, „der Freistaat sei auf den Glauben gegründet, er habe sich immer katholisch gehalten, von der Ueberschwemmung der Barbaren sei er allein frei geblieben: die Ehre von Italien beruhe auf ihm." Er erklärte, er liebe ihn. Auch gaben ihm die Venezianer mehr nach als irgend einem anderen Papst. Was sie sonst nie getan hätten, den armen Guido Zanelli von Fano, der seiner religiösen Meinungen wegen in Untersuchung geraten und nach Padua geflüchtet war, lieferten sie ihm aus. In ihrer städtischen Geistlichkeit, die sich schon seit geraumer Zeit um die kirchlichen Verordnungen wenig gekümmert, machten sie ziemlich gute Ordnung. Aber überdies war ihnen auf dem festen Lande die Kirche von Verona durch J. Matheo Giberti[42]) auf das trefflichste eingerichtet worden. An seinem Beispiel hat man zu zeigen versucht, wie ein wahrer Bischof leben müsse. Seine Einrichtungen haben in der ganzen katholischen Welt zum Muster gedient; die tridentinische Kirchenversammlung hat eine und die andere angenommen. Karl Borromeo ließ sich sein Bildnis malen, um sich fortwährend an seinen Vorgang zu erinnern.

Einen noch größeren Einfluß aber hatte Karl Borromeo selbst. Bei den mancherlei Würden und Aemtern, die er besaß — er war unter anderem Großbeichtiger —, als das Oberhaupt der Kardinäle, die sein Oheim gewählt, hätte er in Rom eine glänzende Stellung einnehmen können. Aber er gab alles auf, er schlug alles aus, um sich in seinem Erzbistum Mailand den kirchlichen Pflichten zu widmen. Er tat dies mit ungemeiner Anstrengung, ja mit Leidenschaft. In allen Richtungen bereiste er fortwährend seinen Sprengel; es gab in ihr keinen Ort, den er nicht zwei-, dreimal besucht hätte; in das höchste Gebirge, in die entlegensten Täler verfügte er sich. In der

Regel war ihm schon ein Prüfungsbeamter vorausgegangen, und er hatte dessen Bericht bei sich. Er untersuchte nun alles mit eigenen Augen; er verhängte die Strafen, setzte die Verbesserungen fest. Zu ähnlichem Verfahren leitete er seine Geistlichkeit an. Sechs Landes-Kirchenversammlungen sind unter seinem Vorsitz gehalten worden. Aber überdies war er in eigenen kirchlichen Dienstobliegenheiten unermüdlich. Er predigte und las Messe; ganze Tage lang teilte er das Abendmahl aus, weihete Priester, kleidete Klosterfrauen ein, weihete Altäre. Einen Altar zu weihen, forderte eine feierliche Handlung von acht Stunden; man rechnet dreihundert, die er nach und nach geweihet hat. Viele seiner Einrichtungen sind freilich wohl sehr äußerlich; sie gehen besonders auf Herstellung der Gebäude, Uebereinstimmung der gottesdienstlichen Handlungen, Aufstellung und Verehrung der Hostie. Die Hauptsache ist die strenge Kirchenzucht, in der er die Geistlichkeit zusammennimmt, in der dieser wiederum die Gemeinden unterworfen werden. Sehr wohl kannte er die Mittel, seinen Anforderungen Eingang zu verschaffen. In den schweizerischen Gebieten besuchte er die Stätten der ältesten Verehrung, teilte Geschenke in dem Volke aus, zog die Vornehmen zur Tafel. Dabei wußte er auch den Widerspenstigen wirksam zu begegnen. Das Landvolk von Valcamonica wartete auf ihn, um von ihm gesegnet zu werden. Da es aber seit einiger Zeit die Zehnten nicht zahlte, fuhr er vorüber, ohne die Hand zu bewegen, ohne jemand anzusehen. Die Leute waren entsetzt und bequemten sich, die alte Pflicht zu leisten.

Zuweilen fand er jedoch hartnäckigeren und erbitterten Widerstand. Daß er den Orden der Humiliarden[43]) verbessern wollte, machte die Mitglieder, die nur hineingetreten waren, um die Reichtümer des Ordens in ungebundenem Leben zu genießen, in einem Grade mißvergnügt, daß sie ihrem Erzbischof nach dem Leben standen. Während er in seiner Kapelle betete, ward auf ihn geschossen. Niemals aber war ihm etwas nützlicher als dies Attentat. Das Volk hielt seine Rettung für ein Wunder und fing von diesem Augenblick erst recht an, ihn zu verehren. Da sein Eifer ebenso rein und von irdischen Zwecken ungetrübt war wie beharrlich, da er auch in der Stunde der Gefahr, zur Zeit der Pest (1570 und 1576), eine unermüdliche Fürsorge für das Heil des Lebens und der Seelen seiner Pflegebefoh-

lenen bewies, da er nichts als Hingebung und Frömmigkeit an sich wahrnehmen ließ, so wuchs sein Einfluß von Tag zu Tage, und Mailand nahm eine ganz andere Gestalt an. „Wie soll ich dich preisen, schönste Stadt," ruft Gabriel Paleotti[44]) gegen das Ende der Verwaltung Borromeos aus, „ich bewundere deine Heiligkeit und Religion; ein zweites Jerusalem sehe ich in dir!" So begeisterte Ausrufungen können bei aller Weltlichkeit des mailändischen Adels doch unmöglich ohne Grund gewesen sein. Der Herzog von Savoyen wünschte dem Erzbischof feierlich Glück zu dem Erfolge seiner Bemühungen. Auch für die Zukunft suchte dieser nun seine Anordnungen festzustellen. Eine Bruderschaft sollte die Gleichförmigkeit der gottesdienstlichen Handlungen behaupten; ein besonderer Orden der Gewidmeten, genannt Oblati[45]), von Ordensgeistlichen, verpflichtete sich zu dem Dienst des Erzbischofs und seiner Kirche; die Barnabiten[46]) empfingen neue Regeln, und seitdem haben sie sich zuerst hier, dann allenthalben, wo sie eingeführt wurden, die Bischöfe in ihrer Seelsorge zu unterstützen angelegen sein lassen; Einrichtungen, welche die römischen im kleinen wiederholen. Auch ein Kollegium Helveticum zur Herstellung des Katholizismus in der Schweiz ward zu Mailand errichtet, wie zu Rom ein Germanicum für Deutschland. Das Ansehen des römischen Papstes konnte dadurch nur um so fester werden. Borromeo, der ein päpstliches Breve nie anders als mit unbedecktem Haupt in Empfang nahm, pflanzte die nämliche Ergebenheit seiner Kirche ein.

Indes war Pius V. auch in Neapel zu ungewohntem Einfluß gelangt. Gleich am ersten Tage seines Papsttums hatte er Tomaso Orfino da Foligno zu sich gerufen und ihm eine Prüfung zur Besserung der römischen Kirchen aufgetragen. Nachdem sie vollendet war, ernannte er ihn zum Bischof von Strongoli und schickte ihn in gleicher Absicht nach Neapel. Unter vielem Zulauf dieses ergebenen Volkes vollzog Orfino seine Prüfung in der Hauptstadt und in einem großen Teile des Königreichs.

Zwar hatte der Papst in Neapel wie in Mailand nicht selten Streitigkeiten mit den königlichen Behörden. Der König beschwerte sich über die Bulle „In coena Domini"; der Papst wollte von der Genehmigung der Könige nichts wissen. Jenen taten die geistlichen

Behörden zu viel, diesen die königlichen zu wenig; zwischen den Unterkönigen und den Erzbischöfen gab es unaufhörlich Reibungen. Am Hofe von Madrid war man, wie man gesagt, oft von Herzen mißvergnügt, und der Beichtvater des Königs beklagte sich laut. Indessen kam es doch zu keinem Ausbruch eines Mißverständnisses. Beide Fürsten maßen immer den Behörden, den Räten des anderen die vornehmste Schuld zu. Sie selber blieben persönlich in vertraulichem Verhältnis. Als Philipp II. einmal krank war, erhob Pius V. seine Hände und bat Gott, ihn von seiner Krankheit zu befreien. Der alte Mann betete, Gott möge ihm einige Jahre abnehmen und sie dem König zulegen, an dessen Leben mehr gelegen sei als an dem seinigen.

Auch wurde Spanien sonst völlig in dem Sinne der kirchlichen Erneuerung geleitet. Der König war einen Augenblick zweifelhaft gewesen, ob er die tridentinischen Beschlüsse ohne weiteres anerkennen solle oder nicht, und wenigstens hätte er die päpstliche Macht in dem Rechte, Zugeständnisse im Widerspruch mit ihnen zu machen, gern beschränken mögen. Allein der geistliche Anstrich seiner Einherrschaft stand jedem Versuch dieser Art entgegen; er sah, daß er auch den Anschein einer ernstlichen Meinungsverschiedenheit mit dem römischen Stuhle vermeiden müsse, wofern er des Gehorsams gewiß bleiben wolle, den man ihm selber leistete. Die Beschlüsse der Kirchenversammlung wurden allenthalben abgekündigt und ihre Anordnungen eingeführt. Die strengkirchliche Richtung nahm auch hier überhand. Carranza, Erzbischof von Toledo, der erste Geistliche des Landes, früher Mitglied der Kirchenversammlung von Trient, der neben Poole das meiste zur Wiederherstellung des Katholizismus in England unter Königin Maria beigetragen, durch so viele Ehrenbezeichnungen erhaben, konnte dennoch der Inquisition nicht entgehen. „Ich habe“, sagte er, „nie etwas Anderes beabsichtigt, als die Ketzerei zu bekämpfen. Gott hat mir in dieser Hinsicht beigestanden. Ich selber habe mehrere Irrgläubige bekehrt. Die Körper einiger Häupter der Ketzer habe ich ausgraben und verbrennen lassen. Katholiken und Protestanten haben mich den ersten Verteidiger des Glaubens genannt.“ Allein dieses so unzweifelhaft katholische Bezeugen half ihm alles nichts gegen die Inquisition. Man fand in seinen Werken sechzehn Schriftsätze, in

denen er sich der Meinung der Protestanten hauptsächlich in Hinsicht der Rechtfertigung zu nähern schien. Nachdem er in Spanien lange gefangen gehalten und mit dem Verfahren gequält worden war, brachte man ihn nach Rom. Es schien eine große Gunst, ihn seinen persönlichen Feinden zu entreißen; doch konnte er auch hier zuletzt dem Verdammungsurteile nicht entfliehen [47]).

Geschah dies aber an einem so hochgestellten Manne, in einem so zweifelhaften Falle, so läßt sich erachten, wie wenig die Inquisition geneigt sein konnte, unleugbare Abweichungen an untergeordneten Personen zu dulden, wie sie hie und da auch in Spanien vorkamen. Die ganze Strenge, mit der man bisher die Reste jüdischer und mohammedanischer Meinungen verfolgt hatte, kehrte man nun wider die protestantischen. Es folgte Auto da Fe auf Auto da Fe [48]), bis endlich jeder Keim erstickt war. Seit dem Jahre 1570 finden wir fast nur noch Ausländer um des Protestantismus willen vor die Inquisition gezogen [49])....

So beherrschte Pius V. die beiden Halbinseln vollkommener als lange einer seiner Vorfahren; allenthalben traten die Tridentiner Anordnungen ins Leben. Alle Bischöfe schwuren auf das Glaubensbekenntnis, welches einen Inbegriff der Lehrsatzungen der Kirchenversammlung enthält. Papst Pius V. machte den Römischen Katechismus bekannt, in welchem sie hie und da noch weiter ausgebildet erscheinen. Er schaffte alle Breviarien, die nicht vom römischen Stuhl ausdrücklich gegeben oder über zweihundert Jahre lang eingeführt seien, ab und machte ein neues bekannt, nach den ältesten der Hauptkirchen von Rom entworfen, von dem er wünschte, daß es allenthalben eingeführt werde. Er verfehlte nicht, auch ein neues Meßbuch „nach der Fassung und der Ordnung der Heiligen Väter" zu allgemeinem Gebrauch zu veröffentlichen. Die geistlichen Lehranstalten füllten sich, die Klöster wurden wirklich verbessert; die Inquisition wachte mit erbarmungsloser Strenge über die Einheit und Unantastbarkeit des Glaubens.

Eben hierdurch aber ward zwischen allen diesen Ländern und Staaten eine enge Vereinigung gebildet. Es trug dazu unendlich bei, daß Frankreich, in innere Kriege geraten, seine alte Feindseligkeit gegen Spanien entweder aufgab oder doch nicht mehr so lebendig geltend

machte. Die französischen Unruhen hatten auch noch eine andere Rückwirkung. Aus den Ereignissen einer Zeit tauchen immer einige allgemeine Ueberzeugungen der Staatskunst auf, welche dann die Welt tatsächlich beherrschen. Die katholischen Fürsten glaubten inne zu werden, daß es einen Staat ins Verderben stürze, wenn er Veränderungen in der Religion gestatte. Hatte Pius IV. gesagt, die Kirche könne nicht fertig werden ohne die Fürsten, so waren jetzt die Fürsten überzeugt, auch für sie sei eine Vereinigung mit der Kirche unumgänglich notwendig. Fortwährend predigte es ihnen Pius V. In der Tat erlebte er, diese südlich-christliche Welt sogar zu einer gemeinschaftlichen Unternehmung um sich vereinigt zu sehen.

Noch immer war die osmanische Macht in gewaltigem Fortschritt. Sie beherrschte das Mittelmeer. Ihre Unternehmungen erst auf Malta[50]), dann auf Cypern[51]) zeigten, wie ernstlich sie eine Eroberung der bisher nicht bezwungenen Inseln beabsichtigte. Von Ungarn und Griechenland aus bedrohte sie Italien. Es gelang Pius V., den katholischen Fürsten die Gefahr endlich einmal recht einleuchtend zu machen. Bei dem Angriff auf Cypern entsprang in ihm der Gedanke eines Bundes: den Venezianern auf der einen, den Spaniern auf der anderen Seite schlug er einen solchen vor. „Als ich die Erlaubnis erhalten, darüber zu unterhandeln, und sie ihm mitteilte," sagt der venezianische Gesandte, „erhob er seine Hände gegen den Himmel und dankte Gott. Er versprach, diesem Geschäfte seinen ganzen Geist und alle seine Gedanken zu widmen." Es kostete ihm unendliche Mühe, die Schwierigkeiten wegzuräumen, die einer Vereinigung der beiden Seemächte entgegenstanden. Die übrigen Kräfte Italiens gesellte er ihnen zu; er selbst, obschon er anfangs weder Geld noch Schiffe noch Waffen hatte, fand doch Mittel, auch päpstliche Galeeren zu der Flotte stoßen zu lassen. An der Wahl des Anführers Don Johann von Oesterreich[52]) hatte er Anteil, dessen Ehrgeiz und Ergebenheit wußte er zugleich zu entflammen. Und so kam es zu dem glücklichsten Schlachttag — bei Lepanto —, den die Christen je gehalten[53]). So sehr lebte der Papst in diesem Unternehmen, daß er an dem Tage der Schlacht in einer Art von Entzücken den Sieg zu sehen meinte. Daß dieser erfochten ward, erfüllte ihn mit hohem

Selbstvertrauen und den kühnsten Entwürfen. In ein paar Jahren hoffte er die Türken ganz erniedrigt zu haben....

Welch eine Mischung von Einfachheit, Edelmut, persönlicher Strenge, hingebender Frömmigkeit und herber Ausschließung!

In dieser Gesinnung lebte und starb Pius V. Als er seinen Tod kommen sah, besuchte er noch einmal die sieben Kirchen, „um", wie er sagte, „von diesen heiligen Orten Abschied zu nehmen"; dreimal küßte er die Stufen der Scala santa. Er hatte einst versprochen, zu einer Unternehmung gegen England nicht allein die Güter der Kirche, Kelche und Kreuze nicht ausgenommen, aufzuwenden, sondern auch in Person zu erscheinen, um sie zu leiten. Auf dem Wege stellten sich ihm einige aus England verjagte Katholiken dar; er sagte: er wünsche sein Blut für sie zu vergießen. Hauptsächlich sprach er von der Liga, zu deren glücklicher Fortsetzung er alles vorbereitet hinterlasse; das letzte Geld, das er ausgab, war dafür bestimmt. Die Geister seiner Unternehmungen umgaben ihn bis auf seinen letzten Augenblick. An ihrem glücklichen Fortgange zweifelte er nicht. Er meinte, Gott werde nötigenfalls aus den Steinen den Mann erwecken, dessen man bedürfe.

Ward nun gleich sein Verlust mehr empfunden, als er selbst geglaubt hatte, so war doch eine Einheit gebildet, es war eine Macht vorhanden, deren innere Triebe die eingeschlagene Richtung behaupten mußten.

Nr. 5. Bauunternehmungen Sixtus' V. (1585—1690) [54].

Man kennt die Pracht und Größe des alten Roms; aus Trümmern und Erzählungen hat man es sich mannigfaltig zu vergegenwärtigen gesucht. Auch das Mittelalter verdiente wohl einmal einen ähnlichen Fleiß. Herrlich war auch dies mittlere Rom mit der Erhabenheit seiner Basiliken, dem Dienst seiner Grotten und Katakomben, den Patriarchien des Papstes, in denen die Denkmäler des frühesten Christentums aufbewahrt wurden, dem noch immer prächtigen Kaiserpalast, der den deutschen Königen gehörte, den befestigten Burgen, welche sich in der Mitte so vieler Gewalten unabhängige Geschlechter trotzig eingerichtet hatten.

Während der Abwesenheit der Päpste in Avignon[55]) war dies mittlere Rom so gut verfallen, wie das alte längst in Trümmern lag. Als Eugen IV. im Jahre 1443 nach Rom zurückkehrte, war es eine Stadt der Kuhhirten geworden; die Einwohner unterschieden sich nicht von den Bauern und Hirten der Landschaft. Man hatte längst die Hügel verlassen; in der Ebene, an den Beugungen der Tiber wohnte man; auf den engen Straßen gab es kein Pflaster; durch Balkone und Bogen, welche Haus an Haus stützten, waren sie noch mehr verdunkelt: man sah das Vieh wie auf dem Dorfe herumlaufen. Von S. Sylvester bis an die Porta del Popolo war alles Garten und Sumpf; man jagte da wilde Enten. An das Altertum war beinahe auch die Erinnerung verschwunden. Das Kapitol war der Berg der Ziegen, das Forum Romanum das Feld der Kühe geworden, an einige Denkmäler, die noch übrig waren, knüpfte man die seltsamsten Sagen. Die Peterskirche war in Gefahr einzustürzen.

Als endlich Nikolaus V.[56]) die Anerkennung der gesamten Christenheit wieder gewonnen, faßte er, reich geworden durch die Beiträge der zum Jubiläum strömenden Pilgrime, den Gedanken auf, Rom dergestalt mit Gebäuden zu schmücken, daß jedermann mit der Anschauung erfüllt werden sollte, dies sei die Hauptstadt der Welt.

Es war dies nicht das Werk eines einzigen Mannes. Die folgenden Päpste haben jahrhundertelang daran mitgearbeitet. Ich will ihre Bemühungen, die man in ihren Lebensbeschreibungen aufgezeichnet findet, hier nicht im einzelnen wiederholen. Am bedeutendsten waren sowohl durch ihren Erfolg als selbst durch ihren Gegensatz Julius II. und unser Sixtus.

Unter Julius II. wurde die untere Stadt an den Ufern der Tiber, wohin sie sich gezogen, völlig erneuert. Nachdem Sixtus IV.[57]) die beiden Teile jenseit und diesseit des Flusses durch jene feste Brücke von Travertino, die noch heute seinen Namen führt, besser verbunden hatte, baute man zu beiden Seiten mit dem größten Eifer. Jenseit begnügte sich Julius II. nicht mit dem Unternehmen der Peterskirche, die unter ihm mächtig emporstieg; er erneuerte auch den vatikanischen Palast. In der Vertiefung zwischen dem alten Bau und dem Landhause Innocenz VIII.[58]), dem Belvedere, legte er die Loggien an, eines der wohlerfundensten Werke, die es geben

mag. Unfern von da wetteiferten seine Vettern, die Riari, und sein Schatzmeister Agostino Chigi, wer von beiden ein schöneres Haus aufrichten würde. Ohne Zweifel behielt Chigi den Preis: das seine ist die Farnesina, bewundernswürdig schon in der Anlage, von Raphaels Hand aber unvergleichlich ausgeschmückt. Diesseit verdanken wir Julius II. die Vollendung der Cancelleria mit ihrem Cortile, das in reinen, glücklich entworfenen Verhältnissen ausgeführt ist, dem schönsten Gehöfte der Welt. Seine Kardinäle und Barone strebten ihm nach: Farnese, dessen Palast sich durch seinen großartigen Eingang den Ruf des vollkommensten unter den römischen Palästen erworben hat; Franz de Rio, der von dem seinen rühmte, er werde stehen, bis die Schildkröte die Erde durchwanke; mit allen Schätzen des Schrifttums und der Kunst war das Haus der Medici erfüllt; auch die Orsini schmückten ihren Palast auf Campofiore innen und außen mit Standbildern und Bildwerken aus. Den Denkmalen dieser schönen Zeit, in der man es versuchte, dem Altertum gleichzukommen, — um Campofiore und den Farnesischen Palast her — widmet der Fremde nicht immer die Aufmerksamkeit, die sie verdienen. Es war Wetteifer, Begabung, Blüte: ein allgemeiner Wohlstand. Da das Volk zunahm, so baute man sich auf dem Campo Marzo, um das Mausoleum des Augustus her an. Unter Leo X.[59]) entwickelte sich dies noch mehr; aber schon Julius hatte Gelegenheit, jenseit die Lungara, gegenüber diesseit die Strada Julia zu ziehen. Man sieht noch die Inschrift, in der ihn die Konservatoren[60]) rühmen, daß er neue Straßen abgemessen und eröffnet habe, „der Erhabenheit der neuerworbenen Herrschaft gemäß".

Durch die Pest, durch die Eroberung sank die Volksmenge wieder; die Bewegungen unter Paul IV.[61]) fügten der Stadt aufs neue großen Schaden zu. Erst nachher nahm sie sich wieder auf; mit dem erneuten Gehorsam der katholischen Welt stieg auch die Anzahl der Einwohner.

Schon Pius IV.[62]) dachte darauf, die verlassenen Hügel wieder anzubauen. Auf dem Kapitol gründete er den Palast der Konservatoren; auf dem Viminal erhob ihm Michelangelo[63]) aus den Trümmern der diokletianischen Thermen die Kirche S. Maria degli Angeli;

die Porta Pia auf dem Quirinal trägt noch heute sein Abzeichen. Auch Gregor XIII.[64]) baute hier.

Es waren dies aber der Natur der Sache nach vergebliche Bemühungen, solange die Hügel des Wassers entbehrten. Eben hier tritt Sixtus V. hervor; es hat ihm vor allen übrigen Päpsten in der Stadt ein ruhmvolles Andenken gestiftet, daß er das Bedürfnis ins Auge faßte und das mangelnde Wasser in gewaltigen Wasserleitungen herbeizuführen beschloß. Er tat es, wie er sagt, „damit diese Hügel, noch zu christlichen Zeiten durch Basiliken verherrlicht, ausgezeichnet durch gesunde Luft, anmutige Lage, angenehme Aussicht, wieder bewohnt werden mögen. Darum", fügt er hinzu, „haben wir uns durch keine Schwierigkeiten, keine Unkosten abschrecken lassen." In der Tat sagte er den Baumeistern von allem Anfang, er wolle ein Werk, das sich mit der alten Pracht des kaiserlichen Rom messen könne. Zweiundzwanzig (römische) Meilen[65]) weit, von dem Agro Colonna her, führte er allen Hindernissen zum Trotz die Aqua Martia, z. T. unter der Erde, z. T. auf hohen Bogen, nach Rom (1505). Mit großer Genugtuung sah endlich der Papst den Strahl dieses Wassers sich in seine Weingärten ergießen; er führte es weiter nach S. Susanna auf den Quirinal, er nannte es nach seinem Eigennamen Aqua Felice. Mit nicht geringem Selbstgefühl ließ er bei dem Springbrunnen Moses abbilden, wie beim Schlag seines Stabes das Wasser aus dem Felsen strömt. Für jene Gegend und die ganze Stadt war dies ein großer Vorteil; die Aqua Felice gibt in vierundzwanzig Stunden 20537 Raummeter Wasser und speist siebenundzwanzig öffentliche Brunnen.

Wirklich fing man hierauf an, die Höhen wieder anzubauen. Durch besondere Vorrechte lud Sixtus dazu ein. Er ebnete den Boden bei Trinita de Monti und legte den Grund zu der Treppe am spanischen Platz, welche die nächste Verbindung von der unteren Stadt nach dieser Anhöhe bildet. Hier legte er Via Felice und Borgo Felice an; er eröffnete die Straßen, die noch heute nach S. Maria Maggiore führen, von allen Seiten; er hatte die Absicht, alle Basiliken durch breite und große Wege mit dieser zu verbinden. Die Dichter rühmen, Rom verdoppele sich gleichsam und suche seine alten Wohnungen wieder auf.

Jedoch war es diese Anbauung der Höhen nicht allein, wodurch sich Sixtus V. von den früheren Päpsten unterschied; er faßte zugleich Absichten, die den älteren gerade entgegenliefen. Mit einer Art von frommer Ehrfurcht betrachtete man unter Leo X. die Trümmer des alten Rom, man nahm mit Entzücken den göttlichen Funken des alten Geistes in ihnen wahr. Wie ließ sich jener Papst deren Erhaltung empfohlen sein, „dessen, was von der alten Mutter des Ruhmes und der Größe von Italien noch allein übrig geblieben"! Von diesem Geiste war Sixtus V. himmelweit entfernt; für die Schönheit der Ueberreste des Altertums hatte dieser Franziskaner keinen Sinn. Das Septigonium des Severus[66]), ein höchst merkwürdiges Werk, das sich durch alle Stürme so vieler Jahrhunderte bis auf ihn erhalten, fand keine Gnade vor seinen Augen, er zerstörte es von Grund aus und brachte einige Säulen davon nach St. Peter. Er war ebenso heftig im Zerstören als eifrig im Bauen; jedermann fürchtete, er werde auch darin kein Maß finden. Man höre, was Kardinal Santa Severina erzählt; es würde unglaublich erscheinen, wenn er es nicht selbst erlebt hätte. „Da man sah," sagt er, „daß sich der Papst ganz und gar zur Zerstörung der römischen Altertümer hinneigte, so kamen eines Tages eine Anzahl römischer Edelleute zu mir und baten mich, das meine zu tun, um Se. Heiligkeit von einem so ausschweifenden Gedanken abzubringen." An den Kardinal wandten sie sich, der damals ohne Zweifel selbst als der größte Eiferer anzusehen war; Kardinal Colonna schloß sich an ihn an. Der Papst antwortete ihnen, er wolle die häßlichen Altertümer wegschaffen, die übrigen aber, die dies bedürften, wieder herstellen. Man denke, was ihm häßlich vorkommen mochte! Er hatte die Absicht, das Grab der Cäcilia Metella, schon damals den einzigen bedeutenden Rest der freistaatlichen Zeiten, ein bewunderungswürdiges, erhabenes Denkmal, geradehin zu zerstören. Wieviel mag unter ihm zugrunde gegangen sein! Konnte er sich doch kaum entschließen, den Laokoon und den belvederischen Apoll im Vatikan zu dulden. Die alten Bildsäulen, mit denen die römischen Bürger das Kapitol geschmückt hatten, litt er nicht daselbst; er erklärte, er werde das Kapitol zerstören, wenn man sie nicht entferne. Es war ein Jupiter tonans, zwischen Minerva und Apoll. Die beiden mußten in der Tat entfernt wer-

den, nur Minerva ward geduldet; aber Sixtus wollte, daß sie Rom, und zwar das christliche, bedeuten solle; er nahm ihr den Speer, den sie trug, und gab ihr ein ungeheures Kreuz in die Hände. In diesem Sinne erneuerte er die Säulen des Trajan und Antonin; aus jener ließ er die Urne nehmen, welche, wie man sagte, die Asche des Kaisers enthielt; er widmete sie dem Apostel Petrus, die andere dem Paulus, deren Bildsäulen seitdem in dieser luftigen Höhe über den Häusern der Menschen einander gegenüberstehen. Er meinte damit dem christlichen Glauben eine Genugtuung über das Heidentum zu verschaffen.

Die Aufstellung des Obelisken von St. Peter lag ihm darum so sehr am Herzen, weil er „die Denkmäler des Unglaubens an dem nämlichen Orte dem Kreuze unterworfen zu sehen wünschte, wo einst die Christen den Kreuzestod erleiden mußten". In der Tat ein großartiges Unternehmen, das er aber ganz auf seine Weise ausführte, mit einer wunderbaren Mischung von Gewaltsamkeit, Größe, Prunk und glaubenseifrigem Wesen. Dem Baumeister, Domenico Fontana [67]), der sich unter seinen Augen vom Maurerlehrburschen heraufgearbeitet hatte, drohte er sogar Strafen an, wenn es ihm mißlinge und er den Obelisken beschädige. Es war alles schwer: ihn dort, wo er stand — bei der Sakristei der alten Peterskirche — von seinem Sockel zu erheben, ihn niederzusenken, auf eine neue Stelle zu führen und hier wieder aufzurichten. Man schritt dazu mit dem Gefühle, daß man ein Werk unternehme, welches alle Jahrhunderte hindurch berühmt sein werde. Die Arbeiter, ihrer neunhundert an der Zahl, begannen damit, daß sie die Messe hörten, beichteten und die Kommunion empfingen. Dann traten sie in den Raum, der für die Arbeit durch einen Zaun abgesondert worden. Der Meister nahm einen höheren Sitz ein. Der Obelisk war mit Strohmatten und Bohlen umkleidet, die von festen eisernen Ringen umfaßt waren: fünfunddreißig Winden sollten die ungeheure Maschine in Bewegung setzen, die ihn mit gewaltigen hänfenen Tauen emporzuheben bestimmt war; an jeder arbeiteten zwei Pferde und zehn Menschen. Endlich gab eine Trompete das Zeichen. Gleich der erste Ruck griff vortrefflich: der Obelisk hob sich von dem Sockel, auf dem er seit 1500 Jahren ruhte; bei dem zwölften war er

$2^3/_4$ Palm [68]) erhoben und festgehalten; der Baumeister sah die ungeheure Masse, mit ihrer Bekleidung über eine Million römischer Pfund schwer, in seiner Gewalt. Man hat sorgfältig angemerkt, daß es am 30. April 1586 war, nachmittags gegen drei, um die zwanzigste Stunde. Vom Kastel S. Angelo [69]) gab man Freudenzeichen; alle Glocken der Stadt wurden geläutet, die Arbeiter trugen ihren Meister mit unaufhörlichem Lebehoch jauchzend um die Umzäunung.

Sieben Tage darnach senkte man den Obelisk mit nicht minderer Geschicklichkeit. Hierauf führte man ihn auf Walzen an seine neue Stelle. Erst nach Ablauf der heißen Monate wagte man zu seiner Wiederaufrichtung zu schreiten. Der Papst wählte zu diesem Unternehmen den 10. September, einen Mittwoch, welchen Tag er immer glücklich gefunden, den nächsten vor dem Feste der Erhöhung des Kreuzes, dem der Obelisk gewidmet werden sollte. Auch diesmal begannen die Arbeiter ihr Tagewerk damit, daß sie sich Gott empfahlen; sie fielen auf die Knie, als sie in die Umzäunung traten. Fontana hatte seine Einrichtungen nicht ohne Rücksicht auf die letzte Erhebung eines Obelisken, die von Ammianus Marcellinus [70]) beschrieben worden, getroffen; doch hatte er die Kraft von hundertvierzig Pferden voraus. Auch hielt man es für ein besonderes Glück, daß der Himmel an diesem Tage bedeckt war. Alles ging erwünscht von statten. In drei großen Absätzen wurde der Obelisk bewegt; eine Stunde vor Sonnenuntergang senkte er sich auf seinen Sockel, auf den Rücken der vier bronzenen Löwen, die ihn zu tragen scheinen. Der Jubel des Volkes war unbeschreiblich; der Papst fühlte die vollkommenste Genugtuung: so viele von seinen Vorgängern hatten es gewollt, in so vielen Schriften hatte man es gewünscht; er hatte es nunmehr ausgeführt. In seinem Tagebuch ließ er anmerken, daß ihm das größte und schwierigste Werk gelungen sei, welches der menschliche Geist erdenken könne. Er ließ Denkmünzen darauf prägen; er empfing Gedichte in allen Sprachen darüber; den auswärtigen Mächten gab er davon Kunde. Sonderbar lautet die Inschrift, in der er sich rühmt, er habe dies Denkmal den Kaisern Augustus und Tiberius entrissen und dem heiligsten Kreuze gewidmet. Er ließ ein Kreuz darauf errichten, in das ein Stück Holz von dem angeblich wahren Kreuze Christi eingeschlossen war. Dies drückt seine ganze Gesin-

nung aus; die Denkmäler des Heidentums sollten selber zur Verherrlichung des Kreuzes dienen.

Mit ganzer Seele widmete er sich seinen Bauten. Ein Hirtenknabe, in Garten und Feld aufgewachsen, liebte er die Städte. Von einer Sommerwohnung wollte er nichts wissen; er sagte, seine Erholung sei, viele Dächer zu sehen. Ich verstehe, seine Bauunternehmungen machten ihm das größte Vergnügen. Viele tausend Hände waren unaufhörlich beschäftigt, keine Schwierigkeit schreckte ihn ab. Noch immer fehlte die Kuppel an St. Peter, die Baumeister forderten zehn Jahre zu ihrer Vollendung. Sixtus wollte sein Geld dazu hergeben, doch an dem Werke auch selber noch seine Augen weiden. Er stellte sechshundert Arbeiter an, auch die Nacht ließ er nicht feiern; im zweiundzwanzigsten Monat wurde man fertig. Nur erlebte er nicht, daß das bleierne Dach gelegt wurde.

Aber auch in Werken dieser Art setzte er seiner Gewaltsamkeit keine Grenzen. Die Ueberbleibsel des päpstlichen Patriarchium bei dem Lateran, die noch keineswegs geringfügig und ausnehmend merkwürdig waren, Altertümer der Würde, die er selbst bekleidete, ließ er ohne Erbarmen niederreißen, um an deren Stelle seinen Lateranpalast zu errichten, den man nicht einmal brauchte und der sich nur als eins der ersten Beispiele der einförmigen Regelmäßigkeit heutiger Baukunst eine zweideutige Aufmerksamkeit erworben hat. Wie so ganz hatte sich das Verhältnis geändert, in welchem man zu dem Altertum stand. Man wetteiferte früher und auch jetzt mit ihm, aber früher suchte man es in der Schönheit und Anmut der Form zu erreichen, jetzt bemühte man sich, in massenhaften Unternehmungen ihm gleichzukommen oder es zu überbieten. Früher verehrte man in dem geringsten Denkmal eine Spur alten Geistes, jetzt hätte man diese Spuren lieber vertilgt. Man folgte einem Geist, den man allein gelten ließ, neben dem man keinen anderen anerkannte. Dieser Geist des heutigen Katholizismus durchdringt alle Adern des Lebens in seinen verschiedensten Richtungen. Denn man darf nicht etwa glauben, nur der Papst sei von diesem Geist beherrscht worden; in jedem Zweige tut sich am Ende des 16. Jahrhunderts eine Richtung hervor, derjenigen entgegengesetzt, welche seinen Anfang bezeichnete (d. h. der Renaissance und Reformation).

Nr. 6. Heidenbekehrung [71]).

Gleich in der ersten Vorstellung, welche die Entdeckungen und Eroberungen der Spanier und Portugiesen hervorrief, lag ein religiöser Zug: er hatte sie immer begleitet, belebt; und in den entwickelten Reichen sowohl im Osten als im Westen trat er mächtig hervor.

Im Anfange des 17. Jahrhunderts finden wir das stolze Gebäude der katholischen Kirche in Südamerika völlig aufgerichtet. Es sind fünf Erzbistümer, siebenundzwanzig Bistümer, vierhundert Klöster, unzählige Pfarreien und Bildungsanstalten. Prächtige Domkirchen erheben sich; die glänzendste vielleicht ist Los Angeles. Die Jesuiten lehren Grammatik und freie Künste; mit ihrer Anstalt San Ildefonso zu Mexiko ist eine Lehranstalt für Gottesgelahrtheit verbunden. Auf den Hochschulen zu Mexiko und Lima werden alle Lehrgegenstände der Gottesgelahrtheit gelehrt. Man findet, daß die Amerikaner von europäischer Abstammung sich durch besonderen Scharfsinn auszeichnen; sie selbst bedauern nur, von dem Anblick der königlichen Gnade zu weit entfernt zu sein, um auch nach Verdienst belohnt werden zu können. In regelmäßigem Fortschritt haben indes vorzüglich die Bettelorden das Christentum über das südamerikanische Festland auszubreiten angefangen. Die Eroberung hat sich in Heidenbekehrung verwandelt, die Heidenbekehrung ist Gesittung geworden: die Ordensbrüder lehren zugleich säen und ernten, Bäume pflanzen und Häuser bauen, lesen und singen. Dafür werden sie dann auch mit tiefer Ergebenheit verehrt. Wenn der Pfarrer in seine Gemeine kommt, wird er mit Glockengeläute und Musik empfangen; Blumen sind auf den Weg gestreut; Frauen halten ihm ihre Kinder entgegen und bitten um seinen Segen. Die Indianer zeigen ein großes Wohlgefallen an den Aeußerlichkeiten des Gottesdienstes. Sie werden nicht müde, bei der Messe zu dienen, die Vesper zu singen, das Stundengebet im Chor abzuwarten. Sie haben tonkünstlerische Begabung; eine Kirche auszuschmücken macht ihnen eine harmlose Freude.

Denn das Einfache, Unschuldig-Schwärmerische scheint auf sie den größten Eindruck gemacht zu haben. In ihren Träumen sehen sie die Freuden des Paradieses. Den Kranken erscheint die Königin des Himmels in all ihrer Pracht — junge Gefährtinnen umgeben sie und bringen den Darbenden Erquickung. Oder sie zeigt sich auch allein und lehrt ihre Verehrer auch ein Lied von ihrem gekreuzigten Sohne, „dessen Haupt gesenkt ist, wie der gelbe Hahn sich neigt". Diese Züge des Katholizismus sind es, welche hier wirken. Die Mönche beklagen nur, daß das schlechte Beispiel der Spanier und ihre Gewaltsamkeit die Eingeborenen verderbe, dem Fortgange der Bekehrung in den Weg trete [72]).

In Ostindien ging es nun, soweit die Herrschaft der Portugiesen reichte, ungefähr ebenso. Der Katholizismus bekam in Goa einen großartigen Mittelpunkt: Jahr bei Jahr wurden Tausende bekehrt; schon 1565 zählte man bei 300 000 neue Christen um Goa, in den Bergen von Cochin und am Kap Komorin. Aber das allgemeine Verhältnis war doch durchaus anders. Den Waffen wie der Lehre stellte sich hier eine große, eigentümliche, unbezwungene Welt entgegen: uralte Religionen, deren Dienst Sinn und Gemüt fesselte, mit der Sitte und Denkweise der Völker innig vereinigt.

Es war das natürliche Bestreben des Katholizismus, auch diese Welt zu überwinden. Dem ganzen Tun und Treiben Franz Xavers [73]), der bereits 1542 in Ostindien anlangte, liegt dieser Gedanke zugrunde. Weit und breit durchzog er Indien. Er betete am Grabe des Apostels Thomas zu Meliapur; er predigte von einem Baume herab dem Volke von Travancore; auf den Molukken lehrte er geistliche Gesänge, die dann von den Knaben auf dem Markte, von den Fischern auf der See wiederholt wurden. Doch war er nicht geboren, um zu vollenden, sein Wahlspruch war: Amplius! Amplius! Sein Bekehrungseifer war zugleich eine Art Reiselust; schon er gelangte nach Japan. Er war im Begriff, den Herd und Ursprung der Sinnesweise, die ihm dort entgegengetreten war, in Sina (China) aufzusuchen, als er starb.

Es liegt in der Natur des Menschen, daß sein Beispiel, die Schwierigkeit der Unternehmung zur Nachahmung mehr aufforderte als davon abschreckte. Auf die mannigfaltigste Weise war man in

den ersten Jahrzehnten des 17. Jahrhunderts im Osten beschäftigt. In Madaura finden wir seit 1606 den Pater Nobili. Er ist erstaunt, wie wenig Fortschritte das Christentum in der langen Zeit gemacht, und glaubt sich dies nur dadurch erklären zu können, daß die Portugiesen sich an die Parias gewandt hatten. Christus ward als ein Gott der Parias betrachtet. Ganz anders griff er es an, er hielt dafür, eine wirksame Bekehrung müsse an den Vornehmen anfangen. Er erklärte bei seiner Ankunft, daß er vom besten Adel sei — er hatte Zeugnisse dafür bei sich — und schloß sich an die Brahminen. Er kleidete sich und wohnte wie sie, unterzog sich ihren Büßungen, lernte Sanskrit und ging auf ihre Vorstellungen ein. Sie hegten die Meinung, es habe früher in Indien vier Wege der Wahrheit gegeben, von denen einer verloren gegangen. Er behauptete, er sei gekommen, ihnen diesen verlorenen, aber geradesten, geistigen Weg zur Unsterblichkeit zu weisen. Im Jahre 1609 hatte er schon siebzig Brahminen gewonnen. Er hütete sich wohl, ihre Vorurteile zu verletzen; selbst ihre Unterscheidungszeichen duldete er und gab ihnen nur eine andere Bedeutung. In den Kirchen sonderte er die Stände voneinander ab; die Ausdrücke, mit denen man früher die christlichen Lehren bezeichnet hatte, vertauschte er mit formvolleren, schriftstellerisch vornehmeren. Er verfuhr in allen Dingen so geschickt, daß er bald Scharen von Bekehrten um sich her sah. Obwohl seine Arbeitsweise viel Anstoß erregte, so schien sie doch auch allein geeignet, vorwärts zu bringen. Gregor XV. (1621—1623) sprach im Jahre 1621 seine Billigung darüber aus.

Nicht minder merkwürdig sind die Versuche, die man um dieselbe Zeit am Hofe des Kaisers Akbar[74]) machte. Man erinnerte sich, daß die alten mongolischen Chane, die Eroberer von Asien, lange eine eigentümlich unentschiedene Stellung zwischen den verschiedenen Religionen, welche die Welt teilten, einnahmen. Es scheint fast, als habe Kaiser Akbar eine ähnliche Gesinnung gehegt. Indem er die Jesuiten zu sich rief, erklärte er ihnen, „er habe alle Religionen der Erde kennen zu lernen gesucht. Jetzt wünsche er auch die christliche kennen zu lernen mit Hülfe der Väter, die er ehre und schätze". Den ersten festen Sitz nahm Hieronymus Xaver, Neffe des Franz, im Jahre 1595 an seinem Hofe. Die Empörungen der Mohammedaner trugen dazu

bei, den Kaiser günstig für die Christen zu stimmen. Im Jahre 1599 ward zu Lahore Weihnachten auf das feierlichste begangen: die Krippe war zwanzig Tage lang ausgestellt; mit Palmen in der Hand zogen zahlreiche Katechumenen in die Kirche und empfingen die Taufe. Der Kaiser las ein Leben Christi, das man persisch verfaßt, mit vielem Vergnügen; ein Muttergottesbild, nach dem Vorbild der Madonna del Populo in Rom entworfen, ließ er sich in den Palast bringen, um es auch seinen Frauen zu zeigen. Die Christen schlossen hieraus wohl mehr, als zu schließen war; aber sie brachten es doch immerhin sehr weit: nach dem Tode Akbars im Jahre 1610 empfingen drei Prinzen aus königlichem Geblüte feierlich die Taufe. Auf weißen Elefanten ritten sie nach der Kirche; mit Trompeten- und Paukenschall empfing sie Pater Hieronymus. Allmählich, obwohl auch hier wechselnde Stimmungen eintraten, je nachdem man von Staats wegen mit den Portugiesen mehr oder minder gut stand, schien es mit dem Christentum zu einer gewissen Festigkeit kommen zu wollen. 1621 ward eine Lehranstalt in Agra gegründet, eine Station in Patua. Noch im Jahre 1624 machte der Kaiser Dschehangir Hoffnung, selbst überzutreten.

Zu derselben Zeit waren die Jesuiten auch schon in China vorgedrungen. Der kunstfertigen, wissenschaftlichen, lesenden Bevölkerung dieses Reiches suchten sie durch die Erfindungen des Abendlandes, durch Wissenschaften beizukommen. Den ersten Eingang fand Ricci[75]) dadurch, daß er Mathematik lehrte, daß er sich geistig bedeutendere Stellen aus den Schriften des Konfuzius aneignete und sie aufsagte. Zutritt in Peking verschaffte ihm das Geschenk einer Schlaguhr, das er dem Kaiser machte; in dessen Gunst und Gnade hob ihn dann nichts so sehr, als daß er ihm eine Landkarte entwarf, durch welche alle Versuche der Chinesen in diesem Fache bei weitem übertroffen wurden. Es bezeichnet Ricci, daß er, als der Kaiser zehn solcher Tafeln auf Seide malen und in seinem Zimmer aufzuhängen befahl, die Gelegenheit ergriff, dabei auch etwas für das Christentum zu tun und in den Zwischenräumen der Karte christliche Sinnbilder und Sprüche anbrachte. So war sein Unterricht überhaupt: er fing gewöhnlich mit Mathematik an und hörte mit Religion auf; seine wissenschaftlichen Fähigkeiten verschafften seinen Religionslehren Ansehen. Nicht allein wurden seine unmittel-

baren Schüler gewonnen, auch viele Mandarinen, deren Tracht er angenommen, gingen zu ihm über; schon im Jahre 1605 ward eine marianische Gesellschaft in Peking gegründet. Ricci starb schon 1610, nicht allein von überhäufter Arbeit, sondern hauptsächlich von den vielen Besuchen, den langen Mittagessen und all den übrigen gesellschaftlichen Pflichten Chinas aufgerieben. Aber auch nach seinem Tode folgte man dem Rate, den er gegeben, „ohne Aufsehen und Lärm zu Werke zu gehen, sich bei diesem stürmischen Meere nahe an die Küsten zu halten", und seinem wissenschaftlichen Beispiele. Im Jahre 1611 trat eine Mondfinsternis ein. Die Vorangaben der einheimischen Astronomen und der Jesuiten waren um eine volle Stunde verschieden; daß die Jesuiten aufs neue recht hatten, brachte ihnen großes Ansehen zuwege. Sie wurden nicht allein nebst einigen Mandarinen, ihren Schülern, mit der Verbesserung der Sterntafeln beauftragt, auch das Christentum kam vorwärts. 1611 ward die erste Kirche in Nanking eingeweiht; 1616 gibt es in fünf Provinzen des Reiches christliche Kirchen. Bei dem Widerstande, den sie nicht selten erfahren, ist es ihnen dann vor allem nützlich, daß ihre Schüler Werke geschrieben, welche die Billigung der Gelehrten genießen. Den drohenden Stürmen wissen sie auszuweichen; auch sie schließen sich so enge wie möglich an die Gebräuche des Landes an; in dem Jahre 1619 werden sie in dem einen oder dem anderen Stücke dazu von dem Papste ermächtigt. Und so vergeht denn kein Jahr, wo sie nicht Tausende bekehren. Allmählich sterben ihre Gegner ab. 1624 erscheint bereits Adam Schall; die genaue Beschreibung von zwei Mondfinsternissen, die in diesem Jahre eintraten, eine Schrift Lombardos über das Erdbeben verjüngen ihr Ansehen.

Einen anderen Weg hatten die Jesuiten in dem kriegerischen, durch unaufhörliche Parteiung entzweiten Japan eingeschlagen. Von allem Anfang ergriffen auch sie Partei. Im Jahre 1554 hatten sie das Glück, sich für den erklärt zu haben, der den Sieg behielt. Seine Gunst war ihnen gewiß und sie machten durch sie ungemeine Fortschritte. Schon im Jahre 1579 hat man dort 300 000 Christen gezählt. Der Pater Valignano, der 1606 starb, ein Mann, dessen Rat Philipp II. in ostindischen Angelegenheiten gern einholte, hat dreihundert Kirchen, dreißig Häuser der Jesuiten in Japan gegründet.

Jedoch eben diese Verbindung der Jesuiten mit Mexiko und Spanien erregte zuletzt die Eifersucht der einheimischen Gewalten. In neuen Bürgerkriegen hatten sie nicht mehr das frühere Glück: die Partei, der sie sich anschlossen, unterlag; seit dem Jahre 1612 waren furchtbare Verfolgungen über sie verhängt. Aber sie hielten sehr gut stand. Ihre Bekehrten forderten den Bekennertod heraus; sie hatten einen Bekennerverein gegründet, in welchem man sich gegenseitig zur Erduldung aller Leiden ermutigte. Sie bezeichnen diese Jahre als die Aera Martyrum. Wie sehr auch die Verfolgung zunahm, sagen ihre Geschichtschreiber, so gab es doch in jedem Jahre Neubekehrte. Sie wollen von 1603 bis 1622 genau 239 339 Japaner zählen, welche zum Christentum übergegangen.

In allen diesen Ländern bewährten denn die Jesuiten eine ebenso gefügige wie beharrliche und hartnäckige Art: sie machten Fortschritte in einer Ausdehnung, wie man sie nie hätte erwarten sollen; es ist ihnen gelungen, den Widerstand jener gebildeten völkischen Religionen, die den Osten beherrschen, wenigstens zum Teil zu besiegen.

Dabei haben sie auch nicht versäumt, auf die Vereinigung der morgenländischen Christen mit der römischen Kirche zu denken. In Indien selbst hatte man jene uralte nestorianische Gemeinde gefunden, die unter dem Namen der Thomaschristen bekannt ist. Und da sie nicht den Papst zu Rom, von dem sie nichts wußte, sondern den Patriarchen von Babylon (Mosul) für ihr Oberhaupt und den Hirten der allgemeinen Kirche hielt, hatte man gar bald Anstalt gemacht, sie in die Gemeinschaft der römischen Kirche zu ziehen. Es ward weder Gewalt noch Ueberredung gespart. Im Jahre 1601 schienen die Vornehmsten gewonnen zu sein: ein Jesuit wurde zum Bischof eingesetzt, man druckte das römische Ritual chaldäisch; auf einer Landeskirchenversammlung wurden die Irrtümer des Nestorius verflucht; in Craganor erhob sich eine Jesuitenanstalt; die neue Besetzung des bischöflichen Stuhles im Jahre 1624 geschah mit Einwilligung der hartnäckigsten unter den bisherigen Gegnern. Es versteht sich, daß hierbei das staatliche Uebergewicht der spanisch-portugiesischen Macht das Beste tat.

Auch in Habesch war es zur nämlichen Zeit von größtem Einfluß. Die früheren Versuche waren alle vergeblich gewesen. Erst als

im Jahre 1603 die Portugiesen von Fremona den Abessyniern in einer Schlacht mit den Kaffern wesentliche Dienste geleistet, gelangten sie und ihre Religion in größeres Ansehen. Eben traf der Pater Paez ein, ein geschickter Jesuit, der in der Landessprache predigte und sich an dem Hofe Eingang verschaffte. Der siegreiche Fürst wünschte mit dem König von Spanien in ein näheres Verhältnis zu treten, hauptsächlich um einen Anhalt gegen seine Feinde im Innern zu haben. Paez stellte ihm als das einzige Mittel hierzu vor, daß er von seiner Lehre ablasse und zur römischen Kirche übertrete. Er machte um so mehr Eindruck, da die Portugiesen in der Tat in den inneren Bewegungen des Landes Treue und Tapferkeit bewiesen. Erörterungen wurden angestellt, leicht waren die unwissenden Mönche zu besiegen. Der tapferste Mann des Reiches, Sela-Christos, ein Bruder des Kaisers Seltan-Segued (Socinius), ward bekehrt, unzählige andere folgten seinem Beispiel, und man trat bereits mit Paul V. und Philipp III. in Verbindung. Natürlich regten sich hiewider die Vertreter der eingeführten Religion; auch in Habesch nahmen wie in Europa die bürgerlichen Kriege eine religiöse Farbe an: der Abuna und seine Mönche standen immer auf Seite der Aufrührer, Sela-Christos, die Portugiesen und die Bekehrten auf der Seite des Kaisers. Jahr für Jahr wird geschlagen; Glück und Gefahr wechseln. Zuletzt behält der Kaiser und seine Partei den Sieg. Er ist zugleich ein Sieg des Katholizismus und der Jesuiten. Im Jahre 1621 entscheidet Seltan-Segued jene alten Streitigkeiten über die beiden Naturen in Christo nach dem Sinne der römischen Kirche; er verbietet, für den alexandrinischen Gesandten zu beten; in seinen Städten, seinen Gärten werden katholische Kirchen und Kapellen erbaut. Im Jahre 1622 empfängt er, nachdem er bei Paez gebeichtet, das Abendmahl nach katholischem Brauch. Lange schon war der römische Hof ersucht worden, einen lateinischen Patriarchen herüberzusenden. Doch trug man dort Bedenken, solange die Gesinnung oder die Macht des Kaisers zweifelhaft waren. Jetzt hatte dieser alle seine Gegner besiegt, ergebener konnte er sich nie zeigen: am 19. Dezember 1622 ernannte Gregor XV. einen Portugiesen, den König Philipp vorgeschlagen, Doktor Alfonso Mendez von der Gesellschaft Jesu, zum Pa-

triarchen von Aethiopien. Nachdem Mendez endlich angelangt, leistete der Kaiser dem römischen Papste seine feierliche Verehrung.

Indessen faßte man auch alle griechischen Christen im türkischen Reiche ins Auge: die Päpste schickten Gesandtschaft auf Gesandtschaft aus. Unter den Maroniten war durch einige Jesuiten das römische Glaubensbekenntnis eingeführt worden; einen nestorianischen Archimandriten finden wir 1614 zu Rom, der den Lehren des Nestorius im Namen einer großen Menge von Anhängern entsagt. In Konstantinopel ist eine jesuitische Vertretung eingerichtet, die daselbst durch den Einfluß der französischen Gesandten eine gewisse Festigkeit und Haltung bekommt, der es unter anderm gelingt, den Patriarchen Cyrillus Lucaris, der sich zu protestantischen Meinungen neigte, im Jahre 1621 wenigstens auf einige Zeit zu entfernen.

Eine unermeßliche, weltumfassende Tätigkeit, welche zugleich in den Anden und in den Alpen vordringt, nach Tibet und Skandinavien ihre Späher, ihre Vorkämpfer aussendet, in England und in China sich der Staatsgewalt nähert: auf diesem unbegrenzten Schauplatz jedoch allenthalben frisch und ganz unermüdlich! Der Antrieb, der in dem Mittelpunkte tätig ist, begeistert und zwar vielleicht noch lebhafter und inniger jeden Arbeiter an den äußersten Grenzen.

Nr. 7. Der Handelsstaat Venedig in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts [76]).

Unüberwindlich scheinen im Morgenland die Türken; das ganze Abendland glaubt sich von der Uebermacht der Spanier bedroht. In der Mitte zwischen beiden haben sich die Nobili von Venedig eine Macht verschafft, die einen Rang unter den Mächten der Welt behauptet. Wo ihre Schiffe nach dem Morgenland fahren, bald zur Rechten, bald zur Linken, bis an die Küste von Asien hin gebieten sie über eine Menge Uferplätze und Eilande. Die reichen Ebenen im Westen um die Flüsse her, die in ihre Lagunen münden, bis hinan an das Joch der Alpen haben sie in den zweifelhaftesten und gefährlichsten Kriegen zu behaupten gewußt. Aber dort sieht der Türke ihre

Flagge nur mit Unwillen in den Gewässern, die er als sein Eigentum betrachtet; hier ist bald von dem Inhaber des Herzogtums, zu dem einst ein guter Teil der venezianischen Besitzungen gehörte [77]), dem König von Spanien [78]), bald von dem Kaiser, der das übrige in Anspruch nimmt, immer von dem Hause Habsburg Gefahr zu befürchten. Nach beiden Seiten hin sind die Venezianer zu einer starken bewaffneten Aufstellung genötigt.

Ueber das Meer wacht ihnen ein Provveditore, den sie mit sechs Galeeren nach Korfu, der Mitte ihrer Besitzungen, senden. Alle Schiffe bringen den Ehrengruß dar, wo sie die zwei viereckigen Flaggen seines Hauptschiffes sehen; alle Plätze an den Ufern erkennen ihn als ihren Oberen; die Anführer der übrigen Geschwader sind ihm unterworfen, legen sogar bei ihm Berufung ein. Zunächst vor ihm liegt ein Governator bei Kandia. Nur des Winters ist er daselbst; mit dem Frühjahr kommt er nach Korfu zurück, wenn es Krieg gibt mit zehn, im Frieden mit vier Galeeren, die er immer in Kandia bewaffnet; während des Sommers wartet er der Befehle des Provveditors in Korfu. Noch weiter nach Osten liegt ein Kapitän mit vier Galeeren bei Zypern; sein vornehmstes Geschäft ist, die Seeräuber zu verfolgen, welche den Handelsschiffen bei Damiette oder an der syrischen Küste auflauern. Er läßt sie in seiner Insel kein Wasser einnehmen, die, welche in seine Gewalt kommen, läßt er ersäufen. Diesen zwei Geschwadern zwischen Korfu und der syrischen Küste entsprechen zwei andere zwischen Korfu und Venedig. Das eine liegt im Hafen von Lesina, den man mit einem Hafendamm befestigt und mit einem kleinen Zeughaus versehen hat, wo alle Schiffe anlegen, die zwischen Venedig und Apulien, zwischen Venedig und der Levante fahren. Es besteht aus Galeeren unter dem Kapitän der Bucht; alle fremden Schiffe, selbst wenn ein Ragusaner nur nach Ancona überfährt, müssen ihn als den Herrn der Bucht erkennen. Das zweite besteht aus fünf Fusten [79]) und fünf langen Barken; mit diesen kreuzt der Kapitän der Fusten gegen die Uskochen [80]), welche die äußersten Winkel der Bucht lebhaft beunruhigen. Alle diese fünf Geschwader gehören zusammen; sie bilden ein stehendes Heer zur See. Sie sollen die Gewässer von Venedig und Tripolis und Alexandrien frei von dem Feinde und frei von Seeraub halten.

Zu diesen Galeeren nahm man Ruderer und Soldaten aus den Zünften der Stadt, aus den Gondelführern der Lagunen, von den Dalmatinern und Kandioten, die geborene Seeleute sind. Vornehmlich trug man Sorge, das Rudern gut einzuüben. Die Galeeren waren nämlich mehr zum Rudern als zum Segeln eingerichtet. Sie hatten mehr Bänke und kleinere Segel als die florentinischen; sechsundzwanzig Bänke bis heran an das Tau der Segelstange und den Mastbaum so nahe am Vorderteil, daß die Segel nur klein sein durften. Eben daher mochte kommen, daß sie nur langsam fuhren, jeden Sturmwind fürchteten und sich abends bei guter Zeit in den Häfen einzufinden pflegten. Vorzüglich waren sie mit Geschütz versehen. Die schweren und leichten Galeeren verglich man mit schwerer und leichter Reiterei, eine Linie aus beiden hielt man für unüberwindlich. Um 1560 waren immer fünfunddreißig bis vierzig unter den Waffen; doch sah man im Zeughaus wohl zweihundert andere, und dies war so gut eingerichtet, daß einer unserer Berichterstatter binnen zehn Tagen ihrer dreißig völlig ausrüsten sah. So oft sich die Türken regten, eilten die Venezianer zu rüsten; dann sandten sie einen General der Flotte mit völliger Gewalt über Leben und Tod und so unbeschränkter Macht aus, daß sie sie nur ungern gaben. Doch geschah es zuweilen; sie überredeten sich, schon sein Name erschreckte den Feind.

Wie zur See hielten sie sich auch auf dem Festland in steter Bewaffnung. Auch nachdem jene Stürme vorüber waren, welche die erste Hälfte des 16. Jahrhunderts erfüllten, besoldeten sie sechshundert Panzerreiter, jeden mit drei Pferden, und tausend Stradioten; sie hielten eine Landmiliz unter Waffen, die auf 25 000 Mann berechnet wird; ihre Festungen waren wohl besetzt. Wie indes die zweite Hälfte dieses Jahrhunderts sich immer friedlicher entwickelte, ließen sie von einer für jene Zeit so großen Anstrengung ein wenig nach. Die Panzerreiter behielten nur zwei Pferde; in Istrien finden wir fünfzig Helme, jeder Reiter mit einem Streitroß und einem geringeren Tier. Sie stehen unter einem eigenen Hauptmann, und man sorgt dafür, daß sich die einheimischen Behörden in kein Verhältnis zu ihnen setzen. Da die Stradioten leicht zu haben und immer gleich brauchbar waren, schien bald auch eine geringere Anzahl genügend.

Nur die Festungen suchte man gegen jeden unerwarteten Angriff stark zu halten. Fast alle waren mit festen Mauern, tiefen und breiten Gräben, wohlangelegten Bollwerken versehen. Einige wie Padua schien überdies ihr großer Umfang vor eigentlicher Belagerung, andere wie Brescia eine Stadtfeste selbst auf den Fall zu schützen, daß die Stadt überrascht würde; dritte wie Trevigi trotzten darauf, daß keine Kunst der Welt sie des Wassers berauben könne. Wenn die Venezianer sich zuweilen mit den Römern vergleichen, so glauben sie deren Wasserleitungen und Heerstraßen ihre Festungsbauten an die Seite stellen zu können.

Die Gebiete nun aber, welche sie so nach beiden Seiten verteidigen, waren doch weit entfernt, in voller Untertänigkeit zu ihnen zu stehen. Nicht durch Erbe wie unter anderen Fürsten, beinahe nie durch eigentliche Eroberung, sondern fast immer durch freie Ueberlieferung in bedrängten Augenblicken sind die venezianischen Städte und Staaten unter der Fahne von San Marco vereinigt worden. Es versteht sich aber, daß diejenigen, welche zu einem Aeußersten griffen, um ihren Zustand, ihre Verfassung vor irgend einer vorhandenen Gefahr sicherzustellen, diese nicht ihren Beschützern werden geopfert haben. Den Venezianern stand allenthalben nur ein beschränktes Recht zu; vornehmlich hatten sie fast überall einen nicht unmächtigen Adel zur Mitherrschaft aufgenommen. In Dalmatien bestand ihnen zur Seite ein Rat aus den Edlen der Städte und der Inseln. In Cattaro waren hundert stolze Adlige, die die Reichtümer der Stadt besaßen und ihren albanesischen Handel trieben. In Lesina nahm sich der Adel das Recht, wenn der Rettore und einige Beamte besoldet, wenn vielleicht noch die dringendsten Ausgaben bestritten waren, den Rest der Einkünfte für sich zu behalten. Allenthalben hatte dieser Adel einen Anteil an der Gerichtsbarkeit. Oft war freilich das Volk mit ihm in um so heftigere Streitigkeiten verwickelt, da es immer einige Rechte behauptete. „Die Gemeinen von Zara," sagt Giustiniani [81]), „sind Venedig vollkommen ergeben; zwischen ihnen und ihrem Adel aber herrscht alle die erregte Feindschaft, die wir in ganz Dalmatien wahrgenommen." In Antivari gerieten die Parteien sogar zuweilen am Karfreitag bei den feierlichen Umzügen dieses Festes so hart aneinander, daß es ohne die Dazwischenkunft der

Venezianer zu Blut und Mord kam. Nur eine einzige Gemeinde war ohne Adel, die Gemeinde Pastrovichi; zwölfhundert waffenfähige Männer, die unter selbstgewählten Richtern über Gut und Blut in ihren Bergen in so ungeschminkter Einfalt dahin lebten, daß man sie aufgesucht hat, um die Sitten des homerischen Zeitalters an ihnen zu erforschen; mit Venedig mehr durch Freibriefe verknüpft, die man ihnen für freiwillige Dienste gewährte, als durch erzwungenen Gehorsam; von unbescholtener Treue, zum Dienst des Matrosen so geschickt wie zu den Waffen.

Wie in Dalmatien finden wir überall auf den Inseln der Levante einen Adel mit gewissen besonderen Berechtigungen, mit einigem Anteil an der Verwaltung, allenthalben ein ungern herabgedrücktes Volk. Am schärfsten aber ist dieser Gegensatz dort, wo zwei voneinander ursprünglich verschiedene Völker nebeneinander wohnen, die eine herrschend, die andere dienend, in Kandia und Zypern[82]).

Wie die Inseln und Küsten, so waren auch die Gemeinden des Festlandes weit entfernt davon, den Venezianern unbedingt unterworfen zu sein. Auch finden wir fast allenthalben einen Rat von Edelleuten, welcher einen nicht geringen Anteil an der öffentlichen Verwaltung nimmt. So hatten die Vicentiner dem venezianischen Rettore einen Rat aus ihren Edelbürgern zur Seite gestellt, ohne welchen jener kein Strafurteil fällen konnte. Von Natur heftig, trotzig auf ihren Reichtum, hielten sie immer einen eigensinnigen Widerpart gegen Venedig. Palladio[83]) baute ihnen die schönsten Paläste, Stadthäuser, Theater, die Italien in neuerer Zeit erstehen sah. Die Veronesen waren nicht so reich, aber sie wollten ihren Nachbarn weder an Glanz noch an Selbständigkeit nachstehen; man hat bemerkt, daß sie sich oft den Venezianern widersetzten und auf ihre eigene Weise zu leben suchten. Obgleich Bergamo nur arm war, hielt es sich in so gutem Ansehen, daß man es nie zu unterdrücken wagte. Vornehmlich mächtig aber war Brescia. Es hatte sich zwei bedeutende Rechte erhalten, das eine bedeutend für die vornehmen Geschlechter: in die umliegenden Burgen und Täler, die oft bis 50 000 Untertanen zählten, selbst wenn sie mit venezianischen Truppen besetzt waren, aus ihrer Mitte Podestas[84]) mit dem Recht über Leben

und Tod zu Straf- und Bürgergericht zu senden; das andere bedeutend für die Gemeinden, daß keine Veräußerung ihrer Güter stattfinden, daß sich kein Auswärtiger, auch kein Venezianer in diesem Gebiet ankaufen dürfte. Da blieben die vornehmen Geschlechter immer in einem Glanz; die Martinengi, Cesareschi hatten ein Einkommen von 30 000 Dukaten. Die Brescianer hielten sich in einem eigentümlichen Dasein; die großartigen Bauten, den reichen Schmuck der Zimmer ihrer Oberherren ahmten sie nicht nach, sie gefielen sich vielmehr in rasch vorübergehender Pracht, in kostbaren Kleidern, schönem Waffenschmuck, bei guter Tafel, mit glänzenden Prunkwagen und zahlreicher Dienerschaft. Oft genoß man die Lust tonkünstlerischer Feste; die prächtigsten Waffenspiele wurden hier gegeben, die Chronik sucht die Namen der ausgezeichnetsten Edelleute zu verewigen. Neben ihnen hält sich die Gemeinde, eng verbunden, von überwiegendem Einfluß Venedigs frei. Die Stadt, sagt jene Chronik, wuchs an Gebäuden und an Gewerbe; in der Zahl ihres Volkes, in der Menge ihrer Waren konnte sie sich mit jeder anderen Stadt von Italien messen. Wie nun in den lombardischen Städten ein Rat, so gab es in Friuli[85]) ein Parlament mit noch nicht erloschenen Rechten. Mit den dalmatinischen Pastrovichi ließen sich in den Gebirgen über Vicenza die Deutschen der sieben Gemeinden vergleichen; abenso einfach, tapfer, treu, durch Freibriefe von unvordenklicher Zeit geschirmt, sichere Hüter der Klausen[86]).

Es ist hier noch ein großes Feld zahlenmäßig-geschichtlicher Untersuchungen übrig darüber, wie sich Venedig zu allen diesen landschaftlichen Sonderheiten verhielt. Gedenken wir nur der Handhabung öffentlicher Ordnung gegen das Treiben der Wegelagerer und Räuber, die noch im Anfang des 17. Jahrhunderts die Straßen unsicher machten, so daß selbst der kaufmännische Verkehr darunter litt. Die mit der Hauptstadt in der Rechtspflege wetteifernden Gemeinden bildeten hier eine fast unüberwindliche Schwierigkeit. Die Venezianer hielten darüber, daß die Bedingungen, unter denen sie die Herrschaft erworben, beobachtet wurden. Unter der Adelsherrschaft der Hauptstadt erhielten sich auch die Adelsherrschaften aller unterworfenen Gemeinden; sie hätten nicht gebrochen werden dürfen, ohne daß man Empörung und Abfall zu fürchten gehabt hätte.

Oft hat man Venedig getadelt, daß es nach glücklichen Unternehmungen zur See sich hat gelüsten lassen, eine Landmacht zu werden. Jene findet man naturgemäß und heißt sie gut, dies zu tadeln ist fast ein Herkommen geworden. Man leitet davon eine Menge Unglücksfälle, selbst den Verfall der Seemacht her. Im 16. Jahrhundert tritt indes besonders in geldlicher Hinsicht ein sehr merkwürdiges Verhältnis zwischen beiden Gebieten hervor. Wir sind nicht imstande, den Staatshaushalt der Venezianer in allen seinen Teilen genügend zu überschauen und uns vorzustellen; das aber zeigt sich deutlich, daß die Länder am Meere nicht durch die Einkünfte, die sie unmittelbar abwarfen, erhalten werden konnten. Von Kandia, Zante, Kefalonia wird uns ausdrücklich versichert, daß sie mehr kosteten als einbrachten. Wir arm war die dalmatinische Küste! Diese Inseln, zwar in den Tälern mit einiger Viehzucht, mit einigem Weinbau, die aber so wenig Getreide trugen, daß sie oft nur vier Monate wie Curzola, oft gar nur zwei wie Piazza damit ausreichten; diese Städte hart unter dem hohen Gebirg, deren kleines Gebiet wie bei Spalato nur auf fünf, wie bei Cattaro nur auf sechs Monate Getreide hervorbrachte und überdies von den Türken beunruhigt wurde. Die Sebenzanen hätten Hungers sterben müssen, wären nicht die Morlachen gewesen, die ihnen für ihr Salz Getreide und Käse brachten. Wie sollten diese Ortschaften ihre Burgen instandhalten, die Besatzungen, die Stradioten besolden! Gar oft muß ihnen Venedig zu Hilfe kommen. Den Sebenzanen mußte es im Kriege von 1571 für 3500 Dukaten Getreide geben, ohne auf Erstattung rechnen zu dürfen. Aber auch im Frieden sandte es regelmäßig bedeutende Beträge dahin, 600 Dukaten nach Budua, 2000 nach Antivari, 3000 nach Spalato, 3900 nach Cattaro, 4000 nach Sebenigo, nach Zara 8000. Wie wenig fähig waren Städte und Inseln, die Seemacht instand zu halten, welche sie beschützte.

Woher aber schöpfte man diese Beträge? Die Einrichtung der venezianischen Kassen zeigt uns, wenn ich nicht irre, ihre Quellen und das wahre Verhältnis an. Nicht alle Einkünfte nämlich flossen unmittelbar zusammen, so daß alle Ausgaben aus einem allgemeinen Schatz hätten bestritten werden können, sondern den Mangel irgend einer bestimmten Kasse deckte man immer mit dem Ueberschuß einer

anderen. Da man fand, daß Kandia und Korfu die Truppen nicht besolden konnten, von denen sie beschützt wurden, so bestimmte man zu diesem Solde die Einkünfte der Kammern Crema und Verona. Es war nur allzu deutlich, daß die Flotte zu ihrer Ausrüstung und Bemannung ganz anderer Hilfsquellen bedurfte als die, welche die überseeischen Besitzungen gewährten. Die Einkünfte von vier Kammern des festen Landes, von Padua, Trevigi, Bergamo, Rovigo, wurden dafür angewiesen.

Wenn man im Osten die Festungen instandzusetzen, herzustellen, auszubessern hatte, wandte man sich an die Kasse der Festungen, zu der vornehmlich die Kammer von Udine steuerte. Unter den Einkünften des Zeughauses, auf denen die ganze Seemacht aufgebaut ist, finden wir den Ertrag von Cologna oben an. Die eigentliche Bestimmung der Zehnten der lombardischen Geistlichkeit war, zur Erhaltung der Flotte und des Zeughauses beizutragen. Trevigi gewährte die Eichen zum Schiffbau. Wenn es sich auch so verhält, daß die Gelder, welche man nach den Städten der Levante und Dalmatiens schickte, vom Ertrag der Zölle und des Salzes genommen werden konnten, so wurden doch die übrigen Bedürfnisse damit nicht gedeckt. Genug, nur durch die Reichtümer des festen Landes geschieht es, daß man die Flotten bauen kann, die die östlichen Meere durchschiffen, daß man die Truppen besolden kann, welche Inseln und Städte der Levante und Dalmatiens beschützen.

Und so stellt sich uns die Gesamtheit des venezianischen Staates, die Verknüpfung der zweifachen Art seiner Landschaften, in eigentümlicher Gestalt vor Augen. Wenn Venedig Bedeutung für die Welt, allgemeineres Ansehen hauptsächlich den ausgebreiteten Besitzungen am Meere verdankte, so lag doch der Nerv seiner Macht, seine wahre Kraft in den Erwerbungen, die ihm auf dem festen Lande gelangen. Mit seinem oberherrlichen Recht über jene hatte es Verpflichtung, sie zu verteidigen, mit seiner Herrschaft über diese die Fähigkeit, das zu tun, erworben. Ist es nun ein Verdienst gewesen, die Reste des christlichen Namens und einige lateinische Besitzungen jahrhundertelang vor den Türken geschützt zu haben, so kann man jene Eroberungen nicht verdammen, durch welche dies allein möglich ward. Die Kräfte eines doch nur sehr geringen Teiles abendländischer Landschaften dienen

dazu, auf den Rückhalt von Europa gelehnt, den Fortschritten der drohenden Barbaren im Abendland Einhalt zu tun.

Daran wäre doch niemals zu denken gewesen, hätte sich Venedig nicht als einen der ersten Handelsplätze der Welt behauptet. Man hat es als weise Maßregel betrachtet, daß der Freistaat auch die untertänigen Gemeinden an den Handelsrechten venezianischer Bürger teilnehmen ließ. Darüber aber hielt er allzeit aufs strengste, daß der Handel der Gemeinden, des festen Landes und der Inseln in Venedig vereinigt blieb. Bei ihrem Eide sind die Rettoren von Bergamo und Brescia verpflichtet, darüber zu halten, daß weder Baumwolle noch Wolle noch auch Spezereien in ihre Bezirke eingeführt werden, ausgenommen die, welche von Venedig kamen. Cremona und Gheradadda sind kaum gewonnen, so stellt man die Waren, die nur von Venedig aus daselbst eingeführt werden dürfen, in einem langen Verzeichnis zusammen. So wurden auch alle die Handelsbeschränkungen, durch welche Pflanzungen an ihre Mutterstadt gewiesen zu werden pflegen, von den Venezianern über die Küsten und Inseln der Levante ausgebreitet. Das gesamte Gebiet wurde gleichsam zu einer einzigen kaufmännischen Genossenschaft, die ihren Sitz in der Hauptstadt hatte, vereinigt.

Der auswärtige Handel war noch in großer Blüte. Der Rialto war einer der bedeutendsten Handelsplätze der Welt und verschaffte dem Staate, indem er ihm eine eigentümliche Weltstellung gab, die weiteren Mittel seines Daseins. Dabei kamen die drei Mächte in Betracht, welche die Staatskunst beherrschten, und zwar schon für die nächsten Lebensbedürfnisse. Aus den österreichischen Gebieten zieht Venedig sein Schlachtvieh; höchst empfindlich ist ihm ein Aufschlag der Abgabe, welche die kaiserliche Staatsleitung auf die Ausfuhr des Hornviehes erhob, sowie eine Störung des Verkehrs mit der Türkei, von wo ihm das Getreide, dessen es nicht entbehren kann, zugeführt wird. Für die Webwaren bedarf man der Wolle aus Spanien. Ungleich wichtiger ist, daß Venedig den Verkehr zwischen Abend- und Morgenland, den es während der mittleren Jahrhunderte besessen hatte, auch im 16. Jahrhundert behauptete. Durch die Gewaltsamkeiten der morgenländischen Machthaber, das Emporkommen der Barbaresken[87]), die zuweilen bis in die Bucht vordrangen, den See-

räuberkrieg, der das ganze Mittelmeer erfüllte, war der Handel geschädigt und erschwert, aber noch nicht unterbrochen.

Wir finden, daß das venezianische Webwarengewerbe, das noch in großer Blüte erhalten war, seinen besten Absatz in dem türkischen Reich hatte. Einer unserer Gesandtschaftsberichte berichtet, Venedig habe jährlich 25 000 Stück Tuch nach der Türkei versendet, von denen ein jedes 200 Dukaten gekostet; es seien hauptsächlich scharlache, rotblaue, karminrote Tuche gewesen, wie sie das Morgenland liebt; dies gebe dann einen ungemeinen Vorteil und nähre eine große Zahl Menschen. Daß das nun nicht übertrieben ist, bezeugt die Reisebeschreibung Texeiras nach dem Morgenland[88]). Texeira versichert, daß Venedig jährlich 5=—6000 Stück Tuch nach Aleppo bringe; er fügt hinzu, ebensoviel Stück führe es dahin in Brokat und Seide, sein Verkehr belaufe sich daselbst auf anderthalb Millionen Dukaten. Oft ließ der Schah von Persien für sein Heer Tuch von Aleppo holen. Nicht minder bedeutend war gewiß der Konstantinopeler Verkehr. Was forderte allein die Pracht der Harems! Man erinnerte sich noch lange der kunstreichen Edelsteinschmiede Leuriere und Carolini, die für Soliman einen langen Helm mit vier Kronen, reich mit Edelsteinen besetzt, einen Federbusch, ein Pferdegezäum von außerordentlicher Pracht und Schönheit gearbeitet. Alle anderen Erzeugnisse venezianischen Kunstfleißes nahmen ihren Weg nicht minder dahin. Der vornehmste Handelsplatz der Venezianer im Morgenlande war jedoch Aleppo; da befanden sie sich noch im Jahre 1605 in einer stattlichen Lage. Es waren daselbst außer dem Konsul, der immer ein Edelmann, zwölf große Häuser, jedes mit zwei Vorstehern, damit, wenn der eine fehle, doch die Geschäfte keinen Stillstand litten. Sie hatten ihre Franziskaner, die ihnen in einem Hause Messe und Predigt verwalteten, und deren Guardian vom Papste mit außerordentlicher Vollmacht zu lösen versehen war. Ueber ihre gemeinschaftlichen Angelegenheiten pflegten sie nach der Sitte ihres Vaterlandes mit Kugeln zu stimmen. Sie hatten die schönsten Ordnungen, sie lebten auf eine prächtige und glänzende Weise; sie nahmen die Fremden gastlich und gütig auf. Vor ihnen, noch weiter nach Osten, waren auch manche Venezianer tätig; in Bassora[89]) finden wir sie ansässig, zwischen Ormuzd und Aleppo ziehen sie hin und her. Aber vornehm=

lich in der ganzen asiatischen Türkei hatten sie ihre Geschäftsführer und Handelsvermittler.

Im Vorbeigehen sei bemerkt, daß die kaufmännischen Geschäfte bei der Teilnahme Venedigs an der allgemeinen Gesittung des Abendlandes nicht ohne Beziehung auf Gelehrsamkeit und Altertum geblieben sind. Die Häuser Bomba und Contarini waren mit Altertümern reich ausgestattet. Broccardo untersuchte die ägyptischen Denkmäler, nach Marco Grimanis Zeichnungen sind die ägyptischen Denkmäler von Sebastian Serlio 1584 herausgegeben. Und indem man die Stätten und Wege der alten Gesittung aufsuchte, begleitete man doch auch die neuen Entdeckungen mit großer Aufmerksamkeit. Die erste bedeutende Sammlung von Reisebeschreibungen nach den beiden Indien stammt von dem Venezianer Ranusio, sie wird noch heute gebraucht.

Entfernen wir uns aber nicht von unserem Gegenstande. Man behauptete in der Mitte des 16. Jahrhunderts, in der ganzen Türkei sei kein irgend bedeutender Ort, wo die Venezianer nicht ihre Leute hätten; von denen würde ihnen gemeldet, welche Waren da angekommen, so daß sie berechnen könnten, wie sie auf das vorteilhafteste zu verkaufen sein würden. Wo Floriani[90]) die Erzeugnisse des türkischen Reiches nacheinander aufzählt: Seide, Kaviar, Korn, Getreide, fügt er hinzu, daß das Mark davon nach Venedig komme. Doch dies war es nicht allein. Es ist ein Irrtum zu glauben, daß der indische Handel nach Umschiffung des Kaps lediglich auf portugiesischen Schiffen von Lissabon aus getrieben worden sei; noch immer blieben die uralten Wege dieses Handels im Gange. Ein Hauptplatz für ihn wurden die Niederlagen von Aleppo. Da empfingen die Venezianer für ihre Einfuhr nicht allein rohe Seide und Baumwolle, sondern auch Zimt, die indischen Gewürze, Perlen und Edelsteine.

Die erste Frage ist, wie dies alles dahin kam; einmal durch die Araber. Navagero[91]) unterrichtet uns, daß man noch immer von Arabien und durch das Germasir nach Ormuzd[92]) dahin zog; daß man von da Ingwer und Gewürznelken, Muskatnüsse und Muskatblüte, allerlei Spezereien und Perlen herbeiführte; daß die Araber der Wüste, wohlversehen mit Kamelen und Saumtieren, die Reichtümer von Indien bis unmittelbar nach Aleppo brachten. Ueberdies

auch durch Persien. Der Verkehr der Venezianer mit Persien war so rege, daß ein Krieg, den sie mit den Türken hatten, den Preis der Seide auf die Hälfte herabdrückte und die Verkäufer der Spezereien, da der Verkehr von Aleppo eine Zeitlang gestört war, die sonderbarsten Auswege zu suchen nötigte. Die Kaufleute begaben sich nach Konstantinopel, sie nahmen von da ihren Weg durch die Wallachei nach Polen. Man begegnete wohl den nämlichen Armeniern, die man in Tauris gesehen, wiederum in Lemberg. Von hier zogen sie nach Danzig, welches damals der größte Handelsplatz des Ostens und Nordens war; hier aber traf man auf jenen Verkehr des Atlantischen Ozeans, und die Kosten des Landweges waren so ungemein groß, daß der Vorteil die Mühe nicht bezahlte. Alles das war jedoch eine Ausnahme; in gewöhnlichen Zeiten blieb Aleppo der größte Stapelplatz des Morgenlandes.

Die zweite Frage ist, wie man von da, wie man vom Orient überhaupt nach Venedig gelangte. Keineswegs geschah dies nämlich immer zur See; der Karawanenhandel ward in Europa selbst fortgesetzt. Wir wissen, daß im Jahre 1534 eine venezianische Karawane, hunderte Pferde stark, die von Konstantinopel nach der venezianischen Küste zog, in der Türkei von Räubern angefallen und geplündert worden ist. Allmählich aber wurde diese Straße sicherer, und die morgenländischen Kaufleute nahmen sie selbst. Spalato ward der Hauptplatz für diesen Verkehr; besonders gegen Ende des 16. Jahrhunderts gelangte er zu großer Aufnahme. Dahin sammelten sich nicht allein die Nachbarn vom Adriatischen Meer bis zur Donau und von Konstantinopel bis an die Grenze, sondern vor allem kamen die Seide, die Baumwolle, die Gewürze, die Hervorbringungen des Morgenlandes dahin. Da sah man indische und persische Kaufleute; hier nahmen sie die kunstreichen Zeuge, die Gewebe von Gold und Silberstoff, welche Venedig darbot, in Empfang. Das Morgenland kam dem Abendlande auf einmal wieder selbsttätig nahe und suchte ihn auf. Die Venezianer sandten regelmäßig ihre bewaffneten Galeeren aus, doch nur 200 Meilen[93]) weit nach einer eigenen Stadt, wo sie selber Seuchenanstalten, Krankenhäuser und große Niederlaghäuser errichtet hatten.

So reicht ein großartiger Landverkehr des fernsten Ostens mit unseren Ländern in alter Weise bis nahe zu unseren Zeiten heran. Er berührte Deutschland unmittelbar. Wenn die Waren jene kurze Ueberfahrt über das Adriatische Meer gemacht, wurden sie wie nach anderen Gegenden so nach Deutschland geführt. Wir finden im 16. Jahrhundert noch immer venezianische und portugiesische Spezereien nebeneinander in den deutschen Städten; der deutsche Barchent ward fast durchaus von Baumwolle, die aus Venedig kam, verfertigt. Wo Paolo Paruta [94]) des deutsch-venezianischen Verkehrs, der zu seiner Zeit, im Anfang des 17. Jahrhunderts, vorzüglich blühte, gedenkt, erwähnt er vornehmlich der Baumwolle und der Spezereien, durch die er bestehe. Eine Menge Waren, Erzeugnisse der Natur oder des Fleißes, gab dafür Deutschland, vornehmlich Eisen und Stahl. Die Alpen hinauf und herab ward dieser Handel getrieben. Oft begegnete man auf den Alpenstraßen den Kaufleuten mit ihren Warenballen, Arbeiter mit Hacke und Schaufel vor sich her; sie geboten den kommenden Fremden von fern auszuweichen. Die oberdeutschen Städte, deren Handelsleute sich auf der Messe zu Bozen mit venezianischen Untertanen zusammenfanden, sandten ihre Waren meist durch den Paß von Primolano bis nach Mestre. Durch den Kanal des Eisens, über das halb italienische, bald deutsche Pontieba, langten die Güter österreichischer Provinzen von Steiermark bis Schlesien an. Das Holz flößte man nicht ohne Vorteil für die kaiserlichen Zölle die Etsch hinunter. In dem Fondaco der Deutschen [95]) zu Venedig traf dieser gesamte Verkehr zusammen. In den Büchereien finden sich genaue Aufzeichnungen über die Zölle, welche man bei der Einfuhr und Ausfuhr zu zahlen hat. Man hat damals auch nicht versäumt, in Widerspruch mit den Gesetzen des Reiches, Silber in großen Massen nach Venedig auszuführen, wo es bei weitem höher im Preise stand als in Deutschland. Erst im 16. Jahrhundert hielt man es der Mühe wert, das deutsche Haus neu und prächtig auszubauen; Tizian [96]) und Giorgione [97]) haben ihre kunstreichen Hände daran versucht. Das Gewölbe der Fugger war eine Sammlung abend- und morgenländischer Reichtümer.

Indem Venedig diese Verhältnisse zwischen Deutschland und dem Osten vermittelte, ließ es seinen Seehandel nach dem Westen nicht

untergehen. Den Barbaresken zum Trotz schiffte man noch nach Spanien, häufig die Meerenge hinaus. In Portugal erwarben die Venezianer 1522 die Bestätigung wichtiger Freibriefe. Unter Heinrich VIII.[98]) waren sie in England sehr begünstigt. Noch 1560 brachten sie ihre Gewürze nach Antwerpen. Diese entfernten Unternehmungen hörten auf, seitdem England selbständig unter die Handelsmächte eintrat; das Wichtigste aber, der Verkehr mit Spanien, hielt sich auch dann. Spanien lieferte den Venezianern die Wolle zu dem Tuch, das sie nach dem Morgenlande führten. Man findet, daß levantinische und italienische Wolle für dieses Tuch nicht fein genug, französische und englische nicht wohlfeil genug gewesen; notwendig habe man sich der spanischen bedienen müssen. Dafür gewährte dann Spanien für die Erzeugnisse der venezianischen Webwaren, für ihr Glas, ihr Wachs, ihre Brokat- und Seidenzeuge, vornehmlich für ihre Waffen, einen sicheren Markt. Fassen wir nun, daß diese Waren größtenteils nach Westindien[99]) gingen, wie man denn behauptet hat, daß Venedig, wenngleich es die Entdeckungen des Kolumbus anfangs zurückgewiesen, doch den Vorteil von ihnen eine Zeitlang genossen habe, so tritt uns die Weltstellung dieser Stadt nach allen Seiten glänzend und großartig vor Augen.

2. Spanien.

Nr. 1. Philipp II. (1555–1598)[1]).

Wenn ein verständiger Mann die Lage der damaligen Welt erwog, was mußte er wohl von einem Sohne Karls V. wünschen? Es lag am Tage, daß nur ein freisinniger Fürst, geneigter, sich an der Welt zu erfreuen und sie zu genießen, als sie nach seinem Sinne einzurichten, fähig, auch anderen eine eigene Entwickelung zu gestatten, imstande war, die entzweiten Gemüter der Völker wenn nicht zu versöhnen, doch zu besänftigen und von einem Ausbruch ihrer Leidenschaft zurückzuhalten. Es war deutlich, daß der Erbe des spanischen Staates, zum Fürsten über so verschiedenartige Länder bestimmt,

vornehmlich leutseliger und zutraulicher Sitten, einer heiteren Gemütsart bedurfte, um einem jeden nahetreten zu können. War dies ohne Zweifel zu wünschen, so war es vielleicht auch zu erwarten. Man konnte denken, daß ein Fürst, im Gefühl seiner großen Bestimmung erzogen, seine Seele zu edleren Ansichten der Dinge aufgetan haben würde, als welche die Beschränkung eines geringeren Standes zu gewähren pflegt. In der Meinung, daß er das Haupt des Adels sei, aufgewachsen, sollte er sich nicht zu einer munteren, leutseligen Ritterlichkeit, die der Jugend so wohl ansteht, auszubilden gesucht haben?

Als Philipp zum ersten Male Spanien verließ [2]) und man ihn auch in anderen Ländern ansichtig ward, bemerkte man zunächst die große Aehnlichkeit, die er äußerlich mit seinem Vater hatte: dasselbe mehr weiße als blasse Gesicht, dasselbe blonde Haar, das nämliche Kinn, denselben Mund. Sie waren beide nicht groß, Philipp noch etwas kleiner, zierlicher, schwächer als sein Vater. Bald ging man in dieser Vergleichung weiter. Die Gesichtszüge des Sohnes schienen doch nicht den Ausdruck von Scharfsinn darzubieten, der den Vater auszeichnete. Man ward inne, daß Philipp, sehr entfernt, diesen in natürlicher Leutseligkeit zu übertreffen, hierin vielmehr von ihm weit übertroffen ward. Während der Vater, wenn ihn Reichsfürsten nach Hause begleiteten, umzukehren, den Hut abzunehmen, einem jeden die Hand zu reichen und ihn mit freundlichem Bezeigen zu entlassen pflegte, bemerkte man mit Mißfallen, daß der Sohn, wenn sie ihm das nämliche getan, sich mit keinem Auge nach ihnen umsah, sondern den Blick gerade vor sich hin, die Treppe zu seinen Gemächern hinanstieg. Er hatte keine Freude an Jagd und Waffen, er schlug selbst die Einladungen seines Vaters aus. Er liebte, zu Hause zu bleiben und mit seinen Günstlingen des Gespräches zu warten. Italiener und Niederländer wurden ihm nicht wenig, die Deutschen entschieden abgeneigt.

Nun schien es zwar, wo er Spanien im Jahre 1554 zum zweiten Male verließ [3]), als vermeide er jenes herrische, zurückgezogene Wesen, als suche er auch in äußerlichem Benehmen seinem Vater ähnlich zu werden, als sei er von jener törichten Einbildung, die man ihm schuldgab, eines Kaisers Sohn wie er sei mehr als der Sohn eines Königs, wie sein Vater, zurückzukommen. Er zeigte sich bescheidener

und leutseliger, er gab gern Gehör und genügende Antworten. Doch in der Tat war das keine Aenderung. Er nahm sich zusammen, weil er den Engländern, deren König er zu sein wünschte, gefallen wollte. Die stolze, einsame Ruhe, welche die Spanier Sosiego nennen, behauptete er dennoch; Teilnahme und Offenheit waren nicht seine Tugenden, selbst der Freigebigkeit befleißigte er sich nicht; aller persönlichen Teilnahme am Kriege zeigte er sich abgeneigt.

Seit er nach dem Frieden von 1559 nach Spanien zurückgegangen, verließ er die Halbinsel nicht wieder. Selbst hier vermied er, von Ort zu Ort zu reisen, wie die früheren Könige und sein Vater immer getan. Er richtete das Hoflager in dem Schlosse zu Madrid ein; er verließ es nur, um jenen öden Weg hin, wo kein Baum Schatten und kein Bach Mannigfaltigkeit gewährte, nach dem Escorial zu fahren, das er zwischen nackten, kleinen Hügeln in einem steinigen Tale Hieronymitenmönchen zum Aufenthalt und seinem Vater zum Grabmal baute; oder um im Frühjahr nach Aranjuez zu gehen, wo er in der Tat die Jagd in die Berge begleitete und sich zu Alcalden und Monteros[4]) herabließ, doch ohne sie nach etwas anderem zu fragen als nach ihrem Amt und ohne sie von etwas anderem reden zu lassen als von ihrem Geschäft. Ein jeder, sagt Cabrera[5]), ward nach seinem Stande wohl angesehen. Die Sorge für seine niemals feste Gesundheit machte ihm die größte Regelmäßigkeit des Lebens zur Pflicht. Er aß dann und wann mit seiner Gemahlin oder mit seinen Kindern, aber in der Regel allein, überaus mäßig, immer die nämlichen erprobten Speisen, immer in derselben Stunde. Auch in höheren Jahren erschien er wohl erhalten; es fiel auf, wie sorgfältig, mit wie vornehmem Anstand er gekleidet war. Sein Sinn war, Würde mit Freundlichkeit zu verbinden; er sagte nie ein kränkendes Wort, er wußte einen jeden zufriedengestellt zu entlassen. Als er einmal nach Alcala kam, hat er nicht allein Vorlesungen besucht, sondern bei einer Doktorernennung, der er beiwohnte, zwei Realen[6]) und zwei Paar Handschuhe, die jeder Doktor erhielt, angenommen; denn auch er war Doktor. Zuweilen finden wir ihn noch im Gehölz bei Segovia, bei den aragonesischen Ständen, einmal in Lissabon, übrigens immer zu Hause. Anfangs erschien er hier bei den Festen des Volkes, später ließ er sich das Jahr ein paarmal auf einer Empore sehen, welche von seinen

Zimmern nach seiner Kapelle ging; in den letzten Jahren unterließ er auch dies und blieb immer in seinen Gemächern. Da gewöhnte er sich zu dem Ausdruck ganz unerschütterlicher Ruhe, eines bis zur Vollkommenheit ausgebildeten Ernstes, einem Ausdruck, der eine völlig unterwerfende Wirkung hatte. Selbst geübte und belobte Redner kamen aus dem Wortlaut, wenn sie vor ihm standen, wenn er sie, wie er pflegte, mit den Augen von oben bis unten maß. Er sagte alsdann: „Beruhigt Euch!" Mit einem leisen Lächeln antwortete er.

Wir sehen, Philipp II. fehlt die äußerliche Festigkeit seines Vaters. Von jenem steten Reisen, jenem Eilen nach allen Orten, wo die Gegenwart des Fürsten nötig schien, war er kein Freund. Er gab denen Beifall, welche an Ferdinand dem Katholischen[7]) lobten, daß er seine auswärtigen Kriege mehr führen lassen als selbst geführt; welche daran erinnerten, daß auch Karls Heere unter der Anführung eines Pescara[8]) und Leira glücklicher gewesen als unter Karls eigener. Philipp führte Krieg, doch er selber blieb fern davon. Persönliche Regsamkeit macht die Seele offener, freier und wärmer. Wenn an Philipp immer eine gewisse Starrheit zu bemerken war, so mochte sie auch von dem Mangel an dieser Tätigkeit herrühren.

Die andere Seite der Tätigkeit Karls, in dem Arbeitszimmer, in dem eigentlichen Geschäft, war dagegen mehr auf Philipp übergegangen. Zwar hielt er sich auch hier von unmittelbarer Berührung mit anderen lieber entfernt, und wir finden ihn weder persönlich verhandeln, noch an den Sitzungen des Staatsrates teilnehmen. Aber wir werden wahrnehmen, wie das Getriebe seines Staates so eingerichtet war, daß sich die Geschäfte des weitläufigsten Reichs sämtlich an seinem Tische versammelten. Alle Beschlüsse seiner Räte von einiger Bedeutung wurden ihm auf einem gebrochenen Blatte vorgelegt, auf dessen Rande er sein Gutachten, seine Verbesserungen anzeichnete. Die Bittschriften, die Briefe, die an ihn einliefen, die Beratungen seiner Minister, die geheimen Berichte kamen hier sämtlich in seine Hand. Seine Arbeit und sein Vergnügen war, sie zu lesen, zu überlegen, zu beantworten. Von hier aus, zuweilen von einem ergebenen Geheimschreiber unterstützt, oft in vollkommener Einsamkeit, lenkte er die ihm untertänigen Länder, hielt er auch die übrigen in einer Art von Aufsicht; von hier aus setzte er die geheimen Trieb-

räder eines guten Teils der Angelegenheiten der Welt in Bewegung. Da war er ganz unermüdlich. Wir haben Briefe, die er um Mitternacht geschrieben; wir finden, daß er die unerfreulichen flandrischen Sachen auf einem seiner Lustschlösser ausgefertigt, während der Wagen unten hält, der ihn zur Königin führen soll. Mußte er einem Feste beiwohnen, so verlegte er es auf einen Tag, an dem wenigstens kein regelmäßiger Eilbote abzusenden war. Seine kurzen Reisen nach dem Escorial machte er nicht, ohne seine Papiere mitzunehmen, ohne sich unterwegs mit ihnen zu unterhalten. So wie Margaretha von Parma und Granvella [9]), obgleich sie in demselben Palaste wohnten, doch mehr schriftlich als mündlich miteinander verhandelten, so schrieb auch er unzählige Briefchen an seine vertrauteren Minister; Antonio Perez [10]) hatte deren allein zwei Kisten voll. So war er der allertätigste Geschäftsmann von der Welt. Mit seinen Staatseinkünften beschäftigte er sich ununterbrochen, und wir finden ihn über sie bisweilen besser unterrichtet als seine Vorsteher. Er sah die Rechnungen seines Haushaltes, dessen Kosten sich nicht hoch beliefen, und die seiner Bauten nach und hat wohl kleine Fehler darin entdeckt. Von seinem Lande wünschte er alles zu wissen. Er veranstaltete, daß man zu seinem Gebrauche Hand an eine allgemeine Aufstellung von Spanien legte, von welcher Arbeit die Bücherei des Escorial noch sechs Bände aufbewahrt. Aber auch die einzelnen wollte er kennen. In jedem Sprengel hatte er Berichterstatter, die ihm berichteten, wie sich die Geistlichen, die Inhaber der Pfründen aufführten. Bei den Hochschulen hatte er immer einen höheren Geistlichen, der ihm Nachricht gab, wie die Mitglieder der Lehrkörper in den Wissenschaften bewandert seien. Diejenigen, welche sich um ein Amt bewarben, kannte er, auch ehe sie sich vorstellen ließen, gewöhnlich so gut wie von Person. Er wußte von ihrer Person und von ihren Eigenheiten, und als man ihm einmal jemandes Wissenschaft und Tüchtigkeit lobte, entgegnete er: „Ihr sagt mir nichts von seinen Liebschaften!" Er suchte alles zu erfahren und hielt alles geheim. Er empfahl das Geheimnis noch, wenn man von einer Sache auch schon auf den Straßen sprach.

So lenkte er sein Land im Frieden; in unruhigen Zeiten verdoppelte er seine Aufmerksamkeit. Es erregte Bewunderung, wie genau er bei dem Ausbruch der flandrischen Unruhen über alle die unter-

richtet war, welche den neuen Meinungen irgend geneigt sein mochten, wie er nicht allein ihre Zusammenkünfte, sondern das Alter, die Gestalt, die Natur, die Umgebung der einzelnen genau kannte, wie er hierüber, statt von Margaretha unterrichtet zu werden, sie vielmehr zu unterrichten wußte. Nun war es dieselbe Weise, in der er seine Verhältnisse zum Auslande leitete. An allen wichtigen Höfen hatte er nicht allein öffentliche Gesandten, welche ihm Berichte zuschickten oder eigens nach Spanien kamen, um ihm Bericht zu erstatten, sondern auch geheime Kundschafter, deren Briefe an seine Person gerichtet waren. Ein Geschichtschreiber dürfte wohl den Wunsch hegen, die umfassende und durchdringende Kenntnis, die dieser König von seiner Zeit hatte, mit ihm zu teilen. Philipp nun sah und las alle diese Berichte und sammelte alle diese Nachrichten zu seinen Zwecken. Er erwog sie für sich; schien es ihm gut, so teilte er sie einem oder dem anderen seiner vertrauteren Minister mit, wo nicht, so begrub er sie in ein ewiges Stillschweigen. So lebte er in vollkommener Einsamkeit und doch mit der ganzen Welt gleichsam persönlich bekannt; abgeschieden von seinen Zeitgenossen und doch ihr Lenker; selbst in einer beinahe bewegungslosen Ruhe, aber dabei Urheber von Bewegungen, welche die Welt umfaßten. Wie er über seinen Geschäften alt und grau und müde geworden und seine Augen dunkel, läßt er doch von ihnen nicht ab. Seine Tochter, die sich ganz nach seinen Wünschen gebildet, der er von Herzen zugetan ist, der er auch noch des Nachts eine günstige Nachricht mitzuteilen geht, die Infantin Isabella [11]), verweilt drei bis vier Stunden bei ihm; und wenn er sie gleich nicht in alle Geheimnisse einweiht, so hilft sie ihm doch die Bittschriften, die Eingaben der Privatleute lesen und die innere Staatsleitung besorgen.

Was ist es nun, was er in einem so langen Leben unablässig treibt? Ist es das Glück der Reiche, deren Leitung ihm anvertraut worden, das Wohlbefinden seiner Untertanen? Man hätte es glauben mögen, solange er in den ersten Jahren sich von den Plänen und der Ruhmbegier seines Vaters fernzuhalten und nur seine eigenen Länder im Auge zu haben schien. Doch bald begann er auf die allgemeinen Verwicklungen lebhaft einzuwirken. Hatte er dann wie vielleicht das Vermögen so auch die Absicht, die Wunden der damaligen Welt zu

heilen? Wir können weder das eine noch das andere behaupten. Gehorsam und katholische Religion zu Hause; katholische Religion und Unterwerfung in den anderen Ländern: das ist es, was ihm am Herzen liegt, das Ziel aller seiner Arbeit. Er selbst ist dem äußeren Gottesdienste der katholischen Kirche mit einer mönchischen Anhänglichkeit zugetan. Um Erzherzogen, die ihn besucht haben, zu zeigen, wie ehrwürdig ein Priester sei, küßt er einem solchen nach der Messe die Hand. Einer vornehmen Dame, die auf die Stufen des Altars tritt, sagt er: „Das ist kein Platz weder für Euch noch für mich." Wie emsig, mit wie vieler Sorgfalt, wie vielen Kosten bringt er aus den Ländern, welche protestantisch geworden, die Reliquien zusammen, damit diese Schätze nicht für die katholische Christenheit verloren gehen! Es ist dies wohl nicht innere Religion, aber zu einer Art innerer Religion, welche die Gesinnung zu bestimmen vermag, wird ihm die Ueberzeugung, er sei dazu geboren, diesen äußeren Dienst aufrecht zu erhalten; er sei die Säule der Kirche, das sei sein Auftrag von Gott. Erlangt er hierdurch, daß die meisten Spanier, voll einer ähnlichen Gesinnung, wie ein Italiener sagt, ihn nicht lieben, nicht verehren, sondern anbeten, daß sie seine Befehle für so heilig halten, daß man sie nicht übertreten könne, ohne Gott zu verletzen: so werden ihm zugleich durch eine sonderbare Einbildung, wenn wir anders mit Recht annehmen, daß seine Aeußerungen mehr von einer inneren Täuschung ausgingen, als auf eine Täuschung anderer berechnet waren, es werden ihm die Fortschritte seiner Macht und die Fortschritte der Religion gleichgesetzt, und in jenen sieht er diese. Hierin bestärken ihn die Niederländer, die zugleich von ihm und dem Papste abfallen. Freilich beseelt ihn im Grunde kein anderer Eifer als der Eifer Karls des Kühnen[12]) und Maximilians I.[13]), das burgundische, das habsburgische Haus zu erhöhen, der sich schon in Karl V. mit religiösen Bestrebungen gepaart hatte. In ihm ist diese Vereinigung nur noch viel stärker, und wenn er England zu erobern, wenn er die Krone von Frankreich an seinen Neffen und seine Tochter[14]) zu bringen sucht, so überredet er sich, er tue das zum Besten der Welt, ja zum Heile der Seelen. Wenn ihn nun auf der einen Seite sein zurückgezogener Ernst nicht fähig machte, seinen Völkern in Güte, Leutseligkeit und als ein Vater vorzustehen, so war diese beschränkte und glaubens-

eifernde Sinnesart weit entfernt, ihn zu einem Versöhner der gefallenen Welt zu machen; er ward vielmehr ein großer Beförderer und Vermehrer ihrer Entzweiung.

Wie manche und verschiedenartige Wege schlägt er allein in der flandrischen Sache ein! Es ist ein Irrtum, wenn man glaubt, er habe nichts zu versuchen gewußt als Gewalt. Allerdings ließ er die grausamen Maßregeln Albas[15]) zu, doch nicht aus Grausamkeit, sondern um des Erfolges willen, den er erwartete. Als dieser sich nicht ergab, so wählte er den Requesens[16]) ausdrücklich darum, weil dieser ein gemäßigter Mann war, um mildere Mittel zu versuchen. Er schickte den Don Juan[17]), der den Niederländern angenehm, weil er ihr Landsmann schien, mit dem bestimmten Auftrage, Frieden zu schließen. Da es auch hiermit mißglückte, kehrte er zur Gewalt zurück. Hierin ist er mit seinem Urgroßvater Maximilian zu vergleichen, der, um zu seinem Zwecke zu kommen, auch immer neue und immer wieder neue Mittel ergriff. Nur daß Maximilian bald im Begriff abbrach, Philipp seine Sache bis auf ein Aeußerstes trieb; nur daß Maximilian immer sehr aufgeregt schien, Philipp immer in vollkommener Ruhe verharrte. Niemals gab er einer Gemütsbewegung Raum. Es kam keine Nachricht so gut oder so schlecht aus Flandern, daß sie seine Mienen zu verändern vermocht hätte. Bei der ersten Nachricht von dem größten Siege, den die Christenheit seit dreihundert Jahren erfochten hatte, bei dem Siege bei Lepanto (1571), sagte er: „Don Juan wagt sich sehr!“ und weiter nichts. Bei dem größten Unfall, den er erleiden konnte, bei dem Untergang jener Flotte[18]), an der er die Kräfte Spaniens erschöpft, an die er die größten Hoffnungen geknüpft, die er für unüberwindlich gehalten, sagte er: „Ich habe sie wider Menschen und nicht wider die Wellen gesendet“; übrigens[19]) blieb er ruhig. Die einzige Bewegung, die man an ihm bemerkte, wenn ihm etwas ganz wider Erwarten kam, oder wenn ihn irgendein Wort sehr aufbrachte, war die nämliche, die man an den ernsthaftesten Arabern wahrnimmt: er griff mit seiner Hand nach dem Bart.

Auch die Italiener urteilten, der König sei nicht grausam; denn er habe niemals jemand verfolgt, der ihm nicht noch hätte schaden können; Liebe und Haß messe er nach dem Vorteil seiner Krone ab.

Wo Kirche und Staat in Frage kamen, kannte er kein Erbarmen. Das Geheimnis, mit dem er seine Rechtspflege umgab, machte sie doppelt entsetzlich.... Als sein Leben zu Ende ging, sah er sein Reich an Menschen erschöpft, mit Schulden beladen [20]), seine Feinde und Aufrührer mächtig, frisch, zum Angriff gerüstet; einen Nachfolger aber, der diesen hätte widerstehen, jenem aufhelfen können, den sah er nicht. Sein Sohn [21]) war ganz untüchtig. Man sagt, dies habe sein Gefühl doch einmal übermannt. Seinem Schwiegersohn, Albrecht von Oesterreich [22]), der sich ganz nach ihm gebildet, und Isabellen, die er sehr liebte, klagte er es. Zu der Gnade, ihm ein so großes Reich zu geben, habe Gott die andere, ihm einen Nachfolger zu schenken, der jenes ferner zu lenken vermöchte, nicht hinzufügen wollen. Ihnen beiden empfehle er das Reich. Mit Tränen sagte dies der alte König, er, der beim Tode seiner Kinder die Tränen gespart. —

Die spanische Linie des Hauses Habsburg ist dadurch merkwürdig, daß sie sich bloß durch Verheiratungen in ihrer eigenen Familie verjüngte. Karls V. Gemahlin war Geschwisterkind mit ihm. Von den Gemahlinnen Philipps II. war diejenige, welche ihm den Thronfolger gebar, aus dem Hause Oesterreich; die Gemahlin Philipps III. stammte eben daher. Philipp IV. [23]) vermählte sich mit seiner eigenen Nichte; und aus dieser Ehe stammte Karl II. [24]), der letzte Sprößling des Hauses Habsburg in Spanien.

Daher mag es kommen, daß in Leibesgestalt und Gesichtszügen die Kinder den Eltern wohl nie in einem anderen Geschlechte so ähnlich gewesen sind wie in diesem. Mit der Aehnlichkeit der Leibesgestalt mag sich aber, zumal wo Erziehung, Verhältnisse, Lebensweise die nämlichen sind, die Züge auch der Seele vererben, wie wir in tausend Fällen alle Tage sehen. Es mögen Grundsätze und Gedanken bewußt oder unbewußt übergehen, aber erbt auch die Kraft, die inwendige Willensstärke, die den tätigen Menschen allein macht, die ihm seinen Wert gibt, seinen Einfluß auf die Gesellschaft, erbt auch die fort? Man kennt die Weissagung der Gemahlin des Childerich in ihrer Hochzeitsnacht von dem merovingischen Geschlecht, und wie sie nur allzu wahr ward [25]). Das Geschlecht der Pippine brachte lange Zeit Männer und Helden vor, und noch Karl d. Gr. war von treff-

lichen Söhnen umgeben; das Volk hatte nimmermehr von ihm abzulassen geschworen. Doch seitdem verfiel es von Geburt zu Geburt bis zu Schwächlingen, die ihr Leben lang Mündel blieben; drei Völker waren genötigt, dem Schwure zum Trotz von ihnen zu lassen. Mit Pippiniden und Merovingern läßt sich auch diese spanische Linie des Hauses Habsburg vergleichen. Wir treten hier an die Geheimnisse des Lebens, wo es aus verborgenen, zuweilen versiegenden Quellen sich nährt. Nur das dürfen wir sagen, daß der Mensch nicht allein von der Natur gebildet wird.

Nr. 2. Die öffentlichen Zustände Kastiliens [26]).

Hängt die öffentliche Wohlfahrt allein von der Verwaltung ab? In dem spanischen Staate ist diese nur eine einzige, sie hegt überall dieselben Absichten, sie nimmt überall verwandte Maßregeln, und doch hat sie in den verschiedenen Landschaften einen sehr verschiedenen Erfolg. Ein Fürst kann nur befördern, er kann nicht hervorbringen; er kann wohl hemmen, doch er allein wird nimmermehr zerstören.

In Kastilien zeigt sich eine eigentümliche Wechselwirkung zwischen dem Wesen der Staatsleitung und des Volkes. Man hat sich zuweilen überredet, dieses Land sei im Anfange des 16. Jahrh. sehr blühend, bevölkert und gewerbtätig gewesen. Doch läßt sich dies nicht beweisen. Im Jahre 1526, wo Peru noch nicht nach Amerika lockte, wo noch nicht die angeblich so verderblichen Wirkungen der Herrschaft der burgundisch-österreichischen Könige um sich gegriffen haben konnte, schildert uns die Reisebeschreibung des Venezianers Navagero das Land völlig dem Zustande gemäß, in dem wir es später antreffen. Selbst Katalonien von Menschen entblößt und arm an Ackerbau; Aragon, soweit es nicht etwa von Flüssen belebt wird, öde und wenig bebaut; auch um bevölkerte Städte her wie bei Toledo die alten Wasserleitungen, ohne die sich nicht gut leben ließ, in Verfall; in dem übrigen Kastilien mehr als einmal lange Strecken einer Wüste, in der man nichts antraf als zuweilen eine Venta, gewöhnlich unbewohnt und mehr einer Karawanserei als einem Gasthofe ähnlich. Nur zu Valladolid, zu Sevilla, zu Granada blühte

einiges Gewerbe. Auch in den Handelsbüchern des Mittelalters sucht man kastilianische Plätze fast vergebens; wenn in den Erlassen der Könige von Ausfuhr die Rede ist, so sind es nur Stoffe, Korn und Seide, Felle und Wolle, Eisen und Stahl, deren gedacht wird, wenn aber von Einfuhr, so werden fremde Arbeiten erwähnt.

Dies ist nicht ein Verfall des Volkes, es ist vielmehr sein natürlicher Zustand, es hängt mit seinen eigensten Einrichtungen zusammen. In der Tat ist sehr bemerkenswert, daß jener Unterschied, der sich bei der Wiedereinnahme des Landes zwischen den Befreiern und den Befreiten bildete, zwischen denen, welche mit den Waffen in der Hand von den Bergen kamen, und denen, welche das Land bauend gefunden wurden, sich solange forterhalten hat; es ist der Unterschied zwischen Hidalgos und Pecheros [27]). Die Hidalgos verdanken ihre Rechte den Waffen, die sie zu führen berufen sind. „Man muß sie begünstigen", sagen Ferdinand und Isabella; „denn mit ihnen machen wir unsere Eroberungen." Der Hidalgo hatte das Recht, daß ihm um seiner Schulden willen weder sein Haus noch sein Pferd noch sein Maultier noch seine Bewaffnung genommen noch viel weniger seine Freiheit beschränkt werden konnte; er war frei von der Folter. Vorzüglich aber hatte er das Recht, und dies war für ihn entscheidend, daß er keine Abgaben zu zahlen brauchte. Die Pecheros dagegen zahlten ihre Abgaben; wie den Hidalgos die Waffen, so fielen ihnen Gewerbe und Ackerbau anheim. Allerdings hatten sie auch ihre Ehre, und der König nannte sie gute Männer; auch behaupteten sie ihr Recht, die Abgabe, die sie allein zahlten, ohne den Zutritt eines Hidalgo unter sich zu teilen, und in den Pueblos [28]) hatten sie oft die meisten öffentlichen Stellen. In der Tat aber, und wie hätte dies anders sein können, wurden die Hidalgos als der eigentliche Kern des Volkes angesehen. Die Staatsämter wurden ihnen übertragen; die Städte empfanden es übel, wenn irgend ein Gewerbetreibender bei ihnen Corregidor [29]) geworden; die Stände von Aragon hätten niemand unter sich geduldet, der sich je mit Verkauf befaßt hatte; genug, die Gunst der öffentlichen Meinung war dem Stande der Hidalgos zugewendet. Jedermann wünschte, wie sie sein Leben in höherer Ehre und ohne mühselige Arbeit zu führen. Unzählige machten wahre oder erdichtete Ansprüche auf die Vorrechte des Standes der Hidalgos; es schwebten

darüber so viele Händel, daß in jedem Gerichtshofe immer der Sonnabend für sie ausgesetzt war, angewandt wurde und doch häufig nicht zureichte. Natürlich bildete sich denn im allgemeinen eine gewisse Abneigung gegen Handwerk und Kaufmannschaft, gegen Gewerbe und Emsigkeit aus. Ist es denn auch etwas so unbedingt Treffliches und Lobenswertes, seine Tage Beschäftigungen zu widmen, die, an sich unbedeutend, doch das ganze Leben dahin nehmen, damit man Geld von anderen erwerbe? Wenn man sich nur sonst edel und wohl beschäftigt! Wenn nur jene Neigung und Abneigung nicht in das Ungereimte und Ausschweifende verfallen! Vor allem müssen sie sich so verhalten, daß der Wohlstand des Volkes nicht gefährdet werde.

Noch unter Karl V. scheint sich ein Gleichgewicht erhalten zu haben. Allerdings gewährte er der kriegerischen Richtung des Volkes die reichste Nahrung: Europa ihren Feldzügen geöffnet; Asien gerade mit ihm im feindlichsten Gegensatz; die afrikanischen Küsten oft mit seinen Waffen erfüllt; überdies eine neue Welt zu erobern, zu bevölkern. Fand man nun das Volk kriegerisch gesinnt, so fand man es auch nüchtern und mäßig. Die Söhne gehorchten lange ihren Vätern, lange saßen die Töchter bei ihren Müttern und arbeiteten für ihre Aussteuer. Man heiratete spät, die Männer nicht vor dem dreißigsten, die Frauen nicht vor dem fünfundzwanzigsten Jahre. Der Aufwand war noch in Schranken. Einige folgten dem Ruhme der Waffen, andere lebten von Landbesitz und Herden, andere genossen die Zinsen der Reichtümer, welche ihnen Indien mitgeteilt. Die falschen Richtungen waren vielleicht vorhanden, doch wurden sie von dem altväterlichen Wesen noch im Zaum gehalten. Auch das Gewerbe hatte durch die neuen Ereignisse einen Schwung bekommen. Die neuen Weltverbindungen, in die Spanien unter Karl V. trat, hatten auch der Tätigkeit der Pecheros den größten Spielraum eröffnet. Dem Reize der Waffen und adeliger Vorzüge kommt der Reiz des Reichtums und des Erwerbes ohne Zweifel bei. Vor allem blühte der indische Handel zu Sevilla. „Gott sei Dank!" sagt Karl V. im Jahre 1543, „er ist immer gewachsen und wächst noch täglich. Der Waren aller Art, der Lebensmittel, die man dahinführt, die man von da nach unseren Reichen bringt, ist eine so große Menge, daß die Kaufleute den größten Vorteil davon haben." In Granada

war jener Verfall des Seidenbaues, den Navagero von der völligen Einführung der Inquisition vorhersagte, dennoch nicht eingetreten.

Im Jahre 1546 erklärt die Staatsleitung, daß der Verkehr mit der Seide immer gewachsen und noch täglich wachse; man webe, arbeite und verkaufe Seidenzeuge, die man früher nicht gewebt noch gekauft noch aus dem Lande geführt. Man trug dort Sorge, daß der einheimische Maulbeerbaum nicht aus dem Lande, selbst nicht nach Valencia verpflanzt würde. Aber auch in Valencia und Toledo blühte dies Gewerbe. Es wird schwerlich einen Verfall der Tuchmachereien anzeigen, wenn man bemerkt, daß zuviel feines Tuch gemacht werde. Noch unter Philipp II. genügten diese Webwaren für Spanien und großenteils für Indien. Genug, wenn man gleich nicht sagen kann, daß hier ein außerordentliches Gewerbe geherrscht, so muß man doch bekennen, daß einiges Gewerbe bestand und blühte. Zu eigentlichem Aufschwung aber gedieh es niemals. Vornehmlich machten sich unter den Pecheros zwei falsche Neigungen Platz; die eine, für adelig zu gelten, die andere, im Kloster zu leben, beide darin übereinstimmend, daß sie von der Tätigkeit, die das bürgerliche Leben fordert, sich entfernten und auf den Genuß guter Tage im Nichtstun zielten. Beide wurden von der Staatsleitung, wiewohl ohne eine solche Absicht, auf eine eigentümliche Weise unterstützt.

Einen nicht geringen Einfluß nämlich hatte es, daß die königlichen Renten, die unter Karl V. hauptsächlich an ausländische Staatsgläubiger veräußert worden, allmählich an die Eingeborenen kamen. Wenn wir die große Gefahr berücksichtigen, welche besonders 1575 und 1596 alle Geldhaber bedrohte, so dürfen wir uns nicht wundern, daß sie sich jener Renten und Rechte gern entledigten. Da erfolgte nun erstens, daß der Ertrag der königlichen Einkünfte sehr von Hand in Hand ging. Aus einem kaufmännischen Kassenbuche von 1590 ersieht man mit einer gewissen Verwunderung, wie Antonio de Mendoza, Handelsmann zu Sevilla, unter anderen Gegenständen bald von dem einen, bald von dem anderen seiner Mitbürger Renten an sich bringt, die diese vom königlichen Almoxarifazgo [30]) zu Sevilla beziehen. Er zahlt den Preis, den auch Donna Juana im Jahre 1555 empfing, 14 für 1, 14 000 Dukaten [31]) Grundvermögen für

1000 Rente, so daß er im Grunde sein Geld für $7^1/_7$ v. H. ausleiht. Es ergab sich aber noch ein zweiter Erfolg von größerer Wichtigkeit. Begierig griffen die Spanier nach der Gelegenheit, sich feste Renten auf königliche Einkünfte zu sichern. Oft genug geschah es dann, daß ein Kaufmann, ein Handwerker, sobald er es nur bis zu einer Rente von 500 Dukaten gebracht hatte, wozu er etwa 7000 bedurft haben wird, sie für seinen Sohn als ein Erstgeburtsgut unablöslich fest machte. Hierdurch glaubte dieser sich unmittelbar in Adelstand erhoben zu sehen. Auch seine Brüder, als Brüder von einem Erstgeburtsgut, fingen an, sich der niedrigen Beschäftigungen, von denen ihr kleines Vermögen stammte, zu schämen; sie wollten alle Don heißen, sie verschmähten die Arbeit. Vielleicht hatte das plötzliche Glück spanischer Soldaten in Italien, die, wie Papst Paul IV. (1555—1559) sagte, aus Knechten im Stalle Herren des Landes geworden, oder das noch raschere Emporkommen amerikanischer Abenteurer auf diese Entwicklung Einfluß. Genug, die Zahl derjenigen, welche sich von ihren Renten ein ruhiges Leben einrichteten, die Zahl jener Ritter, wie sie im Lazarillo [32]) erscheinen, die mehr von ihren Träumen als von ihren Reichtümern lebten, wuchs über die Maßen an; und man darf wohl sagen, daß Verfahren und Eigentümlichkeit der Staatsleitung hierin den völkischen Neigungen zu Hülfe kam.

Noch auf eine andere Weise geschah es. Wie seltsame Gestalten nimmt doch der menschliche Ehrgeiz an! Weil König Philipp II. mit so großer Pracht den Escorial gründete, daß man ihn den zweiten Salomon nannte, hielten auch die Großen, die ja auch Staaten und Lehnsträger, Hof und Untertanen hatten wie der König, für angemessen, nicht minder Klöster zu gründen. Auch hierauf warf sich ihr Ehrgeiz, ihr Wetteifer; sie hielten es für einen Vorzug ihrer Besitztümer, Klöster darin zu haben. Aller Orten sah man neue entstehen, und nirgend fehlte es ihnen an Mönchen. Welch ein ruhiges Leben, ohne alle Sorgen und doch keineswegs ohne Bedeutung boten die Klöster dar! Wie sehr reizten hiezu die grammatischen Schulen, die man in den kleinsten Ortschaften angelegt, und die denn die fähigeren Köpfe mit der Neigung, wenn nicht zu höheren Dingen, doch zum geistlichen Stande erfüllten! Die Familien hielten es für eine Art Reichtum, aus ihrer Mitte auch ein Mitglied in dem Kloster zu haben.

Und in der Tat brachte ihnen ein solches einige Erleichterungen zu Wege. So stifteten der König und seine Großen Schulen der Untätigkeit — Philipp III. und seine Gemahlin noch viel mehrere als Philipp II. — und das Volk, vorzüglich dasjenige, welches auf keinerlei Adel hoffen konnte, wetteiferte einzutreten. Erst in dieser Ausdehnung ward das Klosterleben verderblich.

Mit den wirtschaftlichen Belangen verhält es sich wie mit anderen menschlichen Dingen. Was nicht in dem Geist eines Volkes lebendig Wurzel schlägt, kann nicht zu wahrer Blüte emporkommen. Die Spanier lebten und webten in den Vorstellungen der katholischen Gottesverehrung und der geistlichen Weltanschauung. Diese soweit wie möglich auszubeuten, hielten sie für ihren Beruf; ihr Stolz war, die Stellung festzuhalten, die sie dazu fähig machte; übrigens suchten sie das Leben in heiteren Tagen, ohne Mühe zu genießen. Für die Emsigkeit fleißigen Erwerbes hatten sie keinen Sinn. An dessen zunehmendem Verfall hatte die Staatsleitung vielleicht mehr durch das Uebermaß als durch den Mangel an Sorgfalt einen Anteil. Indem sie dem Verkehre durch Verordnungen und Gesetze zu Hülfe zu kommen suchte, bald die Einfuhr, bald die Ausfuhr beschränkte, geschah, daß sie ihm schadete. Sie hatte ein Gesetz wider die Einführung der Waren der Berberei gegeben. Da man indes die Häute, den Corduan[33]), die Drogen von da nicht entbehren mochte, so erfolgte, daß fremde Schiffe dies daselbst luden, nach Spanien führten und auf das teuerste verkauften. Im Jahre 1552 verbot man die Ausfuhr alles Tuches, so des groben als des feinen, auch aller Wolle, gesponnener und gekämmter. Der Erfolg war, daß viele Tuchmacher ihr Gewerbe verließen, ihre Werkstätten schlossen; man war bereits im Jahre 1558 genötigt, dies Verbot wenigstens für die Landstriche an der portugiesischen Grenze wieder aufzuheben. Vorzüglich sind es diese Ausfuhrverbote, durch welche sich die spanische Handelsgesetzgebung auszeichnet. Die Hauptrücksicht dabei ist, die Waren im Lande wohlfeil zu erhalten. Die Könige verordnen, daß bei Verlust aller Güter niemand wagen solle, Getreide und Vieh, weder großes noch kleines, aus dem Lande zu führen; denn damit werde ihnen übel gedient und erfolge Teuerung für ihre Untertanen und Eingesessenen. Längst ist die Ausfuhr von Leder verboten; die Stände dringen dar-

auf, daß dazu auch nie wieder eine besondere Erlaubnis erteilt werde; denn schon jetzt sei Schuhwerk so teuer und teurer als sonst die Kleidung. Sie klagen, daß Maultiere und Esel, soviel das Land auch hervorbringe, im Preise doppelt so hoch gestiegen als früher, und fordern eine Schärfung der Ausfuhrverbote. Ja sie gehen so weit, auf die Erlaubnis der Einführung fremder und zugleich auf das Verbot der Ausfuhr der einheimischen Seide anzutragen; denn dann werde sie wohlfeil werden und der Vorteil groß sein.

In dieser eigentümlichen Sorgfalt, wohlfeile Ware zu haben, entwickelt die Staatsleitung ein besonderes Bestreben, auch im Innern des Landes den Handel mit rohen Erzeugnissen zu beschränken. Es ist ein Gesetz, daß niemand Korn kaufen solle, um es wieder zu verkaufen. Ein anderes verbietet den Handel mit lebendigen Tieren, ein anderes den Ankauf von unzubereiteten Fellen, wenn man sie wieder unzubereitet veräußern wolle. Alles dies finden die Stände wohl vorgesehen und vorteilhaft. Sie dringen darauf, wenn jemand Wolle einhandle, um sie wieder zu verkaufen, so solle der Wollarbeiter im Orte berechtigt sein, sich die Hälfte dessen um den Kaufpreis zuzueignen; es solle niemand Waid oder Krepp [34]) kaufen als der Tuchmacher selbst, der dessen bedürfe. Eine Menge anderer Anträge in ähnlichem Sinne lassen sie folgen. Nun ist wohl kein Zweifel, daß dieses strenge Bevormunden des Gewerbes bis in das allerkleinste den guten Willen lähmen mußte, daß das stete Geben und Zurücknehmen unzureichender Gesetze dem Handel nicht eben förderlich sein konnte. Und oft wäre vielleicht zu wünschen gewesen, daß die Staatsleitung den Ständen weniger Gehör gegeben hätte. Ein allzu häufiges Eingreifen regelnder Behörden wird den Handel allemal stören.

Wenigstens geschieht hier, daß der Verkehr des Landes größtenteils in die Hand der Fremden gerät. Als jene Deutschen und Italiener, bei denen Karl seine Anleihen machte, nach Spanien kamen, um daselbst die ihnen angewiesenen Ortschaften in Verwaltung zu nehmen, sah man sie bald zu anderen Geschäften übergehen. Die Fugger trieben das Quecksilber in Spanien so in die Höhe, daß es dreimal so teuer ward, als es früher gewesen. Irre ich nicht, so war die enge Verbindung auswärtiger Großhändler mit dem Fürsten auch dadurch nachteilig, daß sie ihnen außerordentliche Erlaubnis zu

aller der Ausfuhr verschaffte, welche den Eingeborenen durch die Gesetze verboten war. Allerdings zogen sie die Ausfuhr der spanischen Wolle und Seide, des spanischen Eisens an sich. Jene Rücksicht, die man daselbst auf Wohlfeilheit aller Waren im Lande nahm, machte ihnen ferner die Einfuhr leicht. Wir finden, daß eine Zeitlang ein jeder, der zwölf Sack[35]) Wolle aus dem Lande nahm, verbindlich gemacht ward, dafür zwei Stück Tuch und ein Fardo[36]) Leinwand einzubringen. Freilich ward man bald genug den Nachteil inne, in den man geriet. Schon im Jahre 1560 erhob sich die Klage, daß man seidene und wollene Zeuge, Brokat und Tapezereien[37]), daß man Waffen aus dem Auslande beziehe. Man habe zu allem die Stoffe zu Hause, ja aus spanischen Stoffen mache sie der Fremde und setze dann unverantwortliche Preise. Man machte Vorschläge, dem abzuhelfen, Vorschläge, welche unzähligemal wiederholt worden und immer vergebens gewesen sind. Vielmehr stieg das Uebel durch den Aufwand, der nur an fremden Hervorbringungen Vergnügen fand, immer höher. Man trug englische kurze Röcke, lombardische Kappen, deutsche Schuhe, Pelze von Saona. Obwohl das Gespinst der Würmer am schwarzen Maulbeerbaume, den man in Granada und Murcia pflegte, jedes andere weit übertraf, so zog man ihm dennoch italienische und chinesische Seide vor. Man kleidete sich in holländische Leinwand, und selbst die Stickerei der Halskragen ward zu einem Prunkgegenstand, auf den der Rat von Kastilien Rücksicht nahm. Man aß auf einfachen oder geblümten, häufig damastenen Tischtüchern von Antwerpen; man schmückte die Zimmer mit Brüsseler Tapeten; man arbeitete an Schreibtischen, die von Flandern kamen. Wollte man sich gut kleiden, so hatte man florentinischen Brokat; wollte man beten, so nahm man zierliche Rosenkränze von Frankreich. Man schlief hinter ausländischen Bettvorhängen.

Da berechnete man in den Niederlanden mit Freuden, wieviel man von diesem Verkehr Vorteil habe; man zählte die Schiffe, die man mit solchen Waren nach Spanien gehen sah; man überschlug die Menschen, die hiervon ihre Nahrung hatten. Verständige Spanier sahen es mit Unwillen; vorzüglich waren sie über die Franzosen entrüstet, die ihr Nichts von Spielzeug, ihre Ketten, Puppen und Messer in allen Buden an der Straße feilboten und fliegenden Händlern

herumzutragen gaben; die ihre Schnüre von falschen Steinen und gefärbten Gläsern sich anfangs der Neuheit wegen teuer bezahlen und dann durch ihren Nachlaß erkennen ließen, wie wenig Wert ihre Ware hatte: Seien sie denn Indianer, daß man ihnen solche Sächelchen bringe? Müsse man in so unnützen Dingen das Gold vergeuden, das man mit soviel Gefahr und Mühe aus Indien geholt habe? — Nicht allein das eigentliche Gewerbe, nicht allein der Handel, besonders mit den entbehrlichsten Bedürfnissen des Aufwandes, war in den Händen der Fremden; sie hatten auch Großmeistertümer und Kommenden[38]), sie hatten Bistümer und Herrschaften der Großen gepachtet; ihr Gewerbe erstreckte sich auf Getreide und jedes Lebensmittel. Selbst für den Krieg war man von ihnen abhängig. „Wollt ihr wissen," sagt Villalobos[39]), „was man nur zum Geschütz braucht? Eine Flotte muß von Flandern kommen, um Holz und Pulver, eine andere von Italien, um Metall und Arbeiter, so zum Guß als für die Lafetten, mitzubringen." Erst nach dem Verluste der italienischen Landschaften hat Spanien eigene Kanonengießereien angelegt.

Indes dies nun so stand, indem die Spanier sich gebärdeten wie die Besitzer eines Gutes, welche dessen Verwaltung anderen überlassen, zufrieden, eine kleine Rente zu ziehen und ihren übrigen Bestrebungen nachzugeben; indem die Fremden fünf Sechstel des inneren und neun Zehntel des indischen Verkehrs in ihre Hände nahmen, ereignete sich, daß die Staatsleitung sozusagen alle verfügbaren Kräfte an sich zog und verbrauchte. Dies geschah zuerst durch die übermäßigen Auflagen, von denen wir geredet. Hierüber klagten die Landtage vom Jahre 1594: Wie solle man Handel treiben, wenn man von 1000 Dukaten Vermögen 300 Dukaten Abgabe zahlen müsse? In drei Jahren sei das Grundvermögen aufgezehrt. Wolle jemand noch Kaufmann sein, so müsse er alle Preise dergestalt steigern, daß er seinem Eigenverluste mit öffentlichem Schaden beikomme; er richte sich und seine Käufer zugrunde. Doch wenige seien dazu geneigt. Man ziehe sich lieber zurück, um mit dem, was man noch habe, wenngleich auf die eingeschränkteste Weise, solange hauszuhalten, als es noch gehen wolle. Wie niedrig auch die Pacht stehe, so könne sich doch kein Pächter halten; er verlasse entweder Haus und Hof und fliehe aus diesem Königreich oder er nehme seinen steten Aufenthalt

im Gefängnis. Wo man sonst 30 000 Arroben[40]) Wolle verarbeitet, verbrauche man deren jetzt kaum 6000. Hiedurch und durch die Auflage auf die Wolle geschehe, daß auch die Zahl der Herden abnehme. So liege Ackerbau und Viehzucht, es liege Arbeit und Verkehr danieder. Schon sei kein Ort im Königreiche, dem es nicht an Einwohnern mangele; man sehe viele Häuser verschlossen und unbewohnt; das Reich gehe zugrunde!

Es geschah zweitens durch die Willkür der Beamten. Contarini versichert, Philipp II. werde auf das treuloseste bedient. Niemand fürchte sich, weil der König solche Vergehen doch nicht am Leben strafe. Und würde er's tun, so würde sich kein Mensch zur Verwaltung seiner Einkünfte hergeben wollen. Die Stände klagten, die Hebungskosten seien zuweilen dem ganzen Betrage der Auflage gleich. Die Willkür, die von oben ausging, ward in ihren unteren Handlangern nur immer starrer und strenger. Wie plagte man den armen Bauern, dem man einen Preissatz machte, wie er das Korn seiner Ernte verkaufen solle, den man oft, während das Getreide auf der Tenne lag, um seiner unverschuldeten Schulden willen mit Betreibung quälte, den man vom Ertrage seiner Arbeiten hinweg ins Gefängnis abführte! Da zeigte sich das Uebel des Aemterverkaufs. Zwar rühmte Philipp III., in seinen glücklichen Zeiten blühe Gerechtigkeit, wie sie nur jemals geblüht; aber Khevenhiller[41]) versichert, sie sei in der Tat feil gewesen, und jedermann habe seine Sache mit Geld durchsetzen müssen. Kaum ließ sich etwas anderes erwarten, da man am Hofe das schlechteste Beispiel sah, und da die Stellen, bis auf die Vierundzwanziger und Regidoren[42]), welche die Städte verwalteten, gekauft wurden. Man schuf zuweilen neue Stellen, um sie zu verkaufen. Statt jüngerer Leute, wie man sie früher von den Gerichtshöfen gesendet, die sich durch gesetzliches Verhalten zu empfehlen suchten, schickte man seit 1613 hundert um Geld ernannte Einnehmer aus, Menschen ohne Aussicht auf Beförderung, ohne einen anderen Ehrgeiz, als zu den Renten ihres Kaufpreises zu gelangen, welche nun durch gehäufte Rechtsstreite und ungebührliche Gerichtskosten dem Volke zur Last fielen. Dieses Uebel durchdrang den ganzen Staat.

Es geschah endlich durch den Hofhalt Philipps III., der alle Großen nach Madrid versammelte. Diese Großen hatten während der letzten Staatsleitung ihre Reichtümer in den Landstrichen verzehrt, von denen sie kamen; dadurch hatte sich dort wenigstens eine gewisse Bewegung des inneren Verkehrs erhalten, der sich an ihren kleinen Hofhalt anschloß. Nun aber blieb den Landschaften nichts übrig, als ihr Einkommen nach Madrid zu schicken, wo es in einem für das Land unnützen Aufwand vergeudet ward. Wie viele andere entsagtem dem Besitz von Ländereien, auf welchen die Auflagen lasteten, und zogen es vor, von ihren Renten in der Hauptstadt zu leben! Nicht lange, so fühlten dies die vornehmsten Orte in jeder Landschaft. Dergestalt zog der Hof, bald durch den natürlichen Erfolg seiner Zusammensetzung, bald durch die räuberischen Beamten, die er aussandte, bald durch die Abgaben, die er erzwang, die Kräfte des Landes an sich. Da er nun seine Bedürfnisse vom Auslande erhielt, da er seine Kriege im Auslande führte, da seine Hauptgläubiger Ausländer waren, so kehrten sie zu dem Lande nicht wieder zurück, sondern dies ward Jahr für Jahr mehr erschöpft. Man sieht nicht ein, wie es ohne die indischen Zuschüsse hätte gehen sollen. Unter Philipp III. war die Lage der Dinge niemand verborgen. Man sah Spanien überfüllt mit Geistlichen. Man zählte 988 Nonnenklöster, alle wohlbesetzt. Davila[43]) rechnet allein 32 000 Dominikaner und Franziskaner; die Geistlichen nur in den beiden Sprengeln Pamplona und Calahorra gibt er auf 20 000 an. Jedermann sah es; man klagte, gehe dies so fort, so werde die Geistlichkeit durch Schenkungen und Kauf noch das ganze Königreich an sich bringen[44]); niemand wußte ein Mittel. Die meisten übrigen Spanier sah man müßig gehen, die einen unter dem Namen von Adeligen, die anderen unter der Kappe von Bettlern. Vorzüglich Madrid, aber auch Valladolid, Sevilla, Granada waren mit Bettlern erfüllt; man sah, wie man sich ausdrückt, Vasallen mit Haus und Familie aufbrechen und sich der Bettelei ergeben.

Alle Arbeit kam an die Fremden. Man zählte im Jahre 1610 allein in den Ländern der kastilischen Krone 10 000 Genuesen und überhaupt 160 000 Fremde, die sich des Handels, die sich auch der

kleinen Arbeiten, welche von den Spaniern verachtet wurden, bemächtigt hatten. „Diese", sagt Moncada[45]) im Jahre 1619, „haben die Spanier ganz vom Gewerbe verdrängt, indem ihre Arbeit entweder dem Geschmack angemessener oder wohlfeiler ist als die der Eingeborenen; wir können uns ohne sie nicht kleiden; denn wir haben weder Leinwand noch Tuch; wir können ohne sie nicht schreiben; denn wir haben kein Papier ohne sie." „Sie gewinnen", setzt er hinzu, „jährlich 25 Millionen."

Indem die Kastilianer Pflanzungen nicht allein nach Indien, sondern auch nach Sizilien, Mailand, Neapel aussenden, zur Kriegsführung und Staatsleitung, so empfangen sie selbst in ihrem eigenen Lande Niederlassungen, die das ganze Gewerbe, den ganzen Reichtum an sich ziehen. Durch beides aber geht Kastilien zugrunde. Jene verliert es, diese vereinigen sich nicht mit ihm; ihre Heimat ist wo anders.

Besonders nimmt die Bevölkerung ab; bereits im Jahre 1588 versicherte man in England, die Anzahl aller Männer belaufe sich in ganz Spanien nach einem genauen Verzeichnisse auf 1 125 390 und nicht höher. Nach anderen Verzeichnissen zu urteilen, in welchen die Männer vom 15. bis 60. Jahre gezählt werden, nach welchen sie alsdann etwas über ein Fünftel der gesamten Bevölkerung ausmachten, möchte dies eine Einwohnerzahl von sechs Millionen geben. Sichtbar aber verminderte sich die Bevölkerung unter Philipp III. Medina del Campo hatte früher 5000 Einwohner und Nachbarn. Im Jahre 1607 hatte es deren noch 600. Davila berichtet, daß man im Jahre 1600 die Bauern im Sprengel Salamanca gezählt und deren 8384 mit 11 745 Gespann Ochsen gefunden; als man sie aber im Jahre 1619 wiedergezählt, habe man nicht mehr angetroffen als 4135 Bauern mit 4822 Gespann Ochsen, so daß die ganze Hälfte dieser Bauerschaften sich verloren haben würde. Aehnlich ist es fast überall. Die einzelnen klagen, man reise durch fruchtbare Gefilde und sehe sie mit Dornen und Nesseln überdeckt, weil niemand sei, der sie baue. Es trauert der Rat von Kastilien: „Die Häuser fallen", sagt er, „und niemand baut sie auf, die Einwohner fliehen, die Ortschaften sind öde, die Felder wüste, die Kirchen leer." Da fürchten die Stände einen vollständigen Verfall: Gehe das so fort, so werde es bald gar keine Nachbarn für die Ortschaften, keine Bauern für die Felder, keine

Lotsen für das Meer geben. Man werde sich nicht mehr verheiraten; es könne kein Jahrhundert mehr dauern.

Und was tat nun die Staatsleitung in dieser Lage der Dinge? Philipp IV. fragte jedermann um Rat. Manchen dünkten die italienischen Monti di Pieta [46]), manchen neue Verordnungen wegen des Geldes, anderen andere Dinge wünschenswert, und gar manche Verordnung ward gegeben. Beschränkte aber indes der Hof seinen Aufwand? Ließ er ab von seinen Plänen? Eben damals im Anfange des dreißigjährigen Krieges, machte die Staatskunst des Olivarez [47]), machten die Kriege, die Philipp IV. in Italien, Deutschland und den Niederlanden anfing, die spanische Herrschaft furchtbarer als je, in sich selbst schwächer als je. „Da dachten die Stände", sagt Cespedes [48]), „nicht allein an menschliche, sondern an größere, göttliche Mittel." Was sind dies für Mittel? fragt man. Man betrachte die harmlose Einfalt des katholischen Glaubens, in der die Spanier leben. Sie ernennen, „um der besonderen Begünstigungen willen, die sie durch eine solche Fürbitte von Gott zu erlangen hoffen, die glorreiche und erlauchte Jungfrau, Sancta Theresa de Jesu [49]), zur Schutzherrin ihrer Reiche." Nicht allen indes ist es recht. Einige fürchten, „sie möchten ihren glorreichsten bisherigen Schutzheiligen, S. Jago [50]), unter dessen Schutz sie die Welt zu ihren Füßen und das Land mit Wissenschaften und Tugend erleuchtet gesehen, dem möchten sie Gelegenheit geben, ihrer zu vergessen" [51]).

Nr. 3. Die amerikanischen Ansiedlungen Spaniens [52]).

Die allgemeinste Verschiedenheit zwischen den Bevölkerungen der anderen Erdhälfte, welche die Spanier bemerkten, bestand darin, daß die einen staatenähnliche Einrichtungen hatten, die anderen in vollkommener Wildheit lebten. Die Frage, wie die ersten zustande gekommen sind, ist für den Zusammenhang der alten Geschichte unendlich wichtig, aber kaum zu lösen; daß sie bestanden, war für das menschliche Geschlecht, selbst für seine neue Entwickelung von Bedeutung.

Hätten auch in dem südlichen und mittleren Amerika bloß wilde Volksstämme gelebt, so würden die Spanier sich wahrscheinlich wohl

behauptet, gewiß nicht so reich und glänzend ausgebreitet haben, als es geschah. Dazu gehörte, daß es Staaten von einigermaßen vorgeschrittener Gesittung unter mächtigen Oberhäuptern gab, welche ihnen Widerstand entgegensetzen konnten, aber durch die in Spanien gebildeten Streitkräfte besiegt wurden. Der Gehorsam, den die einheimischen Fürsten gefunden, die Ordnung, die sie eingerichtet hatten, bahnten der Herrschaft des Königs von Spanien den Weg. Wie so gewaltig hatte die Verehrung, welche die Inkas genossen, der Machtfülle, die der große König erlangte, vorgearbeitet. Die kirchliche und staatliche Gewalt war in Peru noch enger vereinigt als in Spanien selbst. Die Azteken in Mexiko lebten unter sehr ausgebildeten, wenngleich nicht geschriebenen Gesetzen, aus denen spätere Spanier ein Forschungsgebiet gemacht haben; einer von diesen stellte die Gerichtsverfassung von Tezcuco den spanischen Audiencias zur Seite. Ein anderer, ein Geistlicher, verglich die Beratschlagungen, die der Fürst der Indianer in der Provinz Vera-Paz seinen Beschlußnahmen vorausgehen ließ, mit den Beratungen, zu welchen die Könige in Spanien Consejos und sachverständige Männer herbeizogen. Es war nur ein leichter Uebergang von der Herrschaft der einander nebengeordneten Oberhäupter in Tlascala zu der Staatsleitung des Königs; denn der Statthalter ging nach einer gewissen Folge aus jenen Familien hervor, und zwar nach Wahl. Man kennt die Ansprüche, welche der Tlacaltekische Adel allezeit auf seine Herkunft gründete. So bestand auch bei den Mozkas in Bogota eine sehr ausgebildete Machtfülle des Fürsten. Die Kaziken genossen, obwohl sie ein Erbrecht besaßen, doch erst alsdann ein volles Ansehen, wenn sie von jenem bestätigt waren.

Die Spanier hielten für gut, dies nachzuahmen. Ueberall traten sie an Stelle der höchsten Gewalten, welche sie niederwarfen; auf den Grundlagen der öffentlichen Ordnung, die sie vorgefunden, bauten auch sie ihre Obergewalt. Die durchgreifendste Veränderung, welche sie vornahmen, lag in der Einführung des Christentums; sie können nicht genug rühmen, wie bereit und gern die Eingeborenen die Lehre annahmen, kirchliche Förmlichkeiten ausübten, welche Verehrungen sie den Priestern widmeten. Darin setzten die Konquistadores ihr vornehmstes Verdienst, daß sie den Götzendienst stürzten, den fast über-

all herrschenden Greuel von Menschenopfern (von dem selbst der Dienst der Sonne in Peru nicht frei war) und des Menschenschlachtens, der Menschenfresserei ein Ende machten, die Schamlosigkeit der unnatürlichen Laster, die im Schwange gingen, durch Züchtigung und Gebot tilgten. Aber sie brachten auch andere Bedingungen des gesitteten Lebens hinüber. Durch die Einführung der europäischen Getreidearten ward der Ackerbau erst eigentlich möglich; die das Land mit ihrem Schatten bedeckende Palme wich vor europäischen Fruchtbäumen; die Tiere, die dem Menschen am nützlichsten sind, wurden erst hinübergebracht, und bald lernten auch die Eingeborenen sich ihrer bedienen. Dazu gesellten sich die Handwerke und Gewerbe, die für das bürgerliche Leben notwendig sind. Die Indianer bedienten sich der Werkzeuge, die ihnen geboten wurden, mit vieler Geschicklichkeit; mit Erstaunen sahen noch die Konquistadores Maler unter ihnen, deren Werke sie mit dem Besten gleichstellten, was sie in Europa gesehen hatten. Vor allem wandten sich die Eingeborenen den gelehrten Arbeiten mit Eifer zu; die Söhne aus den vornehmsten Geschlechtern besuchten die hohen Schulen, die zur Seite der Domkirchen gegründet wurden.

Wie sich die spanische Geistlichkeit eine nicht minder stolze Kirchenverfassung auf der anderen Erdhälfte errichtete als in dem Mutterlande, so wurden auch die Feierlichkeiten der Hochschulen in Lima mit nicht minderer Würde vollzogen als in Salamanca. Die Eingeborenen lernten das spanische Recht, welches sich jetzt neben und über ihren Gewohnheiten erhob. Man erstaunte, mit welchem Eifer die indianischen Alcalden und Regidoren[53]) ihre Aemter verwalteten, mit welcher Würde, wenn Gemeinderat gehalten wurde, die Diener der Gerechtigkeit mit goldenen Stäben vor ihnen standen. Die bürgerliche Gerichtsbarkeit war ihnen großenteils überlassen. Darin liegt ohne Zweifel der vornehmste weltgeschichtliche Zug, daß die lateinische Gesittung, wie sie einst von Rom nach Spanien übertragen worden war und sich im Kampfe mit mannigfachen entgegengesetzten Kräften, die sie abwehrte oder überwältigte, erhalten hatte, einen neuen Schauplatz der Entwickelung jenseits des Weltmeeres gewann.

Indem in Kleinasien der griechische Name der Städte vor den türkischen Bezeichnungen wich, trugen die Spanier die lateinischen

Namen der ihren auf das Festland von Amerika über. Merida in Yukatan empfing daher seinen Namen, weil die Spanier durch die Denkmäler, die sie daselbst fanden, an die Denkmäler der alten Augusta Emerita erinnert wurden. Und war nicht die Kirchenverfassung die eigenste Schöpfung des späteren, an das alte anknüpfenden Rom? Diese amerikanische Gründung war eine Mischung romanischen und indianischen Wesens, in welchem das letztere in einen engen Zusammenhang mit der gesitteten Welt trat und ihr dienstbar wurde.

Die große Aufgabe der spanischen Staatsleitung war es, in dem Getümmel der Gewaltsamkeiten, mit denen die Eroberungen vollzogen und die ersten Einrichtungen getroffen wurden, die Bevölkerung nicht untergehen zu lassen. Die Konquistadores, welche zwar im Gehorsam der Könige, auf den Grund des diesen durch den päpstlichen Stuhl erteilten Anrechts, aber doch mit eigenem Entschluß und eigenem Aufwand die Unternehmungen ausgeführt hatten, erwarteten durch große Ausstattungen an Land und Leuten dafür belohnt zu werden; denn so sei es von alters her in den spanischen Königreichen gehalten worden; so habe einst Jayme von Aragon (1213—1276) seinen Gehülfen in den maurischen Kriegen seine Erkenntlichkeit bewiesen; auf diese Weise sei der größte Teil des Adels zu seinen Besitztümern, seinen Schlössern, seinen Wappenschilden gelangt. Einer der tapfersten Hauptleute, der an der Eroberung von Neu-Spanien vorzüglichen Anteil nahm, Don Bernal Diaz, hat gemeint, das eingenommene Gebiet sollte in zwei Hälften gesondert, die eine zum Dienst des Königs und der Kirche bestimmt, die andere unter die Eroberer verteilt werden. Er fand es unbillig, daß die obersten Anführer alle Gnaden und Belohnungen empfangen sollten — und war mit dem, was die spanischen Landstände für seine Gefährten taten, nicht zufrieden. Besser sorgte Franzisko Pizarro in Peru für die Seinigen; er sprach ihnen Repartimientos [54]) von größtem Umfange zu, von denen eines, wie man mit Verwunderung bemerkte, dem Erzbistum von Toledo gleichkam. Seinem Halbbruder Gonzalo Pizarro ist einmal der Vorschlag gemacht worden, das eroberte Gebiet noch rückhaltloser zu verteilen und durch eine lehnsrechtliche Einrichtung nach dem Muster von Spanien alle seine Kriegsbeute in Peru zu unbedingter Anhänglichkeit zu verpflichten.

Diese Bestrebungen brauchten nicht so ausgesprochen hervorzutreten, um erkannt zu werden und sowohl kirchlichen als staatlichen Widerstand hervorzurufen. Daß die Eingeborenen, von deren Leistungen der ganze Ertrag der den einzelnen zugeteilten Besitzungen abhing, der Willkür der Eroberer preisgegeben werden sollten, war der Geistlichkeit, die in ihrem Bekehrungswerk gestört wurde, und der Krone, die in den Ueberwundenen ihre Untertanen erblickte, gleich unerträglich. Krone und Kirche nahmen sich der natürlichen Menschenrechte an. Fray Vicente de Valverde, welcher an der Eroberung selbst sehr wesentlichen Anteil nahm, bemerkte doch Karl V.: Die Eroberer seien durch die Vorteile, die ihnen zugefallen, hinreichend belohnt; der König brauche sie nicht dadurch zu bezahlen, daß er seine Untertanen zu deren Sklaven werden lasse. Wer kennt nicht den Eifer, mit welchem Bartholomäus Las Casas[55]) sich der Indianer annahm, deren Untergang ihm bevorzustehen schien, wenn ihrer schlechten Behandlung nicht Einhalt getan würde. Noch Kaiser Karl V. bestimmte, daß die Indianer unter keinem Vorwand irgend welcher Art zu Sklaven gemacht werden sollten; sie sollten vielmehr als königliche Untertanen der Krone Kastilien behandelt werden. Er beschränkte die Repartimientos und hob ihre Erblichkeit auf. Hierauf brach eine Empörung in Peru aus. Die Konquistadores mußten mit Gewalt gezwungen werden, diese Verordnung zur Ausführung bringen zu lassen. Oft haben sie auch später dem Kaiser und seinem Nachfolger angeboten, die Erblichkeit der Repartimientos durch die ansehnlichsten Zahlungen zu erkaufen. Der Kaiser war grundsätzlich dagegen. Eine Zeitlang scheint Philipp II. geschwankt zu haben; denn in seinen geldlichen Bedrängnissen wären ihm diese Beiträge auf das erwünschteste zustatten gekommen; aber zuletzt wies er doch alles von sich. Wie hätten auch diese Fürsten, welche in allen ihren europäischen Ländern die Selbständigkeit der großen Lehnsträger zu brechen oder zu beschränken strebten, sich jenseits des Ozeans neue Selbständigkeiten gründen sollen, welche bei dieser Entfernung ihrem Ansehen um vieles gefährlicher werden konnten.

In Mexiko trug man anfangs Bedenken, die neuen Gesetze einherrlicher Ordnung auszuführen; Kaiser Karl V. hatte in Regensburg beim Ausbruch des deutschen Krieges Vorstellungen darüber

empfangen. Als aber die Unruhen in Peru beseitigt waren, schritt der Unterkönig von Neuspanien, Don Luis de Velasco, auch dort zum Werke; er hat auf einmal 130 000 Eingeborene, alles Männer, für frei erklärt; auch sonst wollte er nicht dulden, daß die Spanier, wie er sagte, von den Indianern wie Könige bedient würden und sie als Unterdrücker behandelten. Einmal ist auch hier eine entgegengesetzte Richtung zutage gekommen. Den Nachkommen der Konquistadores wurde der Plan zugeschrieben, den Marques de la Valle, Don Martin Cortez, zum Könige auszurufen und sich aller derer, die sich dem widersetzen würden, mit Gewalt zu entledigen. Eine Anzahl junger Leute aus den vornehmsten Familien, welche an diesem Vorhaben teilgenommen haben sollten, wurden zur Haft gebracht. Es erhellt nicht, ob nur unbesonnene Worte oder ob in der Tat wirkliche Vorbereitungen ihnen Schuld gegeben werden konnten; gewiß aber würden sie dabei auf ungeheure Schwierigkeiten gestoßen sein. Das allgemeine Verhältnis ergibt sich aus einem Bericht an Philipp II., worin die Ausführung dieses Planes als unmöglich bezeichnet wird; denn die Indianer seien dem Könige ganz ergeben und stark genug, um das Land gegen alle Spanier zu schützen. Das spanische Königtum trat in unmittelbare Berührung mit der Bevölkerung der Eingeborenen; ihre Freiheiten waren ein wichtiger Gesichtspunkt für die Erhaltung des Gehorsams im Staate.

Die höchste Machtfülle ward wie in Spanien so in Amerika hauptsächlich durch die großen Gerichtshöfe vertreten, die auch den Unterkönigen gegenüber und zuweilen mit ihnen im Kampf eine selbständige Gewalt ausübten. Man stellte darin nur solche an, welche die Gesinnung und Absicht der Staatsleitung teilten. Waren aber die Indianer von persönlicher Knechtschaft unter den Eroberern frei erklärt, so wurden sie doch, und zwar unter der Ermächtigung der Regierung, zu harten Arbeiten angehalten, namentlich zu dem Dienste, woran überhaupt am meisten lag, in den Bergwerken.

Ein Beispiel ist die Einrichtung, die zu Potosi getroffen wurde, um die Bergwerke in Gang zu halten. Alle Jahre wurden dazu vierzehntehalbtausend Indianer aus den benachbarten Bezirken ausgehoben. Die Kaziken[56]) nicht allein, sondern auch die Korregidoren[57]) der Bezirke waren verpflichtet, für die Einstellung der einem jeden

zugeteilten Anzahl zu sorgen. Der Korregidor von Potosi hatte durch königliche Ermächtigung die Pflicht und das Recht, sie dazu anzuhalten; er konnte die Säumigen mit vorläufiger Enthebung von ihrem Amte bestrafen. Die verschiedenen Haufen der zum Dienst Befehligten zogen unter ihren Hauptleuten heran; dieser stellte sie alle Montage dem Korregidor vor, der sie in die Gruben verteilte, wo sie bis nächsten Sonnabend bleiben mußten. Einem jeden war die Arbeit, die er zu vollziehen hatte, genau angewiesen. So beschwerlich sie auch sein mochte, so haben doch auch einmal mehrere Tausende von Freiwilligen daran teilgenommen. Zwischen den Einzelbesitzern der Minen und den indianischen Arbeitern bildete sich ein Verhältnis aus, ungefähr, wie es bis in unsere Tage in Cerro de Pasco bestand.

Denn wie es von Anfang an gewesen, so blieb es: das Aufsuchen der Metalle war der vornehmste Antrieb der weiteren Ausbreitung und Ansiedelung. In Potosi schied man das Silber von den Beimischungen anderer Erze anfangs durch Feuer. Bei sechstausend Schmelzöfen waren zu diesem Zwecke auf den Gipfeln und Abhängen der Berge errichtet. Man betete wie bei den Seefahrten um günstigen Wind, der dazu gehörte, Holz und Kohlen in Feuer zu halten; das ganze Gebirge schien in Flammen zu stehen. Schon ließ sich einige Abnahme des Ertrages bemerken, als in Peru selbst das zu einer anderen Weise der Bearbeitung erforderliche Mittel, das Quecksilber, gefunden ward. Es ist ein Eingeborener gewesen Namens Guanca, der dem Spanier, zu dessen Encomienda[58]) er gehörte, die erste ergiebige Mine nachwies, welche dann die Staatsleitung an sich brachte; die Verquickung gewährte dieser das beste Mittel, das gesamte Bergwerkswesen zu beherrschen. Doch in Guanca velica ward 1569 eine Ansiedelung gegründet; 1571 begann man das Quecksilber bei der Bearbeitung des Metalls in Potosi anzuwenden. In kurzem stieg der Ertrag um mehr als die Hälfte. Früher hatte der königliche Fünfte[59]) nur selten eine halbe Million erreicht; im Jahre 1579 überstieg er eine Million, im Jahre 1589 anderthalb Millionen. Der Besitz von Potosi bildete ein wichtiges Ding für die Staatsverwaltung und die Kriegsunternehmungen Philipps II. So unbequem und kostspielig der Aufenthalt war, da alle Lebensbedürfnisse aus weiter Ferne herbeigeschafft werden mußten, so sammelten

sich doch an viertausend Spanier daselbst; die Hoffnung auf Gewinn, so oft sie auch getäuscht wurde, hielt sie fest wie den Spieler die Bank.

Neben Potosi bestanden auch noch andere Bergwerke, die zu ansehnlichen Ansiedelungen führten, wie im Jahre 1590 der Unterkönig Mendoza eine solche veranlaßte. Der von ihm beauftragte Gründer Don Pietro von Cordova begab sich in die Nähe von neu aufgefundenen Silberadern; er ersah ein wohlgelegenes, mit Wasser versehenes Gebiet, vollzog die gewöhnlichen Feierlichkeiten, verteilte dann die Bauplätze und ernannte die Verwaltungspersonen; so ward Castro Vireyna am Magdalenentage 1591 gegründet. Philipp II. gewährte dem Orte auf einige Jahre Befreiung von der auch nach Amerika verpflanzten Abgabe der Alcavala[60]); in kurzem kam der Ort zu einer gewissen Blüte. Bald darauf entstand Horriro. Von Potosi aus sorgte man nur dafür, daß nicht auch für andere Bergwerke Einrichtungen in bezug auf den Dienst der Eingeborenen getroffen wurden, die denjenigen, auf welchen die dortige beruhte, hätten nachteilig werden können. Kaum war das nötig; die peruanischen Indianer wurden von einem ähnlichen Geiste ergriffen wie die Mineros[61]) selbst; auch ohne gezwungen zu sein, stellten sie sich in hinreichender Anzahl zu den Grubenarbeiten ein.

Die unterworfenen peruanischen Eingeborenen schlossen sich überhaupt gern und vollkommen an; die Kaziken liebten spanische Namen zu tragen. Auf der Hochschule zu Lima wollte man bemerken, daß der südamerikanische Himmel eigentümliche und seltene Begabte hervorbringe. Nach und nach wurde ein Teil der Lehrerstellen mit Eingeborenen besetzt. In Cuzko hatte sich neben den Spaniern, welche daselbst besonders zahlreich wohnten, eine Bevölkerung von Mestizen gebildet, die für besonders tapfere Leute galten und durch Treue gegen den König glänzten. Wo dagegen die früher noch keinem Gehorsam unterworfenen Indianer zu dem Dienst in den Bergwerken herangezogen werden sollten, leisteten sie Widerstand. Eben dies war der Anlaß zu den Unfällen der Spanier in Chile. Als Valdivia bei zwanzigtausend Indianer zusammengetrieben, um unter seinen Mineros in den Goldbergwerken zu arbeiten, die in der Nähe von Concepcion gefunden worden waren, brach eine Empörung aus, in der die festen Häuser der Spanier eines nach dem andern in die Hände der

Indianer fielen und Valdivia selbst mit der gesamten Mannschaft, die mit ihm war, erschlagen wurde. Seitdem waren die Eingeborenen der Anden — es sind die Araukaner — niemals wieder zu besiegen. Die Spanier mußten sich glücklich schätzen, wenn sie unter ihnen Freunde fanden oder Parteigänger erkauften, welche ihnen die gegen sie gefaßten Anschläge verrieten. Dann konnten sie noch zu rechter Zeit ihre Kräfte sammeln und waren dem wilden Anlaufe, der gegen sie versucht wurde, in der Regel überlegen. Man berechnet, daß in diesen Kriegen von der Besitznahme Chiles im Jahre 1545 bis zum Jahre 1628 mehr als fünfzehntausend Spanier und sechzigtausend mit ihnen befreundete Indianer umgekommen sind. Die Araukaner erwarben die Bewunderung der Welt und der Spanier selbst und machten sich einen geschichtlichen Namen.

Ueberhaupt ward den freien und wilden Eingeborenen nur wenig abgewonnen. Manche Stämme, die man überwältigte, zeigten sich doch unempfänglich für die ersten Begriffe, auf denen menschliche Gesittung beruht. Sie konnten nicht fassen, was Eigentum sei; man mußte den ganzen Ertrag der Ländereien in die Klöster der Mönche, welche die Bekehrung leiteten, schaffen, um dann einem jeden, soviel als er bedurfte, zuzuerteilen. Es kam wohl vor, daß Abtrünnige das Zeichen des Kreuzes bei den Wilden, zu denen sie flohen, einführten; hier aber war es nur dem Aberglauben dienstbar. Man sagte, es habe Wunder getan, z. B. nach langer Dürre Regen verschafft; aber eine Annäherung ward dadurch nicht erreicht. Die Verehrer des Kreuzes warfen sich mit nicht minderer Feindseligkeit auf die christlichen Ansiedelungen als ihre Nachbarn und Verwandten. Unaufhörlich wurden diese von den Menschen der Wildnis umschwärmt, aus keinem anderen Grunde als aus Vergnügen an Verderben und Schaden. Die befriedeten Indianer, die dienstbaren Neger, die Spanier selbst wurden getötet, bis alles zugrunde gerichtet war. Wie viele Versuche, in das Gebirge oder in die Urwälder einzudringen, sind wieder rückgängig geworden. Nirgends zeigten sich die Eingeborenen streitbarer, gefährlicher als in den Gebieten von Neu-Granada. Im Jahre 1572 kam es zu einem allgemeinen Aufstande der Indianer Pijaos, wobei die vor kurzem gegründeten Landörtchen San Vicentes de Paz und de los Angelos wieder zerstört wur-

den. Indem sie in ihrer ursprünglichen Wildheit beharrten, lernten sie den Gebrauch der europäischen Waffen; andere bedienten sich vergifteter Pfeile wie die Indianer Musos; es gelang ihnen, die Ansiedlung Tudela zugrunde zu richten. So zerstörten die Indianer Choques, welche auf den höchsten Bergspitzen ihren Wohnsitz aufzuschlagen pflegten und mit ihren Pfeilen von Palmenholz weit schossen und trafen, die Stadt Toro. Die Spanier pflegten ihre Ansiedelungen mit Palmblättern zu decken. Die Indianer wußten sie in Brand zu setzen; wenn das mit einer einzeln liegenden gelungen war, so war das für die Nachbarn das Zeichen zu allgemeinen Feindseligkeiten; sie hatten, wie gesagt, Freude an der Zerstörung.

Um so größer war der Ruhm, wenn eine Neugründung wirklich gelang. Es ist vielleicht der Mühe wert, des Fortganges dieser Unternehmungen in aller Kürze zu gedenken. Nach mehreren vergeblichen Versuchen, in die Gebiete des Magdalenenstromes und seiner Nebenflüsse, deren Goldreichtum man kannte, vorzudringen, setzten dies endlich Juan Perez Gavalido und Andrada mit einigen Gefährten von Santa Fe, Indianern und Negern durch. An einem Platze, der ihnen für eine Ansiedelung am geeignetsten schien, gründeten sie San Francisco. Von allen Seiten bis aus Cartagena und Sta. Maria her kamen die reichsten und unternehmendsten Leute herbei; es gab solche unter ihnen, die vielleicht hundert Sklaven hielten —, um an dem Gewinn, den die ergiebigen Bergwerke lieferten, teilzunehmen. Juan Perez wird als ein zweiter Herkules an Kraft und Tapferkeit gerühmt.

Am meisten ward den Indianern in den fruchtbaren Landstrichen abgenommen, welche heutzutage das Gebiet von Venezuela bilden. Erst unter Philipp II. um das Jahr 1567 war Caracas gegründet. Eine heldenhafte und patriarchalische Gestalt erscheint im Beginn dieser Pflanzungen, der Spanier Pedro Alonso Galeas, der vornehmste Ueberwinder des letzten der aufständischen Konquistadores; er erzog mehrere ausgezeichnete Söhne, die in seine Fußstapfen traten; er selbst hat ein Alter von 115 Jahren erreicht. Von Caracas aus, das sehr bald zur blühendsten Stadt der Landschaft sich erhob, wurden die benachbarten Indianer bekämpft und unterworfen. Diego Lazama und sein Sohn Don Juan führten eine Pflanzung nach den Llanos

und gründeten San Sebastian im Jahre 1585. Von hier aus ward das ältere S. Thomas an den Ufern des Orinoco begründet. Die europäische Viehzucht, die sie in dem flachen Weideland einführten, gab alsbald einen ungeheuren Ertrag. Man faßte Mut, noch weiter in die Urwälder vorzudringen. Diego Lezama brachte eine Anzahl von Freunden zusammen, die sich mit allem, was zur Gründung von Ansiedelungen gehörte, nach Guyana auf den Weg machten. Allein das Unternehmen war unglücklich; man hörte nichts wieder von ihnen. Dagegen gelang es einem Einwohner von Caracas, der schon an der Gründung von San Sebastian teilgenommen hatte, Juan Garcia Carasco, San Juan de la Laguna de Uchire zu gründen. (1599.) Sein Bruder und seine Söhne und deren Anhänger bildeten den Stamm der neuen Bevölkerung. Er stellte selbst Priester an, die die Sakramente verwalteten und die benachbarten Indianer bekehrten. Die Indianer Uchires waren von Caracas aus bekämpft und überwältigt worden. Carasco wußte auch die unbesiegten Indianer in Furcht zu halten; für die Erlaubnis, den Paß von Unare zu benutzen, legte er ihnen noch eine kleine Abgabe auf.

Was in diesen Gegenden den Fortschritt der Besitzergreifung erleichterte, war dasselbe, was schon den ersten Konquistadores zustatten gekommen war: ein Gegensatz zwischen den starken und gewaltsamen zu den schwachen und jetzt bekehrten Stämmen der Eingeborenen. Die letzteren suchten den Schutz der Spanier nach und schlossen sich dann ihrem Staate an; sie bekehrten sich zum christlichen Glauben. So in den südlichen Provinzen. Wenden wir noch einen Blick auf die nördlichen, um auch hier dem Fortschritt der Gesittung nachzugehen.

Unter dem Erzbistum Mexiko zählte man drittelhalbhundert indianischer Ortschaften (Pueblas), manche darunter sehr ansehnlichen Umfangs, mehr als sechstausend Siedelungen (Estancias) zu Ackerbau und Anpflanzungen, über eine halbe Million zinsbare Indianer, unter denen die Mönche von ihren Klöstern und Stiftern aus das Christentum ausbreiteten; denn diese Anstalten der Tugendübung, des Glaubens und zugleich der Landesbebauung waren jenseits des Weltmeeres wieder zu ihrer vollen Bedeutung gelangt. Auch hier knüpfte sich die Erweiterung des Gebietes und der Ansiedelung an die Hauptorte. Zacatecas, das unter Karl V. angelegt war, bildete

eine einzige große, nach der Weise von Alcala mit Kirchen und Klöstern prangende Straße, die sich eine Legua[62]) weit hinzog. In den späteren Zeiten Philipps II. ward das mexikanische Potosi gegründet. Das größte Verdienst dabei hatte ein tapferer Mestize, Pedro Caldera, mit dem sich einige Hauptleute zu diesem Zwecke vereinigten. Man bebaute zuerst den Berg San Pedro, der den peruanischen Namen Potosi empfing, weil er in der Form dem dortigen Berge glich. Hier fand man nicht allein Silber, sondern auch Gold, und man rechnete darauf, wenn diese Höhe erschöpft sei, in einem anderen Berge (de las Animas) gleich ergiebige Adern zu entdecken. Zwischen den beiden Höhen entstand ein Markt; Handelsleute stellten ihre Buden auf; er war nicht ohne eine Kirche, um in jedem Augenblicke die Sakramente empfangen zu können. Die eigentliche Ansiedelung war mit einer Kirche mit mehr als dreißig Geistlichen versehen; sie zählte in kurzem 500 spanische Einwohner, die sich hauptsächlich mit dem Bergbau beschäftigten. Andere widmeten ihre Tätigkeit den Geschäften des bürgerlichen Lebens.

In Neu-Galizien, das seinen Namen dem Vazquez von Coronado verdankt — denn er stammte aus Galizien und leitete seine Herkunft aus einem der ältesten dortigen Geschlechter her, das an das königliche Haus von Frankreich anknüpfte — bildeten sich spanische Ortschaften bei der Sierra de Piños, Real de los Namos, Santa Barbara im Tale von San Bartolome; denn eben mit den Einrichtungen des Bergwesens war Don Vazquez besonders betraut gewesen. Aber auch hier war man in unaufhörlichem Kampf mit den benachbarten Indianern, besonders den Chielnimecas, die ihre Angriffe gegen die Bergwerke richteten. Der Unterkönig Martin Enriquez suchte Zacatecas durch Befestigungen zu sichern, doch schaffte dies wenig Nutzen. Ebenso geringen Erfolg hatte es, wenn man in ihr Gebiet eindrang; sie wichen in wilde Einöden zurück. Die Spanier hielten es schon für einen großen Vorteil, wenn sie nur die weggeschleppten spanischen Frauen wieder zurückbrachten.

Man hat soviel über die Vermischung der Rassen geklagt, aus der doch nur verderbte Mischlinge hervorgegangen seien. Doch hatte sie zuweilen auch sehr gute Folgen; sie führte zu Verbindungen sehr friedlicher Natur. Juan Caldera, selbst der Sohn einer Frau aus

den Eingeborenen, gewann Einfluß bei den Geschlechtern, denen sie angehörte; der ganze Stamm trat zum Christentum über, er selbst forderte die Taufe. Hierauf wurden die Stammesgenossen in denjenigen Gegenden angesiedelt, die sie bisher durch ihre Räubereien unsicher gemacht hatten; die Staatsleitung gab ihnen für den Anfang Kleider und Lebensmittel. Um ihnen den Uebergang zum bürgerlichen Leben zu erleichtern, hielt sie für gut, Indianern von älterer Gesittung, namentlich Tlascalteken unter ihnen Sitze zu geben.

Wie im Süden so empörten sich auch im Norden die Eingeborenen gegen die Arbeiten in den Bergwerken. In den rauhen Bergen von Topia und Neu-Galizien stießen die Dörfer der Neubekehrten mit den Behausungen der noch heidnisch gebliebenen Acaxees unmittelbar zusammen. Im Jahre 1601 vereinigten sich diese höchst unerwartet zu einem Angriff auf die Spanier in den benachbarten Gegenden in der Absicht, sie sämtlich niederzumachen; sie wollten, wie ein spanischer Gewährsmann sagt, in ihrer Freiheit lieber vor Hunger sterben, als Frieden und Wohlstand in der Dienstbarkeit der Spanier genießen. Ein Glück für diese war es, daß die benachbarten Stämme der Tepeguanez, so streitbar und so kriegstüchtig sie auch sonst sein mochten, sich doch nicht bewegen ließen, mit ihnen gemeinschaftliche Sache zu machen. Besonders durch das Ansehen des Bischofs Alonso de la Mota, der selbst in die Nähe kam und sein Wort verpfändete, daß sie besser behandelt werden sollten, wurden die Acaxees beruhigt; sie bauten die zerstörten Kirchen wieder auf. Aber nicht allein Hülfe leisteten die geistlichen Bestrebungen; sie folgten einem selbständigen Antrieb. Wie der Hauptmann nach neuen Eroberungen, Reichtum und Gewinn, so trachteten die Priester nach neuen Bekehrungen. Zuweilen gingen sie zusammen; zuweilen hat sich wohl auch ein Mönch allein in die unbekannten Landschaften gewagt. Ein solcher war es, der zuerst von Neu-Mexiko Nachrichten brachte, wo er mit Verehrung aufgenommen war und manches von größeren und reicheren Volksstämmen, die man weiter im Lande treffen werde, gehört hatte. Auf diese Kunde nahm Vazquez de Coronado einen Zug in diese Gegenden; er soll bei tausend Leguas weit gekommen sein, aber er fand nur ein unwirtliches und armes Land; die Widersetzlichkeit seiner Leute nötigte ihn, umzukehren. (1538.) Es dauerte sodann mehr

als vierzig Jahre, ehe man die Aufmerksamkeit von neuem auf diese Gegenden richtete; dann war es wieder ein Franziskaner, der sich, von den Nachrichten benachbarter Indianer aufgemuntert, mit ein paar geistlichen Gefährten und einigen Soldaten zu einer Reise dahin aufmachte. Bei den ersten Unfällen kehrten die Soldaten um. Auf ihre Berichte, und um die Geistlichen, die sie zurückgelassen hatten, aufzusuchen, erhob sich, einverstanden mit dem Alkalden von Neu Viscaya, einer der angesehensten und reichsten Bürger Mexikos, Antonio de Espejo, zu einem neuen Entdeckungsversuche. Mit einer ansehnlichen Begleitung, in der es an Franziskanerbrüdern nicht fehlte, brach er im November 1582 aus dem Tale San Bartolomeo auf; die Anzahl von Pferden und Saumtieren, die er mit sich führte, schien so bemerkenswert, daß man sie verzeichnet hat; es waren hundertundfünfzehn. So gelangte er in die Gebiete der Conchos, Pasaguates und Tobosos, wo man meistens auf vorgeschrittene Gesittung und einige Spuren des Christentums stieß; jene Geistlichen aber waren getötet worden. Von Espejo bekam man die ersten bestimmten Nachrichten über Neu-Mexiko, durch welche Philipp II. vermocht ward, um das Jahr 1596 einen Heereszug zur Besitznahme dieses Landes auszusenden. Der gute Klang des Namens bewirkte, daß sich um die Fahne, welche der hierzu ernannte Don Juan de Oñate in Mexiko aufpflanzte, eine zahlreiche Mannschaft sammelte. Pueblo San Gabriel am Rio del Norte war die erste Niederlassung Oñates; hier ergriff er Besitz von dem Lande, das er sich zu unterwerfen suchte. Die Geistlichen waren sehr unzufrieden damit, daß auch hier die gewohnten Gewaltsamkeiten nicht vermieden wurden; da aber das Land nichts hatte, was die Eingedrungenen hätte fesseln oder andere hätte anziehen können, so blieb die Besiedelung des Landes doch den Ordensleuten überlassen. Sie machte auch deshalb Fortschritte, weil die Stämme, auf die es zunächst ankam, in den unaufhörlichen und gefährlichen Kriegen, in denen sie mit anderen noch wilden, den Apachen, begriffen waren, nur an Spanien einen Rückhalt fanden.

Ein ähnliches Verhältnis bestand in Florida. Die Spanier hatten von dem Lande erst dann ernstlich Besitz ergriffen, als sie die Franzosen, die sich daselbst ansiedeln wollten, verjagten, mit verdoppelter Grausamkeit, weil diese zugleich Hugenotten waren. Immer

aber blieben sie wenig zahlreich. Philipp II. schickte eine Anzahl Mönche, um die Umwandlung durch Lehre und Bekehrung zu vollziehen; aber ohne den Rückhalt der bewaffneten Macht war das doch sehr gefährlich. Zuweilen erhoben sich die schon bekehrten Kaziken, ungeduldig über die Sittenstrenge, welche die Glaubensboten forderten, namentlich in bezug auf die Ehe. Die Mönche wurden nicht verjagt, sondern umgebracht.

Wir sehen die großen Richtlinien, in denen der spanische Staat in Amerika sich bewegt; wie dieses durch Vermischung der eingeborenen und europäischen Gesittung gegründete eigentümliche Leben nach allen Seiten fortschreitet und mit der ursprünglichen Wildheit in unermeßlicher Ausdehnung in staatlichem und geistlichem Kampfe liegt: sie umfassen die ausgedehntesten Marken der gesitteten Welt. Auch die überseeischen Entdeckungen, von denen alles ausgegangen war, wurden unter diesen Antrieben fortgesetzt.

Von einem Augustiner, Andres de Urdaneta, der schon an der Reise von Magelhäes, so erzählt man wenigstens, und später noch an einer anderen in dieser Richtung teilgenommen hatte, unterrichtet und angetrieben, ließ der Unterkönig von Neu-Spanien, Don Luis de Velasco, ein eigens zu diesem Zwecke ausgerüstetes Schiff unter Lopez de Legazpi von Navidad auslaufen, um die Rechte der kastilischen Krone auf damals schon gefundenen Inseln festzustellen. Am 10. Mai 1565 langte Legazpi auf Zebu an, dessen Einwohner vor seinem Geschütz zurückwichen, und gründete San Miguel; die ganze Gruppe der Inseln nannte er nach dem Namen seines Königs Philippinen. Auch widmete dieser König ihnen volle Sorgfalt. Manila war ein großer Mittelpunkt, wo sich in nächster Zeit an tausend Spanier ansiedelten. Die Tätigkeit der Bekehrer wandte sich mit dem größten Eifer dahin; jeder Bettelorden hatte seinen besonderen Bezirk. Nichts Geringes schien es dann, daß man von da in unmittelbare Berührung mit China und Japan kam; die einen knüpften daran unbegrenzte Hoffnungen für die Herrschaft über den Welthandel, die anderen für die Ausbreitung des Glaubens.

Um mit Velasco zu wetteifern und die Entdeckungen fortzusetzen, rückte der Vorsitzende des Gerichtshofes zu Lima, der damals Peru verwaltete, Don Garcia de Castro, zwei Schiffe im Hafen von Cal-

lao aus, die unter seinem Neffen Alvarez de Mendaña de Mendoza im November 1567 in See gingen. Nachdem Alvarez 1800 Seemeilen zurückgelegt und an manchen kleinen Inseln vorübergeschifft war, landete er am 9. Februar 1568 an einer größeren, die er nach dem Namen seiner Gemahlin Isabella nannte, und ergriff Besitz von ihr. Mit einigen Häuptlingen ward Freundschaft geschlossen, und sie huldigten dem König von Kastilien. Noch eine Menge von Inseln sah man, alle bewohnt von bärtigen Menschen von guter Gestalt und Geschicklichkeit; man bezeichnete sie mit dem Namen Salomonsinseln in der Meinung, daß Salomo aus diesen Gegenden seine Reichtümer geholt habe. Dem König schien die Nachricht wichtig genug, um auch dahin eine Pflanzung zu schicken; es geschah jedoch nach gewohnter spanischer Weise viel später. Im Jahre 1594 rüstete der Unterkönig Garcia de Mendoza einen Zug dahin aus. Ihr Führer war abermals Mendaña. Es bildete eine abweichende Eigentümlichkeit, daß er dabei von seiner Gemahlin, Donna Isabella, begleitet war; denn auf die Gründung einer förmlichen Ansiedelung war es abgesehen. Sie fanden die Marquesasinseln; es scheint, als seien sie bis Neu-Guinea gelangt. Die Ansiedelung kam auch damals nicht zustande; der Tod Mendañas machte alles rückgängig. Doch war dieser Versuch keineswegs verloren. Als der Nachfolger Mendañas mag Fernando de Quiros angesehen werden, der unter Philipp III. die große Inselflur von San Espiritu entdeckte und auch ohne Zweifel Neuholland berührt hat; er hat eigentlich Australien aufgeschlossen.

Mit den wichtigsten erdkundlichen Fragen blieben die Spanier fortwährend beschäftigt. Die Meerenge Magelhäes haben sie erst damals von der Südseite her erkundet und beschrieben. König Philipp faßte den Gedanken, sie durch eine Ansiedelung vollkommen in Besitz zu nehmen. Das Unternehmen, welches er ausrüstete, war nicht sehr glücklich; doch hat Sarmiento den Versuch einer Gründung gemacht, die er San Felipe nannte, die aber in dem unwirtbaren Lande sehr bald zugrunde gegangen ist. Die Nachricht von einer nordwestlichen Durchfahrt, welche schon geschehen sein sollte, und das Bedürfnis einer genauen Kenntnis der Häfen für die Seefahrt nach China brachte die Regierung Philipps III. und des Unterkönigs von Neu-

Spanien, Conde de Monterey, dahin, unter Sebastian Viscayno, der schon mehr als einmal Kalifornien besucht hatte, einen Zug zur Erforschung des Nordens auszurüsten. Er hat den Namen des Unterkönigs, unter dem er geschah, und des Hauptmanns, der ihn ausführte, an den westlichen Gestaden von Nordamerika unsterblich gemacht. Man umfuhr Kap Mendocino, das bisher als ein fernes fabelhaftes Ziel erschienen war, und gelangte am 15. Januar 1603 bis zum Kap Blanco, wo die Küste eine andere Richtung nimmt. Don Alvarez Martin de Aguilar, dessen Namen dieser Punkt verzeichnet, war der Führer der Fregatte, die bei diesem Unternehmen am weitesten vordrang.

Es waltet ein weltgeschichtlicher Zusammenhang in diesen Unternehmungen von jenem San Felipe an der Meerenge Magelhães, wo die Unwirtlichkeit des Landes jede Ansiedelung hemmte, bis zu jenem Hafen von Monterey und der Einfahrt von Aguilar, von den Philippinen zu der chinesischen Küste und der Inselflur von Malakka, der Straße von Torres, deren Auffindung dem Zuge von Quiros angehört. Die großen Fragen der nordwestlichen Durchfahrt und des Australmeeres haben selbst den spanischen Geheimen Rat beschäftigt.

Mit ihrem Mutterlande standen die überseeischen Ansiedelungen allezeit in der engsten Verbindung. Nur selten wurden in Amerika Titel und Wappen erworben; aber um so häufiger Reichtümer, und auch diese verschafften den Zurückkommenden Ansehen, vornehme Verbindungen und überhaupt eine andere gesellschaftliche Stellung. Diese Umstände aber riefen dann einen sehr lebhaften Zug der Auswanderung hervor; alle Jahre fuhren fünfzig, sechzig Schiffe hinüber, welche die Bedürfnisse des Lebens hinüberführten; sie hatten aber auch allezeit viele Auswanderer an Bord. Man hat wohl gesagt, die Mehrzahl der Kastilianer würde nach Amerika gezogen sein, hätte nicht die Staatsleitung sich vorbehalten, durch eine schriftliche Erlaubnis zu dieser Reise zu ermächtigen. Die dortigen Niederlassungen machten schon zur Erhaltung ihres ursprünglichen Wesens und der Verkehrsverhältnisse zahlreichen Zuwachs unausgesetzt erforderlich. Amerika empfing Menschen und gab dagegen Metalle. Die Ausbeute der peruanischen Bergwerke ward von Callao, wo sich eine ansehnliche Schiffahrt bildete, nach Panama geschafft, wo sie von

den Arrieros in Empfang genommen wurde, die sie auf ihren Maultieren auf der Straße, die sich durch das Gebirge wand, nach Portobello führten. Oder sie nahmen den Rio de Chagres zu Hülfe, wo man Barken fand, welche die Ladung nach der Mündung dieses Flusses und dann weiter nach Portobello brachten, das durch zwei Festungen mit gutem Geschütz und hinreichender Besatzung verteidigt war. Den Dienst im Hafen wie auf dem Fluß versah eine hier seit langer Zeit angesiedelte Bevölkerung von Negern, welche eine gewisse Freiheit genossen und im Schiffsbau Geschicklichkeit erwarben.

In Neu-Spanien war der große Stapelplatz zu Veracruz, wo alles, was von Europa kam oder dahin ging, ein- und ausgeschifft wurde. Los Angelos, in der Mitte zwischen Acapulco und Veracruz gelegen, gelangte durch den zwiefachen Verkehr beider Welten zu einer hohen Blüte. Die beiden Geschwader, welche sich in diesen Häfen bildeten, pflegten sich in Havanna zu vereinigen, um so ihren Rückweg nach Europa einzuschlagen. Ihre Ankunft war immer ein Ereignis, nicht allein für Spanien, nicht auch allein für die übrigen Länder, die an diesem Verkehr einen mittelbaren Anteil nahmen, sondern für die Welt: denn das Gold vermittelte die Herrschaft. Die Bedeutung dieses Verhältnisses wird aus einer Schaumünze genommen, die im Anfange der Staatsleitung Philipps II. geschlagen wurde, wo man Indien sah, eine Gestalt, welche dem Könige die eine Hälfte der Welt darreichte, mit der Inschrift: auf diese werde die andere folgen!

II. Frankreich.

Nr. 1. Die Bartholomäusnacht (23./24. August 1572) [1].

Katharina von Medici [2]) war von großer und zugleich gedrungener, kräftiger Gestalt; in ihrem olivenfarbigen Gesichte bemerkte man die vorliegenden Augen und die aufgezogenen Lippen des Papstes Leo X., ihres Großoheims. Anhaltende, selbst heftige Leibesbewegung war ihr Natur und Bedürfnis; zur Seite der Männer ritt sie zur Jagd, sie verfolgte das Wild, fest zu Pferd, im Dickicht der

Gehölze, über Stock und Stein; ohne Rückhalt gab sie sich dann den Genüssen der Tafel hin. Aber zugleich war sie unermüdlich beschäftigt, wie mit ihren persönlichen Angelegenheiten, ihren Bauunternehmungen, deren sie immer vier bis fünf unter Händen hatte, der Erziehung und Leitung ihrer Kinder, so hauptsächlich mit den allgemeinen Geschäften des Staates nach innen und nach außen. Sie besaß, was man die Macht nennen konnte, aber sie nach ihrem Gutdünken ausüben zu können, war sie weit entfernt. Sie befand sich in der Lage eines durch die Umstände emporgehobenen Gewalthabers, der sich jeden Augenblick gefährdet sieht, und seine ganze Tätigkeit darauf richten muß, sich nur zu behaupten. Es waren nicht bloß persönliche Belangen, mit denen sie zu kämpfen hatte, sondern der starke Gegensatz allgemeiner Grundanschauungen, deren Kraft aber doch wieder den vorwaltenden Persönlichkeiten zugute kam. Sie beförderte die schwächere Partei, solange sie ihr dienen konnte, doch mit Vorsicht; der stärkeren, selbst werdenden setzte sie die andere entgegen, ohne sich ihr doch vollkommen anzuschließen; sie wollte sie beide brauchen, beherrschen, sich nicht von ihnen brauchen, beherrschen lassen. Niemand traute ihr, sie traute niemand. Gar mancher Mann, sagt ein Venezianer, möchte die Fechtkunst vergessen haben in ihrer Lage, wo Freund und Feind nicht mehr zu unterscheiden war; sie mußte Leute um Rat fragen, die ihr, wie sie wohl wußte, ihre wahre Meinung verheimlichten. In ihrem Gemach war sie voll Aerger und Schmerz; wenn der Augenblick des Empfanges kam, trocknete sie ihre Tränen und erschien mit heiterem Antlitz. Ihr Grundsatz war, jedermann äußerlich zufriedengestellt von sich zu lassen. Aber indem sie eine bestimmte Antwort zu geben schien, bemerkte man bald, daß sie noch nicht die letzte Entscheidung ausgesprochen hatte; indem diese noch erwartet wurde, wechselte sie plötzlich ihre Rede. Nie verlor sie die feindlichen Kräfte, die ihr Einhalt geboten, aus den Augen....

In die weltgeschichtlichen Gegensätze warf Katharina die furchtsame Besonnenheit, die unerschöpfliche Veränderlichkeit eines weiblichen Geistes, der in allem seine eigene Sache sieht. Das Feingefühl ihrer Lage besaß sie jeden Augenblick. Ihr Ehrgeiz galt ihr für mütterliche Pflicht, ihr Stolz war, daß sie sich behauptete.... Nur auf diesen Erfolg kam es ihr an, nicht auf die Mittel. In den Mei-

nungen, die man lehrte, sah sie nicht ihren Inhalt, sondern nur die Beweggründe ihrer Staatskunst, die sich damit verbanden. Sittliche Gebote waren für sie nicht da, wenn sie auch an dem Laster kein Vergnügen fand; Menschenleben galt ihr nichts, sie bekannte sich zu der italienischen Sittenlehre, der Sittenlehre ihres Hauses, daß zur Behauptung der Gewalt alles erlaubt sei.

Nach dem Frieden von 1570 [3]) walteten die Bestrebungen der Versöhnung vor. Katharina hatte nicht allein nichts dagegen, sondern sah es gern, daß ihre jüngeren Kinder sich den verschiedenen Parteien zugesellten. Ihr zweiter Sohn Anjou machte mit den Guisen gemeinschaftliche Sache, der dritte, Alençon, schloß sich den Montmorencys an. Ihre älteste Tochter war in das Haus Lothringen vermählt, die jüngste gab sie dem aufwachsenden Bourbon [4]), dem Haupte der Hugenotten; die weitesten Aussichten knüpften sich für sie an diese Verhältnisse. Ihre Kinder fühlten zuweilen, daß sie einem Zweck dienten, sie waren meistens untereinander entzweit; sie liebten die Mutter nicht, doch wurden sie immer von ihr beherrscht.

Da gelangte nun inmitten der allgemeinen Strömung ein Mann zu großem Ansehen, der seinem Glauben mit großem Eifer anhing und es unternahm, der französischen Staatskunst eine ihr entsprechende, nur von ihm so gefaßte Richtung zu geben, Frankreich wider Spanien in offenen Kampf zu geben. Katharina, die einst im Gegensatz gegen Spanien Königin von Frankreich geworden war, konnte nicht spanisch gesinnt sein; aber ein offener Krieg mit dieser Macht, deren Hülfsquellen sie überaus hoch anschlug und die eine Grundanschauung verkörperte, mit welcher sie, obgleich sie sich ihr nicht anschloß, doch auch nicht brechen wollte, lag jenseit ihrer Staatskunst. Und wie sollte sie ferner zugeben, daß ein solches Unternehmen durch einen von ihr unabhängigen, ja ihr entgegengesetzten Einfluß entschieden würde. Die Vertraulichkeit ihres Sohnes mit dem Admiral [5]) war ihr schon eine Zeit daher widerwärtig; sie beklagte sich, daß er ihn zu oft sehe, sie selbst zu wenig. Wäre aber jetzt sein Wille durchgegangen, sein Plan vielleicht sogar gelungen, so wäre er ihr so unerträglich geworden wie jemals Franz von Guise [6]).

Die Königin machte eben bei ihrer lothringischen Tochter einen Besuch, als jene Aufregung in Paris eintrat, die einen Krieg erwarten

ließ; sie eilte mit dem Entschluß zurück, der Sache um jeden Preis ein Ende zu machen. Ihren auf Erfahrung begründeten Vorstellungen gab Karl IX. [7]) sogleich nach, daß die Kriegsfrage, ehe man weitergehe, noch einmal im Kronrat erwogen werden müsse. Coligny wandte hiegegen ein, daß der Kronrat größtenteils aus Männern bestehe, deren Lebensstellung oder Natur ihnen den Frieden wünschenswert erscheinen lasse; was könne es helfen, mit Leuten zu streiten, die nun einmal nicht zu überzeugen seien? Der König versprach ihm, Kriegsverständige dazu zu berufen, wie die Herzöge von Montpensier und Nevers, den Marschall Cossé, gegen welche nichts zu erinnern war. So kam es zu einer neuen Beratung, in welcher nun der Admiral seine Meinung mit Feuer und Beredsamkeit vortrug in der Hoffnung, mit der Macht seiner Gründe die Zweifelnden zu sich herüberzuziehen. Aber in dieser Versammlung war ihm die Stimmung der Gemüter nicht günstig. Die Mutter und der Bruder des Königs, der Herzog von Anjou, waren entschieden gegen ihn; da zuletzt auch der König selbst diesen beistimmte, so wurden die Vorschläge Colignys einstimmig verworfen. Coligny war nicht gemeint, sich dabei zu beruhigen. Für sich selbst hatte er dem Prinzen von Oranien Hülfe zugesagt; er bemerkte jetzt, der König werde hoffentlich nichts dawider haben, wenn er sie mit seinen Freunden und vielleicht in Person leiste. Nicht ohne Erstaunen ward diese Eröffnung aufgenommen; ein Wort gab das andere. „Gnädige Frau," sagte Coligny endlich, „der König weicht jetzt einem Kriege aus, der ihm Vorteil verheißt; verhüte Gott, daß nicht ein anderer ausbricht, dem er nicht ausweichen kann." Wiewohl sich diese Worte auf den flandrischen Krieg beziehen sollten, in den Frankreich auf die eine oder die andere Weise verwickelt werden müsse, so sah doch die Königin darin eine Drohung, gleich als sei der Admiral gesonnen, neue Unruhen zu erregen und zu abermaligem Bürgerkrieg zu schreiten.

Sie war eine Italienerin; sie hatte noch nicht mit ihm abgerechnet. Hatte er sich nicht einst ihrer vormundschaftlichen Herrschaft entgegengesetzt und ein andermal durch plötzlichen Ueberfall wie den Hof, so auch sie selbst in seine Gewalt bringen wollen? Sie behauptete, einer ihrer zuverlässigsten Vertrauten und Anhänger sei durch Veranstaltung des Admirals umgekommen. Schon im Jahre 1568

hatte sie Rache an ihm zu nehmen gedacht; aber er war ihr zu stark gewesen, er hatte ihr seinen Frieden aufgenötigt; jetzt wollte er ihr seine Staatskunst aufzwingen. Der Admiral, dem die regelmäßig eingehenden Beiträge der Hugenotten ansehnliche Geldmittel verschafften, besaß durch ihre unbedingte Hingebung an seine Person eine beinahe unabhängige Macht; man sagte von ihm, er könne ein Heer eher in vier Tagen aufbringen als der König in vier Monaten. Er war ihr nicht allein verhaßt, sondern, wenn er lebte, gefährlich; sie beschloß, sich seiner zu entledigen.

Es war die Woche, in der die Vermählung zwischen ihrer Tochter und Heinrich von Navarra, durch welche die Parteien versöhnt werden sollten, gefeiert ward. Eben dazu waren die Hugenotten so zahlreich herbeigekommen. Mit wie ganz anderen Gedanken und Entwürfen aber wurden nun diese Festlichkeiten unterbrochen! Als sich der Admiral Freitag, den 22. August, aus dem Louvre, wo er dem Kronrat beigewohnt hatte, nach seiner Wohnung begeben wollte, ward aus dem Fenster eines Hauses, an dem er vorüberritt und das einem Anhänger der Guisen gehörte, auf ihn geschossen. Er hatte es einer zufälligen Bewegung des Leibes zu danken, daß er nicht getötet wurde, der Schuß ging ihm in Hand und Arm. Allgemein schrieb man die Tat der Rachsucht der Guisen zu, der König drohte, sie dafür zu strafen. Umsichtige Beobachter wollten das jedoch von Anfang an nicht glauben; denn wie sollten die Guisen unter den Augen des Hofes es wagen, ihrer persönlichen Rache freien Lauf zu lassen. Es scheint, als ob beide Teile recht hatten; der päpstliche Gesandte gibt folgenden Aufschluß:

Als die Königin sich einmal entschieden hatte, etwas gegen den Admiral zu unternehmen, wandte sie sich an die Witwe des Herzogs von Guise — wie sie eine Italienerin, aus dem Hause Este —, die schon oft, aber immer vergeblich, um Rache gerufen hatte. Jetzt willigte die Königin ein; beide vereinigten sich zum Untergang des Admirals und zogen ihre Söhne, die eine den Herzog von Anjou, die andere den jungen Herzog von Guise ins Geheimnis. Die ausschweifendsten Pläne wurden vorgeschlagen. Der junge Guise meinte, seine Mutter solle den Admiral, wenn er sich im Kreise des Hofes unter den Damen der Königin befinde, mit eigener Hand erschießen; denn

schießen lernten diese Damen auf der Jagd. Das wurde jedoch verworfen und der Mordversuch einem Vertrauten aufgetragen, der sich dort im Hause verborgen hielt, bis der Admiral vorüberritt. Wäre der Admiral getötet worden, so lautet die Behauptung der meisten, die den Begebenheiten näher standen, so würde die Königin mit ihrem Opfer zufrieden gewesen sein; allein er war am Leben geblieben und konnte nun erst recht gefährlich werden.

Die Hugenotten scharten sich mit doppeltem Eifer um ihn und forderten Gerechtigkeit; ihre Erklärungen klangen wie Drohungen, eingegeben von einem trotzigen Bewußtsein der Macht. Schon wendete sich der Verdacht auf die wahre und vornehmste Urheberin; es kamen ihr Aeußerungen zu Ohren, einst bei einem Abendessen, wahrscheinlich übertriebene, nach denen sie für sich selbst zu fürchten hätte. Der persönlichen und allgemeinen Gefahr gegenüber, durch das einmal Geschehene fortgezogen, gab sie noch weiter zurückliegenden Entwürfen blutiger Gewaltsamkeit Raum. Die Hugenotten waren in ihren Händen, sie brauchte nur zu wollen, so waren sie alle verloren. Von jeher ist von den meisten angenommen worden, daß Katharina von Medici seit Jahren alles für diesen Augenblick vorbereitet habe; alle Begünstigungen der Hugenotten, alle Verträge und Friedensschlüsse seien nur eben Handlungen der Hinterlist gewesen, um ihr Vertrauen zu gewinnen und sie dann dem Verderben zu überliefern.

Schon längst aber hat man dagegen bemerkt, daß eine von so weiter Ferne angelegte Kriegslist der Natur der französischen Dinge widerspreche und in sich selbst beinahe unmöglich sei. Auch uns auf unserem Wege sind viele Umstände begegnet, die es sehr unwahrscheinlich machen. Wenn man wohl behauptet hat, daß der König von Spanien und der Herzog von Alba, davon im voraus unterrichtet, damit einverstanden gewesen seien, so ist das ohne Zweifel zu verwerfen. Wir finden vielmehr, daß die Spanier soeben den vollen Ausbruch des Krieges fürchteten; der Kardinal von Lothringen hat den Herzog von Alba durch eine eigene Sendung vor den Feindseligkeiten seines Hofes warnen lassen. Mit jenen durch die gemäßigte Partei eingeleiteten englischen Unterhandlungen meinte es die Königin, wie ihre Briefe beweisen, sehr ernstlich; eine fürstliche und mütterliche Rücksicht war dabei im Spiel, die nicht erheuchelt werden kann.

Ueberdies war, wie wir berührten, die Vermählung ihrer Tochter mit dem König von Navarra[8]), welcher die Grundbedingung von allem ist, nicht von der Königin, sondern von dem friedlichen Montmorency[9]) vorgeschlagen worden. Sollten da nicht doch zuletzt diejenigen recht behalten, welche alles von einer plötzlichen Aufwallung der Königin, ja des Pariser Volkes herleiten? Unverwerflichen geschichtlichen Ereignissen gegenüber läßt sich auch das wieder nicht annehmen.

Es liegt schon darin etwas, daß die Königin von jeher geäußert hatte, sie werde sich an den Hugenotten rächen. Im Vertrauen erinnerte sie selbst an das Beispiel der Königin Blanca[10]), welche Ketzer und Aufrührer zugleich besiegt und die Macht ihres Sohnes erneuert habe, sie hatte eine alte Chronik darüber gelesen; dem venezianischen Gesandten sagte sie einst, sie wünschte nicht, daß die Hugenotten erführen, sie sei mit dieser Geschichte bekannt geworden. Hat sie die Vermählung ihrer Tochter nicht zunächst vorgeschlagen, so hat sie sie doch eifrig betrieben und darauf bestanden, daß sie in Paris vollzogen würde. In bezug auf die Hochzeit sind dem päpstlichen Bevollmächtigten und dem päpstlichen Gesandten Andeutungen geschehen, welche sehr bestimmt lauten. Der Bevollmächtigte, Kardinal von Alessandria, der nach Frankreich gesendet ward, um jene Heirat rückgängig zu machen und eine ganz andere in Vorschlag zu bringen, beklagt sich in seinen Eilberichten oftmals, wie wenig er ausrichte; unerwartet aber meldet er zuletzt, daß er eine nicht ungünstige Abfertigung erhalten habe. Er teilt sie nicht wörtlich mit, aber der Mann, der damals diesen Kardinal als Auditor begleitete und später den römischen Stuhl selbst bestieg, Klemens VIII.[11]), hat angegeben, der König habe gesagt, er denke an nichts, als sich noch an seinen Feinden zu rächen, und er habe kein anderes Mittel als dieses. Der Gesandte Salviati versichert ebenfalls, der König habe ihm in Blois gesagt, er schließe jene Vermählung nur, um sich von seinen Feinden zu befreien. So hatten auch einst in den italienischen Freistaaten hochzeitliche Feierlichkeiten zu großen Parteivollziehungen gedient.

Was ist da wahr, was ist es nicht? War eine große Gewalttat beabsichtigt, von langer Hand her vorbereitet, oder war es Ernst mit jenen englischen Verhandlungen, die noch im Laufe des Sommers auf das lebhafteste gepflogen wurden, und mit der wenigstens mittel=

baren Feindschaft gegen Spanien? Die Frage wäre nie zu entscheiden, wenn wir es mit einem einfachen Gemüte zu tun hätten, in welchem entgegengesetzte Pläne sich notwendig ausschließen. Allein es gibt auch solche Seelen, in denen das nicht der Fall ist; zwei Saiten an ihrem Bogen zu haben, wenn das eine nicht gelingt, auf das andere zurückkommen zu können, ist ihnen Bedürfnis und Natur. Es gibt, daß wir so sagen, eine innere Zweizüngigkeit, welche das Entgegengesetzte zugleich beabsichtigen kann. Indem Katharina noch mit Eifer die Pläne verfolgt, welche der einen Richtung ihrer Wünsche und Belangen entsprechen, hegt sie doch in der zurückgezogenen Tiefe der Seele das Gefühl, daß ihr die Mittel, die sie ergreift, auch noch nach der anderen Seite dienen können. Eine Versöhnung mit den Hugenotten war ihr nicht unlieb, inwiefern sie dadurch eine größere und glänzende Stellung in Europa gewann. Aber mit Vergnügen sah sie jene nach Paris strömen, in die Mitte einer Bevölkerung, der man nur den Zügel zu lassen brauchte, um sie zu verderben. Sollten sie weitergehen, als sie dachte und wünschte, für jeden anderen Fall hatte sie ein unfehlbares Mittel wider sie in den Händen. Seit jener Anwesenheit Gondys in der Hauptstadt war das Pariser Volk mit Wut gegen die Hugenotten erfüllt. Es wollte keinen dieses Glaubens in seiner Mitte dulden, selbst die, welche einst zu den Friedensunterhandlungen in die Stadt kamen, sahen sich mit Tod und Verderben bedroht. In diesem Sinne war die Bürgerwehr gebildet; die Macht des Hofes und sein Wille gehörten dazu, das Volk im Zaume zu halten. Nur die Zuversicht Colignys zu der Größe und Zukunft seiner Sache, welcher der Sieg auf Erden bestimmt sei, macht es begreiflich, daß er sich in die Mitte dieser feindseligen, gärenden und so leicht aufzuregenden Menge begab, die nur mit verhaltener Wut seine und der Seinen Anwesenheit ertrug. Wer den Gegensatz der hier miteinander in Berührung kommenden Kräfte wahrnahm, ahnte Unheil. Die Prediger in Genf, die Kardinäle in Rom sahen, sagten ein Verhängnis voraus, der Admiral Coligny hegte ein unbedingtes Vertrauen auf die Gesinnung und das Wort des jungen Königs. Nachdem er verwundet war, überlegten die Hugenotten, ob sie nicht bewaffnet, wie sie waren, die Stadt verlassen und ihn trotz des Zustandes, in dem er sich befand, mit sich wegführen sollten. Der junge

Teligny, sein Schwiegersohn, versicherte die übrigen, man habe nichts zu fürchten, er kenne den König bis auf den Grund seines Herzens und sei seiner Zuverlässigkeit gewiß.

Und kein Wunder, wenn Karl IX. aufrichtig erschien; denn er war es. Alles Vorhergegangene, von ihm in seiner Weise nur flüchtig begriffen, war ihm in der kriegerischen Aufwallung der letzten Tage verschwunden. Ganz anders Katharina. Daß sie mit der Einladung zur Hochzeit von Anfang eine Absicht gegen den Admiral verband, ist höchst wahrscheinlich, doch war der Gedanke mehr als eine Möglichkeit ins Auge gefaßt, als eine Entschuldigung geäußert worden. Sie ließ Coligny auf seinem Wege fortgehen, bis er ihr unerträglich und gefährlich wurde; dann ließ sie auf ihn schießen. Dadurch aber gerieten die Dinge auf einen Punkt, daß sie auch dabei nicht stehen bleiben konnte. In ihrem Rate führten besonders einige Italiener das Wort: Birazo, jetzt Großsiegelbewahrer, ein geborener Mailänder, der schon immer die Rücksichten, die man nahm, verdammt und den Rat gegeben hatte, sich der Verdächtigen zu versichern; Lodovico Gonzaga, Herzog von Nevers, Albert Gondy, Herzog von Retz. Sie waren sämtlich der Meinung, die Sicherheit der Königin und des Königs fordere, daß man sich der Anführer der Hugenotten durch den Tod entledige. Der Herzog von Anjou und ein natürlicher Bruder des Königs, Angoulême, sowie Marschall Tavannes nahmen an der Beratung teil und erklärten sich einverstanden. Es blieb nur noch übrig, die Einwilligung des Königs zu erlangen.

Noch war Karl IX. der Meinung, daß der Angriff auf den Admiral bestraft und jede Bewegung der Stadt, etwa zugunsten der Guisen, niedergehalten werden müsse. Jetzt erst ward er unterrichtet, daß der Anschlag nicht von diesen allein, sondern zugleich von seiner Mutter und seinem Bruder ausgegangen war. Er ward an Charry erinnert, einen unter wenig zuverlässig Getreuen, dem er für seine Erziehung Dank schuldig geworden war, und den der Admiral habe umbringen lassen, an den früher bekannten und niemals ganz aufgegebenen Gedanken, sich für alle erfahrene Unbill zu rächen, an die Gefahr, die jetzt mit einer Erhebung der Hugenotten, die sich schon wider die Königin richte, verbunden sein werde. Noch sei man ihrer mächtig, man habe sie gleichsam alle im Käfig; wolle man diesen

ausschließen und den Löwen herausbrechen lassen, welche Verwüstung werde er anrichten! Schon höre man, daß die hugenottische Streitmacht auf einen nahen Zeitpunkt nach Melun zusammenberufen sei; man dürfe solange nicht warten, nicht einen Krieg von den verderblichsten Folgen für Krone und Land ausbrechen lassen. Es war ein ungeheuerer Schritt, der dem jungen König angemutet wurde. So mancherlei Belangen des Staates seine Mutter hervorhob, so war sie doch in diesem Falle vor allen Dingen eine rachsüchtige und ehrgeizige Italienerin. Sie hatte sich mit der Leidenschaft anderer Personen verbündet; sollte der, welcher die höchste Gewalt besaß, die Heiligkeit der ihm anvertrauten Würde vergessen, die Rachsucht der Partei billigen, die er bisher immer verdammt, dem Blutdurst eines großen Teiles der Pariser Bevölkerung, den er bisher noch zurückgehalten hatte, seinen Lauf lassen? Darin, daß Katharina Medici dies wollte, liegt ihr großes öffentliches Verbrechen: gegen ihren Sohn, gegen ihr Haus, gegen das Königtum überhaupt. Sie fühlte nur wie ein Parteihaupt, dem ein angemaßtes Fürstentum zuteil geworden ist, ungefähr wie ihr Stammesvetter Cosimo [12]), nicht wie eine geborene Königin. In der Lage, in die sie geraten war, der Besorgnis, die sie jetzt für ihre Stellung und selbst für ihr Leben hegen mußte, blieb ihr kein Ausweg, als zu dem blutigen Werk zu schreiten, das ihr für einen solchen Fall schon lange im Sinn lag.

So unbedingt die Macht war, welche Katharina über ihren Sohn ausübte, so hat er ihr doch diesmal einigen Widerstand entgegengesetzt. Das Vorhaben schien ihm grausam; sie antwortete mit einem italienischen Spruch, zuweilen sei die Milde Grausamkeit und die Grausamkeit Milde. Er fürchtete die schlechte Nachrede, die es in der Welt machen werde; man sagte ihm, mit der Feindseligkeit der beiden Parteien, mit dem Namen der Guisen lasse sich alles entschuldigen. Er konnte sich nicht entschließen, die Freunde aufzuopfern, mit denen er auf das vertraulichste umgegangen war, wie Coligny und La Rochefoucauld [13]), der noch diesen Abend in heiterem Scherz bei ihm zugebracht hatte. Aber Katharina bestand darauf; es kam soweit, daß die Mutter und der Bruder ihm drohten, sich vom Hofe zu entfernen; denn man könne ihnen nicht zumuten, einem Verderben zuzusehen, dem so leicht abgeholfen werden könne; daß sie ihm

Mangel an Mut vorwarfen. Dieser Vorwurf machte allem Widerstand ein Ende. Karl IX. ergriff den Gedanken sogar mit der ganzen angeborenen Hitze seiner Gemütsart.

Noch spät am Abend — 23. August — ward der Vorsteher der Kaufmannschaft, Charron, zugleich mit seinem eben abgetretenen Vorgänger, Marcel, nach dem Louvre gerufen. Man legte Marcel, der als kundig und einflußreich bekannt war, die Frage vor, wenn der König der Pariser Bevölkerung in einer dringenden Angelegenheit bedürfe, auf welche Anzahl er dann rechnen könne? Marcel antwortete, je nach der Zeit, die man ihm lasse; in einem Monat wolle er 100 000 Mann bereit haben. Aber wieviel in einer Woche? Er nannte eine entsprechende Anzahl. Wie viele heute am Tage? Er meinte, sofort über 20 000 Mann verfügen zu können. Man fragte ihn weniger, weil man in Verlegenheit gewesen wäre, Arme zur Ausführung der gefaßten Beschlüsse zu finden, als weil man noch immer bewaffneten Widerstand der Hugenotten für möglich hielt. Charron wurde beauftragt, die Bürger nach ihren Stadtvierteln in die Waffen treten und die Tore schließen zu lassen. Vor einigen Jahren hatte Katharina Medici an der aufgeregten Menge von Paris einen heftigen Widerstand gefunden, jetzt trat sie mit ihr in einen furchtbaren Bund. Rachsucht, Ehrgeiz, die Lage und Gefahr des Augenblicks bewirkten jetzt, daß sie die Wut des Volkes zu Hülfe rief. Doch ward die Sache nicht ganz dem blinden Triebe überlassen; auch in dieser Unordnung war — und vielleicht ist dies das Schrecklichste — eine gewisse Ordnung. Die beiden Prinzen von Geblüt, Navarra und Condé, wollte man verschonen, aber dem Herzog von Montpensier wurden diejenigen aus ihrer Umgebung bezeichnet, die er umbringen lassen sollte. Guise, Aumale und der Bastard von Angoulême übernahmen, den Admiral und seine nächsten Angehörigen zu ermorden. Es gibt eine Erzählung, und fast scheint sie die wahre, nach welcher der Admiral in seinem Zimmer überfallen, ohne daß man auf seine grauen Haare Rücksicht genommen hätte, zum Tode verwundet, aber noch lebend zum Fenster hinausgestürzt worden sein soll. Er habe sich, sagt man, mit dem linken Arm an einer Säule des Fensters festhalten wollen, da habe man ihn mit neuen Verwundungen in den Hofraum hinabgestoßen, wo Guise und Angoulême den in diesem Augenblick seinen

Geist Aufgebenden empfingen. Hierauf wurden La Rochefoucauld mit seinem Sohn, der Schwiegersohn Colignys, Teligny, Briquemont mit seinen Söhnen und alles, was sie umgab, getötet und ihre Leiber auf die Straße hinabgeschleudert, wo das Volk sie entblößte.

Denn indes hatte die Pariser Mette, wie man die Massenmorde in Erinnerung an die sizilianische Vesper[14]) nannte, allenthalben begonnen. Um drei Uhr, beim Läuten der Sturmglocke, stürzte sich das Volk überall auf die Häuser der Hugenotten, um sie zu morden und ihren Nachlaß zu plündern, unter dem Geschrei: der König wolle es und befehle es. Auf die ihnen gebotene Gastfreundschaft bauend, waren sie gekommen, jetzt wurden sie in ihren Betten aufgesucht und ohne Unterschied niedergemacht, wer die Waffen getragen und wer sie nicht getragen, Vornehme und Geringe, Herren und Diener. Die Freunde, die dem König von Navarra von den entferntesten Grenzen zur Feier seiner Hochzeit gefolgt waren, ihr Blut bespritzte sein Bett; mit den Freunden auch die Alteinheimischen. Der eifrigste Erneuerer der Hochschule, La Ramée[15]), ward von einem Fachgenossen, dessen Unwissenschaftlichkeit er oft bekämpft hatte, in einem Versteck aufgesucht und bezahlten Mördern überliefert. Es war eine Verbindung von öffentlicher Verdammung und persönlicher Rache, wie sie seit den Aechtungen des Sulla in der Welt nicht vorgekommen. Waren es nicht eben diese Greuel des Bürgerkrieges, welche die sittliche Grundlage der Einherrschaft gebildet hatten? Aber jetzt vergaß diese ihres weltgeschichtlichen Ursprungs, sie machte mit denen gemeinschaftliche Sache, deren Haß sie hätte zügeln sollen; man verliert ihre Spur in diesen Ausschweifungen des Blutes.

Mündliche Befehle, mit Windeseile von Stadt zu Stadt getragen, ermächtigten überall die sinnlose Wut. Nach den gemäßigtesten Berechnungen sollen in Paris bis zweitausend, in Frankreich bis zwanzigtausend Menschen hingemordet worden sein. Auch als man der losgelassenen Wut Einhalt gebot, flammte sie immer wieder von neuem los; sie lebte in ihrer eigenen Bewegung, nach Blut verlangend, von Blut sich nährend. Die Geister erfüllten sich mit wilden Vorstellungen, in denen ihnen vor sich selber und vor den Dingen graute. Es mochte acht Tage nach dem Blutbad sein, als Karl IX. einst in der Nacht seinen Schwager Heinrich rufen ließ. Der fand ihn aus

dem Bett aufgesprungen, weil ihm ein Getöse verwirrter Stimmen den Schlaf raubte. Auch Heinrich glaubte diese Stimmen zu vernehmen, als ob es in der Ferne schreie und heule, tobe, fluche und seufze wie am Tage der Massenmorde. Man schickte in die Stadt, um zu fragen, ob keine neue Unordnung ausgebrochen sei; die Antwort war, in der Stadt sei alles ruhig, die Verwirrung sei in der Luft. Heinrich hat dieser Geschichte nicht gedenken können, ohne daß sich ihm die Haare sträubten.

Nr. 2. Heinrich IV. (1589—1610) [16]).

Heinrich IV. war von Gewerbe ein Kriegsmann [17]). Außer den großen Schlachten, die ihn berühmt gemacht haben, will man bis zweihundert kleine Gefechte zählen, an denen er teilgenommen habe. Vor allen Kriegsführern zeichnete ihn zweierlei aus: ein freudiger Mut, der sich von ihm über seine Hauptleute und das Heer ausbreitete, und der rasche Blick, mit dem er die Bewegung, die Stärke, selbst die Haltung seiner Feinde ermaß. Alexander von Parma [18]) hat ihn mit dem Adler verglichen, so aus weiter Ferne erschaue er seine Beute, so mit sicherer Geschwindigkeit stürze er sich auf sie los. Andere nahmen an ihm eine besondere Geschicklichkeit wahr, seiner Schlachtordnung die für jede Lage angemessene Form zu geben. Im Gefecht bewies er eine Tapferkeit, die alles mit sich fortriß; war es aber vorüber, so wollte er von der Sache nichts mehr hören. Als man ihm das Schwert brachte, das er bei Ivry geschwungen, blutig wie es war und schartig, wandte er mit einer Art von Abscheu vor einem Tun, wozu Beruf und Notwendigkeit ihn gedrungen hatten, seine Augen weg. Beim Tode Heinrichs III. hat man ihm einmal den Rat gegeben, einen Orden der Rache zu stiften, und wohl möglich, daß er damit die persönlichen Anhänger des Ermordeten an sich gefesselt hätte, aber aus voller Seele verwarf er dies; nichts war ihm von Natur so widerwärtig wie Rachesucht. Er verabscheute die verräterischen Unternehmungen des einen gegen den anderen, die damals an der Tagesordnung waren; denn aus dem Bösen könne nie das Gute

entspringen. Wieviel lieber lieh er denen sein Ohr, die ihm von den glücklichen Folgen ergangener Begnadigungen, besonders aus der alten Zeit, die damals jedermann im Gedächtnis war, erzählten. Er wollte nur den guten Krieg und dessen Ziel, den Frieden.

Nachdem er den Platz behauptet und die Parteien wenn nicht ausgesöhnt, doch beruhigt hatte[19]), konnte er nicht leiden, daß einer dem anderen die während der Ligue begangenen Fehler vorwarf; das Vergangene sollte vergangen sein. Er selbst trug kein Bedenken, Männer im höchsten Rate zu dulden, die einst der Ligue gedient hatten, wie Villeroy. Dieser Minister zeigte auch jetzt Vorliebe für die streng kirchlichen Gedanken; er war ein Freund und Beförderer der Jesuiten; aber daran ließ sich doch nicht zweifeln, daß ihm der Vorteil seines Heims höher ging als jeder andere. Er besaß die Sicherheit staatsmännischer Geschäftsführung, die aus langer Erfahrung entspringt, und beherrschte die Meinung des größten Teiles des Kronrates. Namentlich erkannte Sillery, der in Verbindung mit ihm emporgekommen und jetzt Kanzler geworden war, seine Ueberlegenheit an und huldigte ihr, gleich als könnte es nicht anders sein. Auch Jeanne, der bis zu Ende bei Mayenne ausgehalten hatte und dann von Heinrich IV. herangezogen ward, gehörte zu dieser Schule; der König war überzeugt, er werde ihm ebenso getreue Dienste leisten wie jenem früher. Neben ihnen hatte Sully[20]) oft einen schweren Stand. Je nachdem die Geschäfte waren, übertrug sie der König bald dem einen, bald dem anderen. Veränderungen vermied er aus Grundsatz; denn die Einherrschaft verlange eine Stetigkeit, die durch keinen Wechsel in den Personen unterbrochen werden dürfe.

Der Kronrat bestand noch in der alten Weise, ohne doch gerade zu förmlichen Beratungen versammelt zu werden. Alle Morgen kamen die Schreiber mit den eingegangenen Eilberichten; der König sprach meistenteils seine Antwort auf der Stelle in die Feder. Indessen gingen die Mitglieder des Kronrates und die vornehmsten Räte im Garten auf und ab; wenn die Sache schwieriger wurde, pflegte er den einen oder den anderen zu rufen oder, sich ihm zugesellend, im Auf- und Abgehen die Sache zu besprechen; zuweilen rief er sie wohl auch alle zusammen, ohne ihnen dort mehr mitzuteilen, als was eben für den vorliegenden Fall erforderlich war. Ein sonderbares Mittelding

zwischen persönlicher Staatsleitung und Beratung mit einer Ministerversammlung; in den alten Formen beinahe sinnlos. Heinrich IV. pflegte wie andere Kriegsleute gern davon zu sprechen, daß er, da er unter den Waffen aufgewachsen sei, von bürgerlichen und staatsmännischen Geschäften wenig verstehe. Aber Papst Klemens VIII. warnte seine Gesandten, das zu glauben; er verstehe davon mehr, als er davon zu verstehen scheinen wolle. Guten Rat zu vernehmen liebte er. Er fragte zuweilen Männer um Rat, die ihm ferne standen, zu welcher Partei sie auch gehören mochten, wenn er nur ihrer Einsicht sicher war; er gab seine Aufträge mit einer Vertraulichkeit, welche die Herzen gewann, und befand sich wohl dabei. Denn vor den Gesichtspunkten der höchsten Gewalt pflegen bei denen, welche an den Beratungen teilnehmen dürfen, die schroffen Parteiansichten und selbst die persönlichen Belangen zurückzutreten. Ihm blieb dann doch die letzte Entscheidung; er zeigte auch darin den scharfen Blick, der ihn im Kriege ausgezeichnet hatte.

Und war nicht seine ganze Verwaltung eine Art von Krieg? Von allen Seiten war er mit Feindseligkeiten umgeben. Er erkannte von ferne, was er zu fürchten und zu hoffen hatte; ehe jemand noch ausgeredet, hatte er dessen Sinn gefaßt; seine Vertraulichkeiten schlossen einen allzeit regen Argwohn nicht aus. Mut mußte ihm mit freimütiger Wahrhaftigkeit begegnen, wenn man bei ihm fortkommen wollte. Für seinen Dienst sah er nicht auf vornehme Herkunft, wie das an den Höfen gewöhnlich ist, noch auf Schönheit und auf gutes Aussehen wie seine Zeitgenossen Heinrich III. und Jakob I.[21]), auch nicht auf die vorwaltenden religiösen oder öffentlichen Meinungen, nicht einmal auf Geist, sondern nur auf Ergebenheit und Brauchbarkeit; er hat einen Mann angestellt, weil er ihn ein seinem Lebenskreise entsprechendes Haus bauen sah.

Er liebte wenige, er haßte niemand und spottete über alle. Er zahlte Gold, um die Menschen an sich zu fesseln und machte sich dann über ihre Wohlfeilheit lustig. Seine angeborene Spottsucht hatte ihm schon in der Jugend viele Feindschaften erweckt; durch eine ihm von Natur ebenfalls ganz eigene Herzensgüte wußte er damals die Verletzten wiederzugewinnen. Etwas anderes war es, als sich jetzt in ihm eine persönliche Mißachtung mit der Macht, sie fühlen zu lassen,

vereinigte. Und das einmal gesprochene Wort hat Flügel. Auch die auswärtigen Verhältnisse sind durch das beißende Verurteilen empfindlicher Nachbarn oft unangenehm berührt worden.

Heinrich war mit den einfachsten Neigungen geboren. Er zog Sackpfeife und Schalmei kunstgemäßer Tonkunst vor; er liebte sich zu dem gemeinen Volke zu gesellen. Wie er einst auf den Feldzügen, mitten unter den gemeinen Soldaten sitzend, ihr Schwarzbrot mit ihnen geteilt hatte, so mischte er sich jetzt auf den Fähren über die Flüsse, in den Schenken, in die ihn seine Jagden führten, solange als möglich unerkannt unter die Leute und ließ sich mit ihnen in Gespräche ein, wo er denn zuweilen Dinge hat hören müssen, die er lieber nicht gehört hätte. Auch auf den Messen und Märkten erschien er und kaufte selber ein; er bot immer die geringsten Preise, die Hälfte, ein Drittel der Forderung; man bemerkte, daß der, welcher an den König verkaufe, darum kein Vorteil hatte. Die Leidenschaft der letzten mediceischen Valois, durch Freigebigkeit zu glänzen, hatte er nicht, eher das Gegenteil; er wußte, daß man ihm Geiz vorwarf und lachte darüber.

Aber auch der Hof und seine Genüsse zogen ihn an. Aus den Lebenserinnerungen Bassompierres [22]) kann man sehen, wie der König und seine Umgebung ihres Lebens zu genießen suchten, worein sie das gute Leben, die gute Gesellschaft setzten, wie man Tage und Nächte dem Vergnügen widmete. Heinrich zog eine wohlbesetzte Tafel dem Schwarzbrot vor so gut wie andere; seine Enthaltsamkeit und regelmäßige Lebensweise konnte man nicht rühmen; auf angestrengteste Leibesübung und Jagd ließ er Vergnügen und Spiel folgen. Er grollte seinem Finanzminister, wenn dieser Anstand nahm, seine Spielschulden zu zahlen; alle die Zeit seines Lebens, sagte er, habe er so viele Widerwärtigkeiten ausstehen müssen, daß ihm auch wohl ein paar heitere Stunden zu gönnen seien. Sully brachte ihm in Erinnerung, daß er ja die Eigenmacht der Großen im Zaume zu halten, den Stolz der Spanier zu demütigen sich zum Ziel seiner Tätigkeit gesetzt habe; wolle er ein großer König sein, so müsse er von allen Verschleuderungen abstehen. Heinrich antwortete, wenn er ja nur nicht den gegenwärtigen und gewissen Genuß um ein sehr ungewisses Gut aufgebe! Trotz dieser Betrachtungen gab er den Ermahnungen des unbeugsamen Freundes Gehör. So hatte ihm einst Du Plessis [23]) gesagt, er würde

ganz in Ausschweifungen verfallen, wenn der Krieg nicht wäre, der ihn an sich selbst erinnere. Heinrich rühmte sich einst gegen einen Mann, der seine Geschichte schreiben wollte, auf durchschwärmte Nächte habe er heiße Tage des Kampfes folgen lassen, jene auf diese; denn den Bogen dürfe man nicht allezeit gespannt lassen.

Von dem Spiel mit seinen Kindern stand er auf, um sich eine Vorstellung in den schwierigsten Angelegenheiten vortragen zu lassen; denn er wisse ein Tor zu sein mit den Spielenden und ein weiser Mann unter weisen Männern. Vor dem König von Frankreich durfte sich niemand bedecken, was doch selbst der stolze König von Spanien gestattete; Heinrich IV. wußte eine Hoheit zu zeigen, daß der Mächtigste vor ihm zitterte; gleich darauf stellte er sich dem geringsten seiner Untertanen gleich.

Wenn man ihn sah, fiel alsbald der Widerspruch zwischen den grauen oder vielmehr weißen Haaren, die seinen Scheitel und seine Schläfe vor der Zeit bedeckten, und seinen kräftigen Gesichtszügen, seiner mannhaften Haltung ins Auge. Jene leitete er von den Stürmen der Widerwärtigkeiten her, die ihn von Jugend auf betroffen; diese zeigten eine volle, durch die Anstrengungen des Lagers und der Jagd befestigte Gesundheit. Die Gicht, die ihn zuweilen plagte, loszuwerden, schien ihm verdoppelte Anstrengung das beste Mittel; er ermüdete dabei jedermann. Er war lauter Lebenskraft und Lebenslust, nicht frei von der Unverfrorenheit, die diese zu begleiten pflegt, besonders in geschlechtlichen Verhältnissen; äußere Würde ließ er im gewöhnlichen Verkehr nicht an sich blicken. Auch in der Unterhaltung war ihm jede Entschuldigung gut; er machte kein Hehl daraus, daß andere Umstände ihn zu veränderten Entschlüssen führten. Wer mit ihm zu verhandeln hatte, mußte sich hüten, ihn nicht die Oberhand gewinnen, sich nicht in Furcht setzen zu lassen. Bei aller Einfachheit seiner ursprünglichen Veranlagung wetteiferte er mit den gewandtesten Staatsmännern. Er war vertraulich und anziehend, aber zugleich wegwerfend, beleidigend, zugleich bissig und gutmütig; doch durfte man sagen, sein scharfes Wesen bildete immer nur die Außenseite und traf einzelne; in der Tiefe war er gütig und wohlwollend für alle. Mochte er manche Eigenschaften mit anderen teilen, zu dem Manne, der er war, machte ihn das Bewußtsein seiner Stellung und seines

Berufes, das ihm keinen Augenblick aus den Augen verschwand. Die Vergnügungen und Beschäftigungen des Tages verdunkelten ihm nie das Gefühl seiner Bestimmung, die sich in großen Zügen vor seinem Geist ausbreitete. Seinen Scharfsinn, seine Wachsamkeit und Gewandtheit, seine ganze Tatkraft warf er in die Durchführung des einherrlichen Gedankens.

Wie leicht ist es, Möglichkeiten erwägend, in das Reich der Unwahrscheinlichkeiten zu geraten! Genug, daß dieser Fürst von großen Gedanken voll war. Er meinte noch seinen Stern über sich zu sehen und bestimmt zu sein, etwas Wundervolles auszurichten[24]. Aber wie denn der Seele des Menschen inmitten der freudigsten Hoffnungen von den in den Dingen liegenden ihr widerstrebenden Mächten ein Gefühl innewohnt, so ist er zuweilen auch von entgegengesetzten Ahnungen ergriffen worden. Im Traum war es ihm einst vorgekommen, als stoße ihm ein Hirsch, den er jage, sein Geweih in den Leib. Ein gräßliches Geschick, aufsteigend aus den dunklen Gewalten, wartete seiner. Indem er leicht und kühn, nicht ohne einen Anflug von persönlicher Leidenschaft, aber doch bei weitem mehr in Anschauung der allgemeinen Verhältnisse und ihrer Notwendigkeit an eine Unternehmung ging, in welcher er seinen weltgeschichtlichen Beruf erblickte, an der Schwelle seiner großen Taten und Erfahrungen erreichte ihn das Messer eines elenden Verruchten und machte seinem Leben in einem Augenblick ein Ende. Es war das Schicksal Cäsars, aber ohne die Großheit der Formen, welche die Geschichte des Altertums selbst noch in den Verbrechen zeigt.

Die Königin[25]) war gekrönt, die Abreise des Königs zum Heere endgültig auf Dienstag den 18. Mai festgesetzt; Freitag den 14. fuhr er noch einmal durch die Straßen von Paris. Indem der Wagen in einer engen Gasse durch ein paar Karren aufgehalten ward, stieg ein Mensch auf eins der Räder, beugte sich über und stieß seinen Mordstahl in das Herz des Königs. Es war ein wilder Mensch ohne Erziehung, Namens Ravaillac, der früher in Diensten Birons[26]) gestanden. Von ihm selbst haben auch die heftigsten Martern niemals das Geständnis einer Verbindung oder einer Mitschuld herauspressen können, niemals hat er einen Namen genannt; er hat nur immer von Predigten und von Büchern geredet, durch die er zu seiner Tat ver-

leitet worden sei; als zwei der vornehmsten Beweggründe hat er angegeben erstens, daß der König die Hugenotten nicht zum katholischen Glauben zurückbringe, zweitens, daß er gegen den Papst Krieg führen wolle, das ist gegen Gott selbst[27]).

Ravaillac gehört in seiner ganzen Gesinnung zu der Klasse der Chastel und Clément[28]). Noch war Heinrich nicht in allen Teilen Frankreichs soweit anerkannt, daß man in der Messe für ihn gebetet hätte; noch feierte man hier und da die Bartholomäusnacht. Es war der in der Ligue besiegte, aber noch nicht unterdrückte, unaufhörlich in der Tiefe gärende und eben durch ein bevorstehendes großes Ereignis in Aufregung gesetzte blinde Wahn, durch welchen Heinrich IV. umkam wie früher Heinrich III. Doch war der Unterschied, daß Clément von dem Volke als ein Heiliger verehrt worden war; Ravaillac wäre von dem Volke auf der Stelle in tausend Stücke zerrissen worden, hätte ihn nicht die öffentliche Gewalt zunächst in Schutz genommen, um ihn für eine Untersuchung, die freilich zu nichts weiter führte, und für die ausgesuchten Martern, mit denen er bald darauf hingerichtet wurde, aufzubehalten.

Damals ging eine Meinung durch die Welt, daß die Mordtat durch den Einfluß von Spanien unter Zustimmung des einen oder anderen französischen Großen vollzogen worden sei. Man erzählte, ein aus den Niederlanden eingegangener, schon am 13. Mai gezeichneter Brief habe von der Ermordung des Königs als einem vollbrachten Ereignis geredet, die Prinzessin von Condé habe den König unmittelbar vorher vor den Anschlägen eines spanischen Aufwieglers gewarnt; hier und da ist die spanische Staatsleitung mit Bestimmtheit, wiewohl ohne allen weiteren Beweis, der Tat beschuldigt worden. In Frankreich hatte man eine Spur, wollte aber davon nicht reden. Eine Nonne in einem Kloster der Normandie sollte an dem Tage der Mordtat, ja in ihrer Stunde, sie durch einen Ausruf angekündigt haben; man sprach mit ihr darüber, sie sagte, sie habe die Vögel in der Luft davon reden hören.

Papst Paul V. sah darin gleichsam eine göttliche Züchtigung; denn der König habe sich durch Liebe verblenden und durch den Ehrgeiz des Herzogs von Savoyen verführen lassen, die Ruhe Italiens stören zu wollen; er hatte sich, rief er aus, einem verkehrten Sinn hin-

gegeben, der Herr der Heerscharen hat es getan! Das Gefühl der Spanier drückte sich in den Worten des Kardinals von Toledo im versammelten Staatsrat aus: „Wenn Gott für uns ist, wer ist wider uns?“

Nr. 3. Kardinal Richelieu (1585—1642)[29].

Richelieu war wie ein zweiter König im Lande. Schon beim Jahre 1629 schildert man ihn, wie die bittstellernde und dienstfertige Menge sein Haus erfüllt, die Türen seiner Gemächer, wie sie ihn, wenn er etwa in seiner Sänfte herausgetragen wird, mit Ehrfurcht begrüßen, der eine niederkniet, der andere eine Bittschrift überreicht, ein dritter sein Kleid zu küssen sucht; jeder preist sich glücklich, der sich eines gnädigen Blickes von ihm rühmen kann. Denn die Fülle der Geschäfte lag schon damals in seinen Händen, er bekleidete die höchsten Würden, deren ein Untertan fähig ist; aber noch höher stellte es ihn, daß er damit den Purpur der Kardinäle verband. Der vornehmste Prinz von Geblüt, Condé[30]), ließ ihm den Vorrang.

Seitdem war er nun noch um vieles mächtiger und vor allem furchtbarer geworden. In tiefer Zurückgezogenheit lebte er in Ruel, in einem vor dem Nordwind einigermaßen geschützten Park, wo man mitten in der umstürzlerischen Verwüstung doch einige Spuren kunstfertiger Menschenhände noch bemerkt, einige Reste der Wasserkünste, die aus Italien zuerst hierher verpflanzt sein sollen. Wenig zugänglich — die fremden Gesandten mußten etwas Wesentliches vorzutragen haben, wenn sie ihn sprechen wollten — war er der eigentliche Mittelpunkt der Staatsgeschäfte. Der König[31]) kam oft von Saint Germain zum Staatsrat herüber. Kam er selber hinüber, so war er von seiner Leibwache umgeben, welche auf seinen Namen verpflichtet und von ihm besoldet war; denn auch im Hause des Königs wollte er nichts von seinen Feinden zu fürchten haben. Eine ganze Anzahl junger Edelleute aus den vornehmen Häusern, die sich ihm angeschlossen hatten, versah den persönlichen Dienst bei ihm; er hatte eine Schule für sie errichtet. Er hielt einen vollständiger besetzten Marstall, glänzendere Dienerschaft, eine kostbarer besorgte Tafel als der König;

er wohnte besser. In Paris besaß er den kleinen Luxemburg und baute sich Palais royal, das damals in großen Schriftzügen die Aufschrift „Palais Cardinal" trug, auch das Haus Richelieu. Er hatte da jene goldene Kapelle, deren Kirchengeräte sämtlich von den kostbarsten Metallen und Edelsteinen zusammengesetzt waren, ferner eine herrliche Sammlung ausgesuchter Kunstwerke, eine Bücherei und sein eigenes Theater. Eine berühmte italienische Sängerin, Signora Leonora, ließ er nach seinem Landhaus kommen. Für das aufkommende französische Schauspiel hegte er eine Art von Leidenschaft; wer ihm da Vergnügen machte, wie die kleine Jacquelin Pascal, dem stand eine Bitte an ihn frei; seinen Freunden selbst hat es wohl geschienen, als widme er der Durchsicht der Stücke, die er geben ließ, allzuviel anstrengende Aufmerksamkeit. Unentbehrlich war ihm das Gespräch mit geistvollen und angenehmen Freunden; der Umgang mit einem von ihnen ist ihm von den Aerzten förmlich als Heilmittel vorgeschrieben worden.

So war ihm auch eine natürliche Vorliebe und Hinneigung zum Schrifttum eigen. Wir werden noch berühren, welche mächtigen schöpferischen Geister ihn umgaben; mit der Einherrschaft selbst entsprangen auch die schöngeistigen Bestrebungen, welche sie verherrlichen sollten. Die Absicht Richelieus war zunächst auf Reinigung der Sprache gerichtet. In seinen zur Bekanntmachung bestimmten Aufsätzen zeigt sich noch das Uebertriebene der bisherigen Schreibweise; der Stil seiner Briefe dagegen ist rein und richtig, die Worte sind wohlgewählt und treffend, in dem Wurf der Sätze prägt sich der Wechsel seiner Stimmungen aus. Bei der Gründung der französischen Akademie [32]) war sein vornehmster Gedanke, die französische Sprache von allen Verunstaltungen, die sie durch willkürlichen und regellosen Gebrauch erlitten habe, zu reinigen, sie aus der Reihe der barbarischen Sprachen für immer zu erheben. Sie sollte den Rang einnehmen wie einst die griechische, dann die lateinische; sie sollte in dieser Reihe die dritte sein. Der Begriff des Zeitgemäß-Mustergültigen, den er mit Bewußtsein förderte, hat zugleich eine staatsmännische Beziehung, sowie die Zeitung [33]), die er zuerst regelmäßig erscheinen ließ, eine einherrschaftliche Einrichtung war. Wie Richelieu das Schrifttum mit dem damaligen Leben in Verbindung brachte, so schwebte ihm auch die Nach-

welt und ihr Urteil unaufhörlich vor Augen. Auf seine Veranlassung hat man mancherlei Zusammenstellungen aus den amtlichen Papieren versucht, von denen die wichtigste, an eine von ihm selbst unternommene Arbeit anschließend, als eine Geschichte der Zeit erscheint; sie enthält, wie wohl noch formlos, doch schon mancherlei Spuren seiner Durchsicht. Da finden sich auch von allen Geisteserzeugnissen, die von ihm herrühren, ohne Zweifel die merkwürdigsten: zahlreiche Gutachten, die er dem König in wichtigen Augenblicken vorlegte[34]). Man mag sie an Schärfe den Arbeiten Macchiavellis[35]), an Umsicht und ausführlicher Erörterung den begründeten Ratschlägen des spanischen Staatsrates vergleichen; an Kühnheit, Größe der Gesichtspunkte, offener Darlegung des Zweckes und dann auch an weltgeschichtlichem Erfolg haben sie ihresgleichen nicht. Sie sind ohne Zweifel einseitig; Richelieu erkennt kein Recht neben dem seinen, er verfolgt die Gegner von Frankreich mit derselben Gehässigkeit wie seine eigenen; von einem feinen, auf die obersten Ziele des menschlichen Daseins gerichteten Schwunge der Seele geben sie keinen Beweis, sie sind ganz von dem Gesichtskreis des Staates umfangen, aber sie zeugen von einem Scharfblick, der die zu erwartenden Folgen bis in die weiteste Ferne wahrnimmt, der unter dem Möglichen das Ausführbare, unter mancherlei Gutem das Bessere und Beste zu unterscheiden und festzustellen weiß. Der Ehrgeiz Richelieus war, daß der König ihm folge durch eigene Ueberzeugung — nicht durch Machtvollkommenheit. In ausführlicher Darlegung und strenger Schlußfolge sucht er ihn bei dem Rate festzuhalten, den er ihm erteilt. Alle diese Gutachten sind von einem einzigen Gedanken erfüllt, der sich in immer größerer Ausdehnung des Gesichtskreises und der Zwecke entwickelt: Erhebung der Einherrschaft über jeden besonderen Willen, Ausbreitung der Machtvollkommenheit von Frankreich über Europa. Niemals hat sich eine Staatskunst durch glänzenderen Erfolg bewährt; er war aller Feinde Meister geworden.... Das war nun einmal der Wesenszug seines Lebens. Jeder seiner Schritte trug Spuren von rücksichtsloser Gewaltsamkeit; das Glück war ihm günstig wie kaum je einem anderen Sterblichen. Oder war vielmehr alles der Erfolg vordringender Kenntnis, richtiger und unfehlbarer Berechnung? Seine

Bewunderer versichern, er habe das Glück selbst dem Schicksal abgerungen.

Indem Richelieu aber einen so großen Teil der Welt mit dem Winke seines Willens leitete, war er an allen seinen Gliedmaßen gelähmt, von der schmerzhaftesten, gefährlichsten Krankheit heimgesucht; er konnte seine Hand nicht mehr zur Unterschrift anstrengen, er hätte keinen Wagen mehr besteigen dürfen. Um ihn von Ort zu Ort zu bringen, hatte man ihm eine Sänfte eingerichtet mit einem Bett, einem Tisch und einem Stuhl für den, mit dem er sich etwa unterhalten wollte. Dann trugen ihn seine Leibgarden, die sich das nicht nehmen lassen wollten, immer achtzehn zu achtzehn und immer mit entblößtem Haupte, miteinander abwechselnd, von Narbonne nach Paris. Hie und da wurden die Mauern der Städte aufgerissen und ihre Gräben mit Brücken bedeckt, um ihm einen minder unbequemen Weg zu bereiten.

Noch dachte er jedoch nicht am Ziele zu sein, weder persönlich noch in bezug auf die Angelegenheiten der Welt oder Frankreichs, noch lenkte er das Ruder des Schiffes mit weit hinaus spähendem Blicke und gewohnter Sicherheit, als er im Dezember 1642 einem erneuten Anfall einer Krankheit erlag. Er hat sterbend erklärt, er habe nie einen Feind gehabt, der nicht Feind des Staates gewesen sei. Die Gleichsetzung seiner persönlichen Vorteile mit denen des Staates, die seine Stärke im Leben ausgemacht, begleitete ihn in den Tod. „Da ist“, sagte Ludwig XIV. bei der Nachricht von seinem Tode, „ein großer Staatsmann gestorben.“ Persönliches Bedauern hörte man ihn nicht aussprechen. In dem Worte liegt die Erklärung oder Entschuldigung seiner ganzen Haltung im Leben.

Was denn nun Mitwelt und Nachwelt über Richelieu geurteilt haben, zwischen Bewunderung und Haß, Abscheu und Verehrung geteilt: er war ein Mann, der das Gepräge seines Geistes dem Jahrhundert auf die Stirn drückte. Der bourbonischen Einherrschaft hat er ihre Weltstellung gegeben. Das Zeitalter von Spanien war vorüber, das Zeitalter von Frankreich war heraufgeführt.

III. England.

Nr. 1. Königin Elisabeth (1558—1603) [1].

Jedes große geschichtliche Dasein hat einen bestimmten Inhalt: in diesen Handlungen und ihren Erfolgen, dem Wechsel dieser Ereignisse liegt das Leben der Königin Elisabeth.

Noch war der Ausgang des Kampfes zwischen der kirchlichen Gewalt, welche einst alles Tun und Denken des Abendlandes beherrscht hatte, und den von ihr Abgewichenen nicht entschieden, so lange England mit seiner Macht zwischen den beiden Anschauungen schwebte. Da trat diese Fürstin auf, welche sich wie durch ein vorbestimmtes Geschick der Abweichung zuwandte und sie in einer Form durchführte, die den geschichtlich gewordenen Einrichtungen ihres Reiches entsprach, mit einem Nachdruck, durch welchen sie zugleich dessen Macht aufrechterhielt. Eben gegen sie richtete nun die kirchliche Gewalt, als sie wieder streitfähig wurde, fast ihre nachdrücklichsten Anstrengungen, wie ein Schriftsteller der Zeit die mit dem Papst wider die Königin Verbündeten untereinander sagen läßt: „Wir wollen sie töten, und das Erbteil wird unser sein!“ Der vornehmste der Gegner war der mächtige König, der einst selbst England beherrscht hatte [2]. Sie hat mit diesem Bunde einen Kampf bestanden, bei dem es jeden Augenblick Sein oder Nichtsein galt. Mit allen Waffen des Krieges und des Verrates ist sie angegriffen worden; aber jedem Angriff setzte sie ein entsprechendes Mittel der Verteidigung entgegen. Sie behauptete sich nicht allein, sondern sie verschaffte der Grundanschauung, die sie ergriffen hatte, ohne gerade auf eine der ihren gleiche Festlegung zu dringen, eine mächtige Vertretung in den Nachbarländern. Ohne ihre Hülfe würde die kirchliche Umgestaltung in Schottland und schon damals in Frankreich wahrlich erdrückt, in den Niederlanden nie zu wirklicher Gestaltung gekommen sein. Die Königin ist die Vorkämpferin des westeuropäischen Protestantismus und aller der staat-

lichen Bildungen, die sich an das neue Bekenntnis geknüpft haben. Sie drückt wohl selbst ihr Erstaunen aus, daß es ihr damit gelingt: „Mehr darüber," sagt sie einmal, „daß ich bin, als daß ich nicht sein soll." Daß König Philipp so wenig gegen sie ausrichtete, glaubt sie vor allem der göttlichen Gerechtigkeit zu verdanken; denn unköniglich habe sie der König noch während der Unterhandlung angegriffen. Sie sieht einen Beweis darin, daß ein böses Beginnen aller Macht und Anstrengung zum Trotz zu einem schimpflichen Ende führe. „Was mich verderben sollte, ist zu meinem Ruhme ausgeschlagen!"[3])

Das Größte, was dem Menschen begegnen kann, ist es wohl, in der eigenen Sache die allgemeine zu verteidigen. Dann erweitert sich das persönliche Dasein zu einer weltgeschichtlichen Erscheinung. Die persönliche und allgemeine Sache war zugleich eine durch und durch englische. Unter den Waffen wuchs der Handel; die Erhaltung des Friedens im Innern erfüllte das Land mit Wohlstand und Reichtum; man sah Paläste emporsteigen, wo sonst nur Hütten gestanden hatten. Wie Bacon[4]), der Weise, bemerkt, England gewann eine natürliche Stellung in der Welt.

Elisabeth gehörte zu den Fürsten, die sich im voraus über die Pflichten der Staatsleitung einen Begriff gemacht haben. Vier Eigenschaften, sagt sie einmal, seien ihr dazu notwendig erschienen; Gerechtigkeit und Mäßigung, Großmut und Urteil; der beiden ersten dürfe sie sich rühmen, nie habe sie bei gleichem Recht einen vor dem anderen begünstigt, nie habe sie einem ersten Berichte geglaubt, sondern bis zu voller Kenntnis an sich gehalten; die beiden anderen wolle sie sich nicht anmaßen; denn es seien Tugenden der Männer. Eben diese aber schrieb ihr die Welt in hohem Grade zu. Ihr feines Urteil erblickte man in der Wahl ihrer Diener und deren Verwendung zu solchen Diensten, zu denen sie eben am geschicktesten seien. Ihre Hochherzigkeit sah man in der Verachtung kleiner Vorteile und ihrem unerschütterlichen Gleichmut in der Gefahr. Während des aus Spanien dahinziehenden Ungewitters habe man keine Wolke auf ihrer Stirn gesehen; durch ihre Haltung habe sie Adel und Volk beseelt. Man

rühmte an ihr beides, eifrige Teilnahme an der Beratung und Sorgfalt, daß das Beschlossene ins Werk gesetzt werde.

Das Vollkommene einer Herrscherin dürfte man auch in der Königin Elisabeth nicht suchen. Niemand könnte die Härten in Abrede stellen, die unter ihrer Staatsleitung selbst mit ihrem Vorwissen begangen worden sind. Eine wohlbedachte Heuchelei, die man ihr schuld gibt, mag als eine Erfindung ihrer Feinde oder der nicht von Grund aus unterrichteten Geschichtschreiber erscheinen. Sie erklärt selbst Wahrhaftigkeit für eine dem Fürsten unentbehrliche Eigenschaft; aber auch bei ihrer Staatsverwaltung kommen wie bei den meisten anderen Erwägungen vor, welche die Wahrheit mehr verhüllen als ausdrücken. Bei jedem ihrer Worte und Schritte nimmt man die Berechnung dessen, was zu ihrem Vorteil dient, wahr; sie zeigt treffende Voraussicht und selbst eine natürliche Verschlagenheit. Elisabeth war sehr zugänglich für Schmeichelei und durch ein angenehmes Aeußere ebenso leicht bestochen, wie durch zufällige kleine Mängel zurückgestoßen; sie konnte bei einem Wort auffahren, das sie an die Vergänglichkeit der menschlichen Dinge oder an ihre eigene Hinfälligkeit mahnte. Eitelkeit begleitete sie von Jugend an bis in ihre hohen Jahre, die sie nicht bemerken noch bemerkt wissen wollte. Gute Erfolge liebte sie sich selbst anzurechnen; Mißlingen schrieb sie ihren Ministern zu. Den Haß für unliebsame oder ihr zweifelhafte Maßregeln sollten diese auf sich nehmen, und wenn sie das einmal nicht ganz im Einklang mit ihrer Stimmung taten, hatten sie ihren Tadel, ihre Ungnade zu befürchten. Sie war nicht frei von den Unzuverlässigkeiten ihres Geschlechtes, aber dagegen entfaltete sie auch wieder die liebenswürdige Aufmerksamkeit einer weiblichen Gebieterin: wie man sie einst bei einer Rede, die sie in der Gelehrtensprache vor den Gelehrten von Oxford hielt, als sie den Lordschatzmeister [5]) mit seinem lahmen Fuße dastehen sah, plötzlich abbrach, ihm einen Stuhl bringen ließ und dann fortfuhr. Man sagte freilich, sie habe zugleich bemerken lassen wollen, daß kein Zufall sie aus der Fassung bringen könne. Wie Harrington [6]), der sie aus persönlichem Umgange kannte, sich ausläßt: ihr Geist war zuweilen der Sommermorgenluft zu vergleichen, wohltuend und erfrischend, sie gewann dann aller Herzen durch liebliche und bescheidene Rede. Aber in demselben Grade ab=

stoßend wurde sie in aufgeregten Zuständen, wenn sie in ihrem Zimmer auf und ab schritt, Zorn in jeder Miene, Wegwerfung in jedem Worte; man eilte, von ihr wegzukommen.

Unter anderem lernt man sie aus dem Briefwechsel mit König Jakob von Schottland[7]) kennen. Wie spricht da jeder Satz eine mit der staatsmännischen vereinigte geistige und sittliche Ueberlegenheit aus! Da ist kein überflüssiges Wort, alles ist Mark und Kern; von Fürsorge und eingehendem Ratschlag geht sie zu herbem Tadel und ernsthafter Warnung über; sie ist gütig und scharf, wohlmeinend und rauh, aber fast noch mehr wegwerfend und rücksichtslos als milde. Nie hatte ein Fürst von seiner Würde eine höhere Vorstellung; von der Unabhängigkeit, die ihr nach menschlichen und göttlichen Gesetzen gebühre; von der Pflicht des Gehorsams, welche jeden Untertan binde. Sie rühmt sich wohl, daß auf ihre Entschlüsse keinerlei äußere Rücksicht einwirke, am wenigsten Drohung oder Furcht; wenn sie sich einmal nach dem Frieden sehnt, so besteht sie darauf, daß es nicht aus Besorgnis vor dem Feinde geschehe, sondern bloß aus Abscheu vor dem Blutvergießen. Die Tätigkeit des Lebens entwickelt nicht allein die geistigen Kräfte; zwischen Gelingen und Mißlingen, in Streit, Aufregung und Sieg bildet sich das Wesen und nimmt eine vorherrschende Stimmung an. Das Ungeheuere, das ihr gelungen ist, erfüllt sie mit einem unendlichen Selbstgefühl, welches zugleich von Zuversicht auf den unfehlbaren Schutz der Vorsehung getragen wird. Daß sie, vom Papste gebannt[8]), den Angriffen einer halben Welt gegenüber sich behauptet, gibt ihrem ganzen Tun und Wesen den verdoppelten Ausdruck persönlicher Tatkraft. Sie liebt nicht, von ihrem Vater[9]) oder ihrer Mutter[10]) zu sprechen; von einem Nachfolger will sie nicht reden hören. Das Gefühl des unbedingten Besitzes beherrscht die Erscheinung. Merkwürdig, wie sie an festlichen Tagen in ihrem Palaste einherschreitet; voran Große und Ritter in ihrer Ordenstracht, mit entblößtem Haupte, dann die Träger der Abzeichen der Herrschaft, des Zepters, des Schwertes und des großen Siegels; sie selbst in ihrem mit Perlen und Edelsteinen übersäten Gewand, hinter ihr ihre Damen, die durch Schönheit und reichen Schmuck glänzen. Einem oder dem anderem, der ihr vorgestellt wird, reicht sie im Vorbeigehen ihre Hand zum Kuß, zum Zeichen ihrer

Gnade, bis sie bei ihrer Kapelle ankommt, wo ihr die versammelte Menge ein „Gott segne die Königin!“ zuruft; sie erwidert Worte herablassenden Dankes. Elisabeth genoß noch einmal ungebrochen die ganze Verehrung, welche man der höchsten Gewalt widmete. Mit Kniebeugung wurden die Speisen, von denen sie essen wollte, auf die Tafel gesetzt, auch wenn sie nicht zugegen war; die Knie beugend ward man ihr vorgestellt.

Zwischen einer Fürstin, wie diese war, und dem Parlament konnte es an mannigfachen Streitigkeiten nicht fehlen. Die Gemeinen nahmen das Vorrecht unbedingter Redefreiheit in Anspruch und bestritten in wiederholtem Anlauf die Mißbräuche, die noch in der bischöflichen Kirche übrig geblieben seien, die lästigen Bevorrechtungen, welche einzelnen Begünstigten zugute kamen. Die Königin ließ Mitglieder des Unterhauses wegen mißliebiger Aeußerungen verhaften; sie warnte diese, sich nicht in die Sachen der Kirche, selbst nicht in die des Staates zu mischen, und erklärte es für ihr Vorrecht, nach ihrem Belieben das Parlament zu berufen und zu entlassen, dessen Beschlüsse zu genehmigen oder zu verwerfen. Dabei aber hat sie doch wieder nicht verhehlt, sie müsse auch in bezug auf die wichtigsten Staatsangelegenheiten auf die Stimmung der beiden Häuser Rücksicht nehmen; so sehr man sie lieben möge, so seien doch die Gemüter leicht beweglich und nicht durchaus zuverlässig. In den Formen befleißigte sich das Parlament des Ausdruckes der Hingebung, welche die Königin als Fürstin und Frau verlangte; diese suchte Handlungen wieder gut zu machen, durch welche die Versammlung einmal beleidigt worden war. Für Beschwerden, z. B. über die Bevorrechtungen, hat sie als für heilsame Erinnerungen sogar gedankt.

Ein französischer Gesandter bemerkt im Jahre 1596, das Parlament habe vor allem eine große Macht gehabt, jetzt tue es alles, was die Königin wünsche. Ein anderer, der 1597 anlangte, ist nicht allein erstaunt über das eindrucksvolle Aeußere, sondern auch über den Umfang der Rechte des Parlamentes. Hier, sagt er, werden die großen Angelegenheiten verhandelt: Krieg und Frieden, Gesetze, die allgemeinen Bedürfnisse und ihre Erledigung. Das eine ist vielleicht so wahr wie das andere. Die Erklärung des Widerspruches liegt darin, daß Königin und Parlament in den allgemeinen Verhältnissen des

Landes und der Welt Verbündete waren. Die Königin hätte, es ist an sich einleuchtend, ohne das Parlament nicht herrschen können. Von Anfang ihrer Herrschaft an hat sie sich in den wichtigsten Angelegenheiten auf jenes gestützt; aber eine einfache Betrachtung lehrt, wieviel hinwieder das Parlament eben seiner Herbeiziehung zu den großen Fragen, welche die Königin für ratsam hielt, verdankte. Untersuchung der gegenseitigen Rechte und ihrer Grenzen vermied man noch und konnte man vermeiden. Und überdies hütete sich Elisabeth, ihrem Parlamente mit Geldforderungen beschwerlich zu fallen. Sie ist oft wegen ihrer Sparsamkeit, die zuweilen in den Geschäften unangenehm wurde, getadelt worden. Wie in den meisten Fällen, Natur und Staatskunst wirkten auch hier zusammen. Daß sie sich immer bei Gelde hielt und wohl einmal imstande war, eine angebotene Bewilligung abzulehnen, gab ihrer Verwaltung eine Unabhängigkeit von den augenblicklichen Stimmungen des Parlamentes, die zu ihrem ganzen Wesen gehörte und ohne dies leicht hätte verloren gehen können!

Ihr Schatzmeister, sparsam wie sie, war zugleich ihr erster Minister. Es war William Cecil, Lord Burleigh, der ihr noch vor ihrer Thronbesteigung mit treffendem Rat beigestanden und seitdem in ihrer Staatsverwaltung lebte und webte.... Um ihn gruppierten sich die Staatsmänner, die, von ihm befördert, in seinem Sinne arbeiteten: der Siegelbewahrer Bacon..., der Kanzler der Schatzkammer Mildmay..., der Staatssekretär Franz Walsingham....

Wie tritt der persönliche Zug in dieser Staatsverwaltung noch einmal so überwiegend hervor! Wie die eigene Sache der Königin die allgemeine ist, so sind die, welche ihrer Familie angehören oder ihre Gnade erworben, ihr wesentliche Dienste geleistet haben, die Häupter des Staates und des Krieges. Der königliche Schutz breitete diesen Einfluß über die Kirche und die Hochschulen aus. Wir finden ihn aber auch in allen anderen Zweigen. Der Vermittler der Geldgeschäfte der Königin war der Stifter der Börse von London, der sie bei einem Besuch den Namen des königlichen Wechselhauses gab. Auch im Schrifttum nimmt man die Spuren ihres Geschmackes und ihrer Einwirkung wahr. Es gehörte zum Ton der guten Gesellschaft, daß die Klassiker eine allgemeine Beschäftigung bildeten; darauf war die höhere Bildung gerichtet, wie ja die Königin selbst darin

Erholung und Geistesnahrung fand. Man übersetzte viel und erneuerte die Formen der alten Dichter oder ahmte sie nach. Die Italiener und Spanier, die mit ähnlichen Versuchen vorangegangen waren, erweckten wieder den Wetteifer der Engländer. Bei Edmund Spenser[11]), in dem wohl der Sinn der Zeit am lebendigsten zutage gekommen ist, stößt man überall auf Nachahmung lateinischer oder italienischer Dichter, die hier und da an umschreibende Uebersetzung streift und in Feinheit der Zeichnung hinter den Urwerken, selbst den heutigen, zurückbleiben mag, da er sich eben ihre gelungensten Stellen dazu auswählte. Aber wie atmen seine Werke im großen und ganzen einen so durchaus anderen Geist! Was bei den Italienern ein Spiel der Einbildungskraft ist, wird bei ihm tiefer sittlicher Ernst. Das englische Volk hat einen unschätzbaren Besitz in diesen Werken von sittlich-religiösem Adel und ungekünstelter Naturanschauung, die sich durch den glücklichen Ausdruck einzelner Stanzen dem Gedächtnis eines jeden einprägen. Spenser hat der Form der Gleichnisdichtung mehr Spielraum gegeben, als ihr vielleicht zukommt, und immer verwebt sich die eine in die andere. Die Helden, die er aus den alten Erzählungsdichtungen nimmt, werden ihm Vertreter der verschiedenen Tugenden; aber er besitzt eine so eigentümliche Kraft der Vergegenwärtigung, daß er dem Leser auch in dieser Form Teilnahme abgewinnt. Was ist es aber, was er hauptsächlich feiert? Es ist eben der große Kampfesgang, in welchem sein Volk gegen das Papsttum und die Spanier begriffen ist. „Fairy Queen" ist seine Königin, deren Gestalt in mannigfaltigem Versinnbilden der Eigenschaften, die sie besaß oder die man ihr zuschrieb, darin immer aufs neue hervortritt. Mit wunderbarer Macht vereinigte Elisabeth alle strebenden Geister und Kräfte des Volkes um sich her.

Nicht wenige Geisteserzeugnisse der Zeit haben einen so starken Beigeschmack von Verehrung der Königin, daß sie ein Lächeln abnötigen; aber wahr ist es doch, daß an diesem Hofe die Sprache sich bildete und alle großen Bestrebungen ihren Mittelpunkt fanden. Die Staatsmänner Elisabeths, die mit einem Parlament verhandeln mußten, das nicht durch bloße Gewalt geleitet werden konnte, erlernten die Regeln der Beredsamkeit an den Meistern des Altertums und machten sich ihre Lehren zu eigen; auf ihrem Arbeitstisch fand man Quin-

tilian[12]) neben den Staatsakten. Die Königin, welche das Theater liebte und durch eine Verordnung zu einer öffentlichen Einrichtung machte, hat die Möglichkeit der Entwicklung Shakespeares[13]) gegeben. Er wurzelt in diesem Zeitalter, er stellt ihre Sitte und Lebensweise dar, aber er reicht doch weit über sie hinaus.

Es widerspräche der Natur menschlicher Dinge, wenn man erwarten wollte, daß der allgemeine Gesichtspunkt, welcher das Staatswesen beherrschte, nun auch alle und jede, die daran teilnahmen, vermocht hätte, auf einem Wege nach dem gemeinschaftlichen Ziele vorzuschreiten. Von den Großen des Hofes gaben vielmehr manche den Puritanern Rückhalt, wie ja der Vater der Puritaner, Cartweight, seine Stellung in Warwick der Förderung Leicesters[14]) verdankte; andere neigten sich zum Schutz der Katholiken. Die Strenge, zu der sich die Bischöfe verpflichtet hielten, fand bei den vornehmsten Staatsmännern Widerstand, und diesen widersetzten sich wieder die Kriegsleute. Es war eine lebensvolle, überaus begabte Gesellschaft, aber eben darum in steter Gärung und innerem Widerstand....

Am 24. März 1603 starb Elisabeth.

Der Geschichtschreibung kann es nicht allein darauf ankommen, nur immer nachzuweisen, wie weit die großen Persönlichkeiten die hohen Ziele, die dem menschlichen Leben vorschweben, erreicht haben oder davon entfernt geblieben sind. Fast noch mehr liegt ihr daran, inwiefern die allgemeinen Belangen, in deren Mitte bedeutende Menschen erscheinen, von ihnen gefördert worden sind, ob ihre ursprüngliche Kraft den Gewalten, die sich ihr entgegensetzten, gewachsen war oder nicht, sich von ihnen besiegen ließ oder nicht. Nie hat es eine Fürstin gegeben, die einen weltgeschichtlichen Kampf unter größeren Gefahren und mit glücklicherem Erfolge bestanden hätte als Königin Elisabeth. Ihr Großvater[15]) hatte die staatliche, ihr Vater[16]) die kirchliche Befreiung von den beherrschenden Einflüssen des Festlandes begonnen; deren Werk nahm Elisabeth wieder auf und führte es gegen Rom und gegen Spanien siegreich durch, unter steigernder Teilnahme ihres Volkes, das dabei in eine neue Stufe seiner Entwicklung trat. Mit der Selbständigkeit und der Macht von England ist ihr Andenken untrennbar verbunden.

Nr. 2. Die unüberwindliche Armada (1588) [17].

Am 8. Februar 1587 ward der Hinrichtungsbefehl in der Halle, wo die Gerichtssitzungen gehalten worden, an Maria Stuart [18]) vollstreckt. Das Unglück ihres Lebens war ihr Anspruch auf die englische Krone. Es hat ihr das eigene Land, es hat ihr das Leben gekostet. Noch auf dem Blutgerüst brachte sie ihre hohe Stellung, die den Gesetzen nicht unterliege, in Erinnerung; sie meinte, das Urteil der Ketzer über sie, die freie Königin, werde dem Reiche Gottes Nutzen bringen. Sie starb in den fürstlichen und religiösen Vorstellungen, in denen sie gelebt hatte.... Wie es der Gerichtshof ausgesprochen hatte, so war die allgemeine Ueberzeugung im Volke, daß Maria das Reich an die Spanier zu bringen gesucht habe....

Schon längst waren Feindseligkeiten im Gange, die zunächst aus dem Seeräuberwesen entsprangen, welches überhaupt das westliche Weltmeer erfüllte. Die englischen Kauffahrer hielten für ihr gutes Recht, jede Unbill zu rächen, die ihnen an den Küsten der Nachbarn angetan ward; denn in den Menschen wohne, so sagten sie, nun einmal die natürliche Begier, sich Genugtuung zu verschaffen, und verwandelten sich in Seeräuber. Durch die Gegenanstalten der Spanier geschah es, daß dieser nichtstaatliche Seekrieg immer größeren Umfang gewann, dabei aber auch nach und nach rühmlichere Antriebe entwickelte, wie man an Franz Drake [19]) sieht, der zuerst nur eben an den Raubzügen gekränkter Kaufleute teilnahm und sich dann zum Gedanken eines Wettkampfes der Völker zur See erhob. Es ist ein weltgeschichtlich bedeutsamer Augenblick, wie Drake auf der Landenge von Panama zuerst [20]) der Südsee ansichtig wurde und Gott um die Gnade bat, dieses Meer einmal auf einem englischen Schiff durchsegeln zu können, eine Gnade, die nicht allein ihm selbst, sondern im reichsten Maße seinem Volke zuteil geworden ist. Mannigfaltige Genossenschaften bildeten sich zur Wiederaufnahme der bereits einmal begonnenen und dann wieder unterlassenen Entdeckungsreisen. Und wenn die Spanier ihr ausschließendes Recht auf den Besitz der anderen Erdhälfte auf den Anspruch des Papstes gründeten [21]), so trugen nun

auch die protestantischen Ansichten, welche der Weltoberherrschaft des römischen Stuhles spotteten, dazu bei, zu einer Besitznahme in diesen Gegenden anzutreiben. Die Hauptsache geschah allezeit durch freiwillige Anstrengung begüterter Kaufhäuser oder unternehmender Mitglieder des Hofes und Staates, denen die Königin ermächtigende Schutzbriefe gab. Auf diese Weise gründete Walter Raleigh [22]) im staatlichen und kirchlichen Gegensatz mit den Spaniern eine englische Siedelung auf dem überseeischen Festlande, in Wingandacoa; die Königin hatte soviel Freude daran, daß sie dem Gebiet einen Namen gab, der an die Eigenschaft, auf die sie fast am stolzesten war, erinnern sollte; sie nannte es Virginien.

Endlich aber unternahm sie den Seekrieg in aller Form; er war zugleich eine Begründung für den Bund mit den Holländern, welche darin treffliche Dienste würden leisten können. In Westindien hoffte sie den Grund der spanischen Größe umzustürzen. Franz Drake ward damit beauftragt, den Krieg zu eröffnen. Als er im Jahre 1585 an den Islas de Bayona an der galizischen Küste anlangte, ließ er deren Statthalter, Don Pedro Bermudez, wissen, er komme im Namen seiner Königin, um den Beschwerden ein Ende zu machen, welche die Engländer von den Spaniern erleiden müßten. Don Pedro antwortete, er wisse von solchen Beschwerden nichts; wolle aber Drake Krieg anfangen, so sei er bereit, ihn anzunehmen. Drake richtete damals seinen Lauf sofort nach Westindien. Er hat S. Domingo und Cartagena überrascht, einen Augenblick das eine und das andere in Besitz gehabt und große Brandschatzungen davongebracht. Dann führte er die Ansiedler von Virginien, die sich noch nicht gegen die Eingeborenen behaupten konnten, nach England zurück. Und noch verderblicher wurde er den Spaniern im nächsten Jahre; er drang in den Hafen von Cadiz ein, der voll von Fahrzeugen lag, die von beiden Indien kamen oder dahingingen. Er bohrte sie in den Grund oder verbrannte sie. Seine Raubschiffe bedeckten die See.

Wie oft schon war in Spanien von einem Einfall in England die Rede gewesen! Dringender als jeder andere war der Grund, der in diesen überseeischen Unternehmungen darin lag. Die Spanier bemerkten, daß der Bestand und die Kraft ihres Reiches nicht so sehr auf den festen Plätzen beruhe, die es in allen Landschaften besitze, als

auf beweglichen Werkzeugen der Herrschaft. Die Störung der Verbindung, welche Drake mit seinen Raubschiffen zwischen den wichtigsten Punkten an den spanischen und niederländischen Küsten verursachte, schien ihnen unerträglich; sie wollten ihr um jeden Preis abhelfen. Und dazu kam nun der allgemeine Racheruf wegen der Hinrichtung der Königin von Schottland, der sich vor dem Könige selbst auf den Kanzeln vernehmen ließ. Doch war dies nicht die einzige Einwirkung dieses Ereignisses. Das Leben der Königin Maria und ihr Erbanspruch hatten immer dem spanischen Ehrgeiz entgegengestanden; jetzt konnte Philipp II. daran denken, den englischen Thron selbst in Besitz zu nehmen. Er hat mit Papst Sixtus V. einen Vertrag geschlossen, nach welchem er die Krone von England von dem römischen Stuhle zu Lehen tragen sollte; dieser würde so mit der Herstellung der kirchlichen Gewalt zugleich auch die Erneuerung seiner alten Oberlehnsherrlichkeit über England durchgesetzt haben. Noch einmal waren das spanische Reich und das Papsttum in ihren geistlichen und staatlichen Ansprüchen auf das engste vereinigt. Papst Sixtus V. sprach aufs neue [23]) den Bann über die Königin aus, erklärte sie für abgesetzt, entband ihre Untertanen nicht nur von dem Eid der Treue, sondern forderte jedermann auf, dem König von Spanien und seinem Heerführer, dem Herzog von Parma, Hilfe gegen sie zu leisten.

Zwischen spanischen und englischen Bevollmächtigten ist jedoch im Jahre 1587 noch über den Frieden unterhandelt worden. Hauptsächlich die Kaufmannschaften von London und Antwerpen drangen darauf, und da die Spanier damals das offenbare Uebergewicht besaßen, den Niederrhein und die Maas beherrschten, in Friesland eindrangen, Sluis trotz aller Gegenwehr belagerten und endlich bezwangen, so ist es begreiflich, wenn die englischen Bevollmächtigten zu unerwarteten Zugeständnissen bewogen wurden. Sie würden die Herstellung der Oberherrschaft der Spanier über Nordniederland zugegeben haben, wenn Philipp den Einwohnern Gewissensfreiheit hätte bewilligen wollen. Alexander von Parma brachte in Vorschlag, ihnen zwar die Rückkehr zum Katholizismus zur Pflicht zu machen, aber mit der Versicherung, daß keine Inquisition über sie verhängt, niemand für seine Abweichung von diesem Glauben gestraft werden würde.

Selbst wenn es mit dieser Unterhandlung nicht vollkommen Ernst gewesen sein sollte, so ist doch bemerkenswert, woran sie scheiterte. Philipp II. wollte weder eine solche Versicherung, die doch die Gewissensfreiheit dem Wesen nach enthalte, noch vollends diese selbst in besserer Form bewilligen. Darin bestand gerade seine Stärke, daß er die katholische Grundlage mit unnachsichtiger Entschlossenheit behauptete; dadurch gewann er sich die Anhänglichkeit der Priester und der glaubenseifrigen Laien. Und wie hätte er vollends in einem Augenblick, wo er so eng mit dem Papste verbunden war und für seine Unternehmung auf die in der Engelsburg angesammelten Millionen rechnen durfte, von der Strenge des ausschließenden Glaubens abweichen sollen! Er meinte, bei der Verweigerung jeden kirchlichen Zugeständnisses in seinem Rechte zu sein, wie ja auch jeder andere Fürst in seinen Gebieten für das Bekenntnis maßgebende Gesetze erlasse.

Mußte nun der Krieg fortgesetzt werden, so hätte Alexander von Parma gewünscht, daß alle Anstrengungen zunächst gegen Vlissingen gerichtet worden wären, wo sich die englische Besatzung befand; von dem dortigen Hafen aus werde man England selbst um vieles leichter und sicherer angreifen können. Aber in Spanien wurde erwidert, daß dieses Unternehmen ebenfalls sehr weit aussehend und kostspielig sei und doch keinen entscheidenden Erfolg herbeiführen werde. Und Alexander hielt auch selbst einen Angriff auf England für unbedingt notwendig. Seine Gutachten trugen vornehmlich dazu bei, den König in diesem Gedanken zu bestärken. Philipp II. beschloß ohne längere Zögerung, zu dem Unternehmen zu schreiten, das für den Augenblick notwendig war und für die Zukunft weltumfassende Aussichten eröffnete. Er zog in Betracht, daß der Staat in diesem Augenblick nichts von den Türken, die ein persischer Krieg vollauf beschäftige, zu fürchten brauche, hauptsächlich, daß Frankreich durch ausgebrochenen inneren Krieg an jeder Einwirkung verhindert werde. Man hat dies wohl als den vornehmsten Zweck der Verbindung des Königs mit den Guisen bezeichnet, und einen Grund dafür mag es allerdings gebildet haben. Allein gelassen, auf sich selbst angewiesen — so urteilten die Spanier ferner — werde die Königin von England nicht sehr furchtbar sein; sie habe nicht mehr als vierzig Kriegsfahrzeuge. Einst bei einem Zusammentreffen an den Azoren, im portugiesischen

Streit, habe man die Engländer zuerst weichen sehen; komme es zu einer Seeschlacht, so würde die überlegene spanische Kriegsflotte ohne Zweifel die Oberhand behalten. Auch zu einem Landkrieg aber sei sie nicht vorbereitet, sie zähle nicht mehr als sechstausend Mann wirklicher Soldaten im Lande; mit denen werde sie den kriegsgeübten spanischen Heerhaufen im offenen Feld nicht begegnen noch widerstehen können. Man müsse nur geradezu auf London losgehen; selten vermöge sich eine große Stadt, die lange Zeit unbelästigt geblieben, einem raschen Angriff gegenüber zu halten. Die Königin werde entweder zu einem für Spanien ehrenvollen Frieden gebracht werden oder dem König durch langen Widerstand Gelegenheit geben, aus dem spanischen Adel, der ohnehin sonst in heimischer Bequemlichkeit entarte, eine junge Schar tapferer Kriegsleute zu bilden. Er werde die Katholiken für sich haben und mit ihrer Hülfe die Oberhand gewinnen; er werde sich der festen Plätze, vor allem der Häfen bemächtigen. Alle Völker der Welt würden nicht vermögen, sie ihm wieder zu entreißen; er würde Herr des Ozeans und dadurch Herr und Meister des Festlandes werden[24]).

Philipp wäre am liebsten schon im Spätjahr 1587 ans Werk geschritten. Er hoffte damals, daß ihm Schottland, wo die katholischen Lords und das Volk lebhaftes Mitgefühl mit dem Schicksal der Königin Maria kundgaben, von ihrem Sohne[25]), von dem man voraussetzte, daß er ihren Tod zu rächen wünsche, geöffnet werden würde. Aber anderen schien das nicht so gewiß; besonders machte der erfahrene Admiral Santa Cruz den König aufmerksam, in welche Gefahren die Flotte in jenen Meeren geraten könne; sie werde mit widrigen Winden, dem Nachteil kurzer Tage und Nebel zu kämpfen haben. Santa Cruz wollte seinen Ruhm, den einzigen Erwerb eines langen Lebens, nicht durch ein unzeitiges und doch sehr gewagtes Unternehmen gefährden. Er hielt einen Angriff auf England für schwieriger als die meisten anderen und verlangte solche Vorbereitungen, daß dadurch der Sieg unzweifelhaft würde. Inmitten der Herbeischaffung derselben starb er, nicht mehr eben im Besitz der Gnade des Fürsten. Sein Nachfolger, der Herzog von Medina Sidonia, den der König deshalb wählte, weil er sich bei der letzten Verteidigung von Cadiz hervorgetan hatte, machte nicht so unerfüllbare Forderungen. Die Flotte, die unter ihm und durch ihn zustande kam, war aber dennoch, wenn

nicht an Zahl der Segel, etwa 130, aber an Tonnengehalt, Größe der Fahrzeuge und Zahl der Kriegsmannschaften, die sie aufnahm — bei 22 000 Mann — die bedeutendste, die noch jemals von einer europäischen Macht in See gebracht worden war. Alle Landschaften der pyrenäischen Halbinsel hatten wetteifernd dazu beigesteuert; nach ihnen war die Flotte in Geschwader eingeteilt: das erste war das portugiesische, dann folgten die Geschwader von Kastilien, Andalusien, Biscaya, Guipuzcoa, dann das italienische; denn auch aus Italien waren Schiffe und Mannschaften in guter Zahl herübergekommen....

Mit nicht minderem Eifer ward in den Niederlanden gerüstet; allenthalben in den flamländischen und wallonischen Landschaften ward die Trommel gerührt, alle Straßen waren mit soldatischen Zügen bedeckt. Auch in den Niederlanden fand sich eine große Zahl Italiener ein, Korsen und Einwohner des Kirchenstaates, Neapolitaner in prächtigem Aufzug; man sah die Brüder des Großherzogs von Toscana und des Herzogs von Savoyen. König Philipp hatte dem Sohn eines maurischen Fürsten vergönnt, sich an dem katholischen Feldzug zu beteiligen. Auch aus dem katholischen Deutschland waren Fußvölker und Reiter angelangt. Es war ein gemeinsames Unternehmen des spanischen Staates und eines großen Teiles der katholischen Welt unter dem Papst und dem König, zum Umsturz der Fürstin, die als das Oberhaupt, und des Staates, der als der vornehmste Rückhalt des Protestantismus und der Spanien feindlichen Staatskunst betrachtet wurde.

Eine ausführliche und zugleich zuverlässige Kunde von dem Plane des Einfalles findet sich nicht, doch teilt ein in den kriegerischen und staatlichen Geschäften der Zeit viel gebrauchter und des Vertrauens der höchsten Personen gewürdigter spanischer Kriegs- und Staatsmann, J. Baptista de Tassis, eine Avfzeichnung mit, welche man wohl für zuverlässig halten kann. Man weiß, daß in Antwerpen, Nieuwpoort und Dünkirchen mit Beirat hanseatischer und genuesischer Werkmeister Beförderungsschiffe für die gesammelten Kriegsmannschaften angefertigt wurden. Von Nieuwpoort, wohin auch die in Antwerpen gebauten Fahrzeuge gebracht wurden, sollten 14 000, von Dünkirchen 12 000 Mann nach England geschafft werden. Wo aber sollten sie

untereinander und mit den Spaniern zusammentreffen? Tassis versichert, man habe dafür die Reede von Margate an der Küste von Kent ausersehen, wo ein sicherer Hafen sei; da habe unmittelbar nach der spanischen Kriegsflotte oder möglichst gleichzeitig mit ihr auch die Beförderungsflotte von den Niederlanden her zu landen und Alexander von Parma alsdann den Oberbefehl über die sämtlichen Landtruppen übernehmen, sie geradenwegs gegen London führen sollen.

Alles, was Philipp II. jemals gesonnen und beabsichtigt hatte, sammelte sich in einem Brennpunkt. Der Augenblick war gekommen, wo er England niederwerfen, Meister der europäischen Welt werden, den katholischen Glauben in den Formen, wie er ihn bekannte, wiederherstellen konnte. Als die Flotte (am 22. Juli 1588) von Corunna auslief und das lange überlegte, lange vorbereitete Unternehmen nun ins Werk gesetzt wurde, zeigten der König und Volk eine tiefe fromme Bewegung. In allen Kirchen des Landes hielt man die vierzigstündigen Gebete; in Madrid wurden feierliche Umzüge veranstaltet; Philipp brachte alle Tage ein paar Stunden im Gebete zu. Er war in der lautlosen Aufregung, welche ein ungeheueres Vorhaben und die Erwartung einer großen Wendung in den Geschicken hervorruft. Man wagte kaum ein Wort an ihn zu richten.

Erst in diesen Tagen war man in England der drohenden Gefahr eigentlich innegeworden. Eine Abteilung der Flotte unter Heinrich Seymour beobachtete mit holländischer Hülfe die beiden Häfen des Prinzen von Parma, Nieuwpoort und Dünkirchen; die andere, größere, soeben aus Spanien zurückgekommen und bereit zu entwaffnen, setzte sich unter dem Admiral Howard zu Plymouth in Bereitschaft, den Feind zu empfangen. Indessen sammelte sich das Landheer auf den Rat Leicesters in der Nähe von London. Noch einmal ward die alte Lehnsordnung der Streitkräfte des Landes in dieser Gefahr lebendig. Man sah die Edelleute an der Spitze ihrer Pächter und Hintersassen ins Feld ziehen und freute sich, wie gut sie zusammenhielten. Es war ohne Zweifel ein Vorteil, daß der drohende Angriff sich jetzt nicht mehr an ein im Lande anerkanntes Erbrecht anschließen konnte; er erschien als das, was er war, ein großer, auf die Unterwerfung Englands berechneter Einfall einer fremden Macht. Auch die katholischen Lords erschienen, unter anderem Viscount Moun-

tague, der einst im Oberhause allein der Kirchenhoheit des Königs widerstrebte und sich auch seitdem der religiösen Haltung der Königin nicht beigesellt hatte, mit seinen Söhnen und Enkeln; er sagte, seine Königin wolle er mit seinem Leben verteidigen, wer auch immer sie angreifen werde, König oder Papst. Kein Zweifel, daß diese Rüstungen noch viel zu wünschen übrig ließen, aber sie wurden von völkischer und religiöser Begeisterung belebt. Einige Tage später begab sich die Königin in das Lager von Tilbury; mit geringem Geleit ritt sie von einem Bataillon zum anderen. Ein Wüterich, sagte sie, möge sich vor seinen Untertanen fürchten, sie habe ihre vornehmste Stärke allezeit in dem guten Willen gesucht; mit ihnen wolle sie leben und sterben. Sie ward überall mit Freudengeschrei empfangen; dann wurden Psalmen angestimmt, die Königin gesellte sich dem Gebete bei. Denn was auch der Glaube der Menschen sein mag, in großen Kämpfen und Gefahren wenden sie ihre Blicke unwillkürlich auf die ewige Gewalt, welche das Schicksal lenkt und von der sich alle gleich abhängig fühlen. Die beiden Völker, die beiden Oberhäupter riefen die Entscheidung Gottes in ihrem religiös-weltlichen Streite an. Die Geschicke der Menschheit lagen auf der Wagschale.

Am 31. Juli, eines Sonntags, langte die Armada, in weiter Ausdehnung die See bedeckend, auf der Höhe von Plymouth im Angesicht der englischen Küste an. Man hielt auf der Flotte selbst für das angemessenste, unmittelbar dort eine Landung zu versuchen; denn da sei zur Abwehr keine Vorkehrung getroffen und das englische Geschwader nicht mit Kriegsmannschaften versehen. Das lag aber außerhalb des Planes und hätte, besonders wenn er mißlang, zur Verantwortung führen können. Nur dann war der Herzog von Medina Sidonia ermächtigt und bereit, eine Seeschlacht anzunehmen, wenn die Engländer sie anbieten würden. Seine nach dem Vorgang der Venezianer verbesserten Galeeren und besonders seine Galeonen, ungeheuere Segelschiffe, die auf ihren verschiedenen Decken nach allen Seiten hin Geschütze führten, waren den Fahrzeugen der Engländer ohne Zweifel überlegen. Als diese aus dem Hafen hervorkamen, etwa sechzig Segel stark, ließ er die große Flagge von dem Fockmast des Admiralschiffes fliegen zum Zeichen, daß sich ein jeder zum Kampf bereiten solle. Aber der englische Admiral hegte nicht die Absicht, es

zu einer eigentlichen Seeschlacht kommen zu lassen; er kannte vollkommen die Ueberlegenheit der spanischen Ausrüstung und hat sogar verboten, die feindlichen Fahrzeuge zu entern. Sein Sinn ging nur dahin, der Armada die Windseite abzugewinnen und sie in ihrem Laufe zu stören, in Unordnung zu bringen. Zu vier Geschwadern folgten die Engländer dem Zuge der Armada nach und ließen keinen Vorteil, der sich ihnen darbieten mochte, unbenutzt. Sie waren dieser See vollkommen mächtig und lenkten ihre beweglichen Fahrzeuge mit voller Sicherheit und Meisterschaft; die Spanier bemerkten mit Mißvergnügen, daß es in ihrem Belieben gestanden habe, vorzudringen, anzugreifen, den Kampf wieder abzubrechen. Medina Sidonia bemühte sich vor allen Dingen, seine Armada zusammenzuhalten; ein großes Schiff, welches zurückgeblieben war, hat er nach gepflogenem Kriegsrat in die Hände des Feindes geraten lassen, weil dieser Verlust weniger schade als die Auflösung der Ordnung, die aus dem Versuche, das Schiff zu retten, entspringen werde....

Im ganzen waren die Spanier mit ihrer Fahrt nicht unzufrieden, als sie nach einer Woche fortwährender Seescharmützel, ohne doch sehr erhebliche Verluste erlitten zu haben, die englische See durchmessen hatten und Sonnabends, den 6. August, vor Boulogne vorüberfuhren und auf der Höhe von Calais anlangten; es war das nächste Ziel, was sie hatten erreichen wollen. Aber sich nun, wie es die ursprüngliche Absicht gewesen zu sein scheint, nach der nahen Küste von England zu wenden, wurde dadurch unendlich schwer, daß die englische Flotte sie schützte, mit deren gelenken Fahrzeugen die spanischen Galeonen sich in der Meerenge noch weniger messen konnten als anderswo. Und jeden Augenblick ward sie verstärkt; der junge Adel wetteiferte, sich an Bord zu begeben. Aber auch nach Dünkirchen konnte der Admiral nicht vorgehen, da der Hafen damals viel zu enge war, um seine gewaltigen Fahrzeuge aufzunehmen, und seine Lotsen in die Seeströmungen nach dem Norden hin zu geraten fürchteten. Dort an der Reede, östlich jenseits Calais, in der Richtung nach Dünkirchen ging er vor Anker. Schon früher hatte er den Herzog von Parma davon benachrichtigt, daß er auf dem Wege sei, und dann unmittelbar vor seiner Ankunft in Calais einen Lotsen nach Dünkirchen abgeschickt, um jenen aufzufordern, mit einer Anzahl kleinerer Fahrzeuge zu ihm

zu stoßen, damit man den Engländern besser begegnen könne, auch Kanonenkugeln von einer gewissen Größe, woran er Mangel zu leiden anfing, mitzubringen. Es ist klar, daß er noch von dort aus, wenn er in seinem Sinne unterstützt wurde, den großen Landungsversuch, mit dem er beauftragt war, unternehmen wollte. Allein Alexander von Parma, den die erste Botschaft einige Tage zuvor in Brügge gefunden, war noch gar nicht in Dünkirchen angekommen, als die zweite eintraf; man begann dort nur eben erst die Vorbereitung zur Einschiffung, und kaum ließ sich wagen, sie ins Werk zu setzen, da noch immer englische und holländische Kriegsfahrzeuge vor dem Hafen kreuzten.

Man hat von jeher das Nichtzusammentreffen Alexander Farneses mit Medina Sidonia aus persönlichen Beweggründen hergeleitet; in England hat man sogar späterhin gesagt, Königin Elisabeth habe ihm die Hand der Lady Arabella Stuart [26]) angetragen, was ihm selber den Weg zum englischen Thron eröffnen könne. Es ist wahr, seine niederländischen Unternehmungen schienen ihm am meisten am Herzen zu liegen; auch Tassis, der ihm nahestand, bemerkt noch, er habe seine Vorbereitungen mehr aus Gehorsam als mit eigenem Eifer betrieben. Aber die vornehmste Ursache, daß die Dinge nicht zusammengingen, lag in ihrer Natur. Das natürliche Verhältnis des spanischen Staates zu England hätte zwei verschiedene Angriffe, den einen von der pyrenäischen Halbinsel, den anderen von den Niederlanden her gefordert. Daß man die Streitkräfte so entlegener Landschaften zu einem einzigen Angriff vereinigen wollte, gab dem Unternehmen, besonders bei den unzulänglichen Verkehrsmitteln der Zeit, eine drückende Unbehilflichkeit. Wind und Wetter hatte man bei dem Entwurf wenig berücksichtigt. Zu beiden Seiten waren mit äußerster Anstrengung ungeheuere Kriegsmittel zusammengebracht; sie waren einander jetzt bis auf wenige Seemeilen genähert, aber vereinigen konnten sie sich nicht. Nun erst kam die volle Ueberlegenheit zutage, die den Engländern aus ihrer noch seeräuberhaften keden Kriegführung und der Bundesgenossenschaft der Holländer entsprang. Man sah, daß ein rascher Anfall hinreichen werde, um die ganze Vereinigung zu zersprengen; Königin Elisabeth soll die Art und Weise eines solchen selbst angegeben haben.

Die Armada lag, Nachrichten von Alexander Farnese erwartend, in der Nacht von Sonntag zu Montag (7./8. August) in ihrer Kriegsordnung vor Anker, als die Engländer einige Brander, an Zahl etwa acht, auf sie losließen. Es waren die schlechtesten Schiffe, die Lord Howard dazu hergab, aber ihr bloßer Anblick brachte einen entschiedenen Erfolg hervor. Medina Sidonia konnte seinen Schiffen die Erlaubnis nicht versagen, die Anker zu lösen, damit ein jedes der drohenden Gefahr ausweichen könne; er verordnete nur, daß sie hernach ihre bisherige Ordnung wieder einnehmen sollten. Wie so ganz anders aber sah es am anderen Morgen aus! Die Flut hatte die Fahrzeuge in einer Richtung, die sie nicht einschlagen wollten, nach dem Lande getrieben; nun erst waren ihnen die Angriffe der Engländer verderblich. Ein Teil der Schiffe war dienstunfähig geworden; der Befehl des Admirals, in die alte Stellung zurückzukehren, zeigte sich vollkommen unausführbar. Vielmehr trieben ungünstige Winde die Armada wider ihren Willen die Küste entlang; in kurzem gaben auch die Engländer die Verfolgung des nicht eigentlich geschlagenen, aber doch flüchtigen Feindes auf und überließen ihn seinem Schicksal. Der Wind trieb die Spanier an die Sandbänke von Seeland; sie hatten einmal ein so geringes Fahrwasser, daß sie zu scheitern fürchteten. Einige ihrer Galeonen sind in der Tat den Holländern in die Hände geraten. Zu ihrem Glück setzte der Wind um, aber in den Kanal vermochten sie auch dann nicht wiederzugelangen, noch hätten sie es gewollt. Nur auf dem weitesten Umweg, die Orkneyinseln umfahrend, konnten sie nach Spanien zurückkehren.

Ein verderbenschwangeres Ungewitter hatte sich über England gelagert; es ward zerteilt, ehe es seine Donner entlud. Wie so ganz wahr ist, was eine holländische Denkmünze ausspricht: „Der Sturmhauch Gottes hat sie zerstreut!" Philipp II. sah die Armada, von der er gehofft hatte, sie werde die Weltherrschaft in seine Hand bringen, ohne daß sie etwas, das der Mühe wert gewesen wäre, wir sagen nicht ausgerichtet, sondern auch nur versucht hätte, in trümmerhaftem Zustande wieder nach Hause kommen. Er leistete darum nicht auf sein Vorhaben Verzicht; er sprach davon, daß er sich mit gelenkeren Fahrzeugen versehen und die Gesamtleitung des Unternehmens dem Prinzen von Parma anvertrauen wolle. Die kastilischen Landstände

forderten ihn auf, sich die erlittene Schmach nicht gefallen zu lassen; das ganze Vermögen und die Kinder des Landes boten sie dazu an. Auch die Möglichkeiten großer Unternehmungen aber gehören nur einem Augenblick an; im folgenden sind sie schon vorübergegangen.

Zunächst wurden die spanischen Streitkräfte in die Verwickelung mit Frankreich hineingezogen. Die große katholische Bewegung, die daselbst schon lange gärte, bekam endlich die Oberhand und war ganz dazu angetan, der Oberherrschaft Philipps den Weg zu bahnen. Aber Königin Elisabeth hielt dafür, daß der Tag, an welchem Frankreich in dessen Hände falle, der Vorabend ihres eigenen Unterganges sein werde. Auch sie wendete ihre besten Kräfte nach Frankreich, um die Widersacher Philipps aufrecht zu halten. Als Heinrich IV.[27]), an die äußerste Küste der Normandie zurückgedrängt, beinahe verloren war, ist er durch ihre Hülfe in den Stand gesetzt worden, sich zu behaupten. Bei den Belagerungen der großen Städte, mit denen es ihm noch oft zu mißlingen drohte, haben die englischen Truppen hier und da das Beste getan. In dieser Staatskunst konnte es die Königin nicht irren, daß Heinrich IV. sich genötigt sah und es mit seinem Gewissen vereinbar fand, zum Katholizismus überzutreten. Denn offenbar ward er dadurch um so mehr fähig, ein staatlich unabhängiges Frankreich herzustellen, und zwar im Gegensatz und Kampf mit Spanien. Auf diesem Gegensatz aber beruhte die staatliche Freiheit und Unabhängigkeit von England selbst. Wie der Wechsel des Bekenntnisses, so war der Friede, zu welchem Heinrich IV. schritt, der Königin widerwärtig; sie setzte ihren Einfluß gegen dessen Abschluß ein. Aber da dabei die Spanier die Plätze aufgaben, welche sie an den französischen Küsten innehatten, in deren Besitz sie auch für England gefährlich wurden, so konnte sie doch in der Tat nicht von Grund aus dagegen sein.

Den großen Kämpfen zu Lande gingen wiederholte Angriffe der englischen und holländischen Seemacht zur Seite, von denen es zuweilen schien, als würde dadurch der spanische Staat in seinen Grundfesten erschüttert. Elisabeth hat einen Versuch gemacht, Don Antonio auf den Thron zurückzuführen, von dem ihn Philipp verdrängt hatte[28]). Aber noch waren die Gemüter der Portugiesen selbst für einen Abfall bei weitem nicht hinreichend vorbereitet; das Unter-

nehmen scheiterte in den Vorstädten von Lissabon. Auf das lebendigste beschäftigte dieser Krieg die Engländer. Das Parlament verstand sich zu immer reichlicheren Bewilligungen; von zwei Fünfzehnten und einem einfachen Hülfsbetrag (ungefähr 30000 Pfund), welche es zu gewähren pflegte, stieg es 1593 zu drei Hülfsbeträgen und sechs Fünfzehnten auf. Freudig rüsteten die Städte auf ihre eigenen Kosten, und man fand Leute genug, um die Schiffe zu bemannen. Die völkische Tatkraft nahm ihre Richtung auf die See. Auch ist den Engländern einiges gelungen; in dem Hafen von Corunna haben sie die dort angehäuften Vorräte, die wahrscheinlich zu einer Erneuerung der Unternehmung dienen sollten, vernichtet [29]). Einst ist der Hafen von Cadiz eingenommen und die Stadt selbst besetzt worden [30]); mehr als einmal hat man Westindien aufgeschreckt und gefährdet. Mit alledem war noch nichts eigentlich Entscheidendes geschehen; der spanische Staat behauptete ein unzweifelhaftes Uebergewicht in Europa und den ausschließenden Besitz der anderen Erdhälfte: er bildete die große Macht des Zeitalters. Aber ihm gegenüber nahm nun auch England eine gewaltige und furchtbare Stellung ein.

Nr. 3. Bacon und Shakespeare [31]).

Nicht die Zeiten der großen staatlichen Kämpfe selbst sind für schriftstellerische und künstlerische Betätigung die günstigsten; vielmehr sind es die, welche solcher vorangehen oder nachfolgen, in denen dieselbe Anregung anfängt oder fortdauert. Ein solches Zeitalter bildeten die drei oder vier Jahrzehnte zwischen der Abwehr der Armada und dem Ausbruch parlamentarischer Unruhen, die späteren Jahre der Königin Elisabeth und die früheren Jakobs I. Es war das Zeitalter, in dem sich das englische Volk zu allgemeiner Welteinwirkung erhob und zugleich die weit aussehenden Irrungen über die wichtigsten Fragen des inneren Lebens begannen. Anders konnte es gar nicht sein, als daß sich in dem Schrifttum der Widerstreit der Anschauungen darstellte, welcher die Geister überhaupt in Bewegung setzte. Aber auch andere großartige Hervorbringungen sehen wir erscheinen, welche weit über diesen Streit hinausragen....

In Schottland wurde die Beschäftigung mit dem klassischen Altertum mit soviel Eifer getrieben wie irgendwo sonst in Europa; nicht jedoch um reine Formen in der Sprache des Landes nachzuahmen, woran man ja auch in Deutschland damals nicht dachte, sondern zum Gebrauch in den gelehrten religiösen Gegensätzen der Zeit und zur Erhaltung des Zusammenhanges mit den Glaubensverwandten von anderen Zungen. St. Andrews ist einmal ein Mittelpunkt für die protestantische Gelehrsamkeit gewesen: Polen und Dänen, Deutsche und Franzosen haben die Hochschule besucht, um unter Melville[32]) zu lernen. Mit einer gewissen Meisterschaft schrieb man lateinisch, auch in gebundener Rede....

In England fanden diese Anschauungen allerdings Eingang, doch drangen sie damals nicht durch. Franz Bacon[33]) ward durch die Aufgabe gereizt, eines der neueren Zeitalter, die Geschichte der Tudore, mit den mannigfaltigsten Abwandlungen, die sie darbot, und den großen Erfolgen, die sie herbeigeführt hatte, ausführlich darzustellen.... Die staatlichen Gesichtspunkte, die dem Verfasser vorschweben, sind fast mehr die des anfangenden 17. als des beginnenden 16. Jahrhunderts; aber diese Zeiten stehen miteinander in enger Beziehung. Denn eben das, was Heinrich VIII. begründet, wollte Jakob I., der es liebte, unmittelbar an ihn anzuknüpfen, fortsetzen. Bacon war ein großer Verteidiger der königlichen Vorrechte.... Bacon war einer der letzten, die das Heil von England in der Ausbildung der einherrschaftlichen Verfassung oder doch in dem Uebergewicht der Berechtigung des Fürsten innerhalb der Verfassung sahen. Die Verbindung der drei Reiche unter der vorwaltenden Gewalt des Königs schien ihm die Grundlage der künftigen Größe Großbritanniens zu enthalten. An die fürstliche Gewalt knüpfte er die Hoffnung einer Verbesserung der Gesetze in England, der Durchführung einer umfassenden Ansiedelungsordnung in Irland, die Annäherung der kirchlichen und richterlichen Verfassung von Schottland an die englischen Gebräuche. Er liebte die Einherrschaft, weil er große Dinge von ihr erwartete. Doch ist nicht zu leugnen, daß er seine Anschauungen mit seinen Vorteilen in eine für die Geltung der ersteren unzuträgliche Verbindung brachte. Gerade bei ihm fühlt man sich erleichtert, wenn man von den Streitigkeiten des Tages auf die freien Gebiete wissenschaftlicher Tätigkeit kommt, in der sein eigentliches Leben war. Er

hat wohl selbst gesagt, er sei geeigneter gewesen, ein Buch in der Hand zu haben, als auf der Bühne der Welt zu glänzen. In den Arbeiten hatte er nur die Wissenschaft selbst, das Ganze der Welt im Auge.

Schon längst war das aristotelisch-scholastische Gefüge, das Erbteil der von der Kirche beherrschten Jahrhunderte, angefochten, und nicht etwas durchaus Neues ist das auf Tatsachen fußende Verfahren, das Bacon ihm entgegenstellte. Aber Bacons Gedanke war von der umfassendsten Richtung; er ging dahin, das Denken und Forschen der Gelehrten von den beschaulich-gottesgelehrten Voraussetzungen, welche den geistigen Gesichtspunkt beherrschten, zu befreien. Die namhaftesten Gegner der Scholastik hatte er doch wieder zu bekämpfen, weil sie die Dinge mit einem neuen Gewebe von Worten und Lehrmeinungen umspannen, die er verwarf. Er dachte die Menschen von den täuschenden Begriffen, von denen sie befangen sind, dem Zauber der Worte, welche die Dinge verhüllen, der überlieferten Anschauung, die durch große Namen geheiligt ist, zu befreien und ihnen die Kreise sicherer Erfahrungswissenschaft zu eröffnen. Die Natur ist ihm das Reich Gottes, das man zu seiner Ehre und zum Nutzen der Menschen unmittelbar durchforschen muß. Von den Sinnen und der Erfahrung soll man ausgehen, um im Umgang mit den Dingen die Ursachen der Erscheinungen zu entdecken. Er würde an sich lieber der Baumeister der allgemeinen Wissenschaft werden, wie er denn schon einen Aufriß zu einer solchen verfaßt hat; aber er besitzt die Zurückhaltung, davon fürs erste abzusehen, im kleinen zu arbeiten, Versuche zu machen, wie er einmal sagt, Ziegel und Steine herbeizuschaffen, die in Zukunft zu dem großen Werke dienen können. Hätte er das nur mit vollkommener Hingebung und hinreichender Kenntnis der Sache getan! Sein Verfahren ist unvollkommen, seine Ergebnisse im einzelnen unzuverlässig; sein Ziel ist großartig. Die Einsicht, nach der er trachtet, bezeichnet er mit heraklitischem Ausdruck des trockenen Lichtes, d. h. eines solchen, welches durch keine Neigung und keinen Nebenzweck getrübt wird; wer sie besitze, stehe gleichsam auf einer Bergeshöhe, zu deren Füßen die Irrtümer wie Nebel treiben. Und nicht allein auf eine Befriedigung des Geistes kommt es ihm an, sondern auf solche Entdeckungen, welche die Tätigkeit des Menschen anregen, seine Wohlfahrt befördern. Die Natur ist zugleich das große Warenhaus

Gottes; die Herrschaft über die Natur, welche die Menschen ursprünglich besaßen, muß ihnen zurückgegeben werden.

Bei dieser Betrachtung stellt sich dem Vernunftgelehrten die Gefahr vor Augen, daß man auch das Wesen Gottes auf diesem Wege zu erkennen vermeinen werde. Bacon fordert eine vollkommene Trennung beider Gebiete; denn nur die zweiten Ursachen könne der Mensch erreichen, nicht die erste, welche Gott sei; nur den natürlichen Dingen sei der Geist des Menschen gewachsen, die göttlichen verwirre er vielmehr. Selbst die Natur der menschlichen Seele will er nicht untersuchen; denn sie stamme nicht von den hervorbringenden Naturkräften, sondern von dem Hauche Gottes her. Wenn es die Richtung der romanisch-germanischen Vernunftforschung auf der Grundlage des Altertums von Anfang an gewesen war, den Glauben mit wissenschaftlichem Verständnis zu durchdringen, so leistet Bacon von vornherein darauf Verzicht. Die scheinbaren Widersinnigkeiten, welche der Christ glauben müsse, hebt er mit einer fast anstößigen Schroffheit hervor; er erklärt es für den Fluch des Ikarus, diese Geheimnisse durchdringen zu wollen. Aber einen um so stärkeren Antrieb sucht er dem menschlichen Geist auf die Erforschung der natürlichen Dinge zu geben. Zu diesen gehören ihm denn auch die Zustände der menschlichen Gesellschaft, denen er sein ganzes Leben hindurch eine aufmerksame und eindringende Beobachtung gewidmet hat. Seine „Essays" sind nicht etwa zweifelsüchtig wie die französischen, von denen er diese Bezeichnung hergenommen haben mag; sie sind durch und durch glaubenstreu. Es sind Bemerkungen über die Lebensverhältnisse, wie sie damals vorlagen, namentlich über die Berührungen des bürgerlichen Lebens mit dem öffentlichen, und Ratschläge, die aus der Wahrnehmung der entgegengesetzten Eigenschaften der Dinge hervorgehen, überaus belehrend für das Innere der englischen gesellschaftlichen Verhältnisse, von weiter Umsicht und ruhiger Weisheit; ebenfalls ein Schatz des englischen Volkes, dessen Lebensanschauungen sich daran aufgebaut haben.

Was kann ein Geschlecht dem anderen Besseres hinterlassen als den Inbegriff seiner Erfahrungen, die dann über den flüchtigen Augenblick hinaus Bedeutung haben, in einer Form, welche sie für alle Zeiten wirksam macht? Darin liegt die irdische Unsterblichkeit des

Geistes. Aber auch ein anderer Besitz von noch umfassenderem Inhalt und unvergleichlichem Wert ward dem englischen Volke durch die Ausbildung der Schauspielbühne zuteil, die eben in dieses Zeitalter fällt. Von jeher hatte es Bühnenvorstellungen gegeben, in den Palästen der Könige und Großen, in den Hochschulen, in den richterlichen und städtischen Genossenschaften; sie machten einen Teil der Vergnügungen der Fastnacht aus oder trugen zum Glanze anderer Festlichkeiten bei. Zu rechtem Leben aber gelangten sie erst, als die Königin sie durch eine allgemeine Erlaubnis ihrem Volke gestattete. Früher hatten die Schüler der höheren Schulen oder die Mitglieder der gelehrten Innungen, die Handwerker in den Städten, die Hausgenossen der Großen und der Fürsten die Darstellung selbst ausgeführt; jetzt bildeten sich Schauspieler von Gewerbe, sie ließen sich bezahlen und spielten das ganze Jahr. Eine ganze Anzahl kleiner Schaubühnen kam auf, welche, da sie geringe Eintrittspreise setzten, die Menge anzogen und mit ihr in Wechselwirkung traten. Die Staatsleitung konnte nichts dagegen haben, da der vornehmste Widerstand, welchen sie zu fürchten hatte, der des Puritanismus, durch die Abneigung dieser Partei gegen das Schaubühnenwesen sich selbst von allem Einfluß darauf ausschloß. Die Schaubühnen wetteiferten miteinander; eine jede suchte etwas Neues zu bringen und dies dann für sich selbst zu behalten. Die Verfasser, unter denen sich ausgezeichnet Begabte fanden, waren nicht selten zugleich Schauspieler. Alle Stoffe der Fabel und der Geschichte — wie denn das Schrifttum durch alteinheimische Erzeugung und Aneignung aus dem Auslande bereits großen Umfang gewonnen hatte — wurden aufgegriffen und durch wiederholte Bearbeitung einem empfänglichen Zuschauerkreis nahe gebracht.

Unter diesem wetteifernden Emporstreben der städtischen Bühnen und ihrer Hervorbringungen hat sich W i l h e l m S h a k e s p e a r e ausgebildet, der damals unter der Menge der Mitstrebenden verschwand, bei der Nachwelt aber von Jahrzehnt zu Jahrzehnt zu größerem Ruhm gelangt ist. Was uns besonders naheliegt, er brachte, wie das keineswegs ungewöhnlich war, eine Reihe von Ereignissen aus der englischen Geschichte selbst auf die Bühne. In das Lob, welches ihm freigebig gespendet worden, daß er sie mit geschichtlicher Treue wiedergegeben habe, kann man nicht so geradehin einstimmen.

Oder wer wollte behaupten, daß sein König Johann und Heinrich VIII., sein Glocester und Winchester oder gar seine Jungfrau den Urbildern gleichen, deren Namen sie tragen? Der Verfasser ergreift die großen Fragen, um die es sich handelt; indem er der Chronik so nahe wie möglich folgt und ihre bezeichnenden Züge aufnimmt, teilt er doch den Personen eine seiner besonderen Auffassung entsprechende Rolle zu. Er belebt die Handlung mit Beweggründen, welche die Geschichte nicht finden würde oder nicht annehmen dürfte; die Persönlichkeiten, die sich in der Ueberlieferung nahestehen und in der Wirklichkeit wahrscheinlich nahestanden, treten bei ihm auseinander, ein jeder in seinem besonders ausgebildeten, in sich einheitlichen Dasein. Natürlich menschliche Züge, die sonst nur im häuslichen Leben erscheinen, durchbrechen die öffentliche Handlung und gelangen dadurch zu verdoppelter dichterischer Wirkung.

Aber wenn sich im einzelnen Abweichungen von dem Tatsächlichen herausstellen, so zeigt die Wahl der Ereignisse, welche auf die Bühne kommen, von hohem Sinne für das Geschichtlich-Große. Es sind fast immer Lagen und Verflechtungen der bedeutendsten Art: das Eingreifen der geistlichen Macht in den inneren staatlichen Hader in „König Johann"; der plötzliche Sturz eines wohlgegründeten Königtums, sowie es sich einmal von der strengen Linie des Rechts entfernt, in „Richard II."; der Widerstand, den ein aufrührerischer Fürst, Heinrich IV., bei den großen Lehnsleuten, die ihn eingesetzt haben, findet, welcher ihn dann durch unaufhörliche Sorge und geistige Arbeit vor der Zeit zum Tode führt; das Glück einer gelingenden auswärtigen Unternehmung, die wir von entschlossener Vorbereitung zu gefährlichem Kampf und vollendetem Siege bereiten, und dann wieder die unselige Lage, in die ein von der Natur nicht zum Herrscher gebildeter Fürst zwischen den gewaltsamen Parteien gerät, bis er so weit kommt, daß er den Schäfer beneidet, dem sich bei seiner Herde ruhige Tage abrollen, in „Heinrich V. und VI.", endlich der Weg der greuelvollen Missetat, welchen der zum Thron nicht bestimmte Königssohn beschreitet, um ihn dennoch zu besteigen. Alles große Züge der Geschichte der Staaten, nicht allein für England bedeutend, sondern sinnbildlich für alle Völker und Fürsten. Die parlamentarischen oder religiösen Fragen berührt der Dichter überaus selten, und es darf be-

merkt werden, daß er in „König Johann“ der großen Bestrebungen, die zur Magna Charta führten, so gut wie nicht gedenkt; dagegen lebt und webt er in den persönlichen Gegensätzen des alten Lehnsstaates, den gegenseitigen Rechten und Pflichten in ihm. Ein Wort wie dies „Wenn du König bist, so bin ich Bolingbroke“ enthüllt die Rechtsanschauung des Mittelalters. Die Rede, welche er dem Bischof von Carlisle in den Mund legt, ist gültig für alle Zeiten. Die Krone, die die oberste Unabhängigkeit gewährt, erscheint dem Dichter als das wünschenswürdigste aller Besitztümer; aber das ehrenreiche Gold zehrt den auf, der es trägt, durch die unruhige Sorge, die es mit sich bringt.

Die Volksstürme, die eine freie Verfassung zu begleiten pflegen, schildert Shakespeare an einigen römischen Ereignissen, bei denen er statt Holinshed[34]) Plutarch[35]) zugrunde legt. Mit Recht entnimmt er sie aus der Fremde, da die näherliegenden eine anderweitige Beachtung angeregt und doch nicht eine gleiche weltgeschichtlich wichtige Bedeutung gehabt haben würden. Was könnte, um ein Beispiel anzuführen, lebendiger zugleich und beziehungsreicher sein als der Gegensatz jener Reden, durch welche zuerst die Ermordung Cäsars gerechtfertigt und dann das Andenken seiner Verdienste erneuert wird? Der Begriff der Freiheit, den die eine zum Bewußtsein bringt, wird mit dem Andenken an die Tugenden und Wohltaten dessen, der die Gewalt besaß, in Gegensatz gebracht und dadurch in den Hintergrund gedrängt; eben dies aber sind die tiefsten und wirksamsten Gefühle aller Zeiten und Völker.

Aber die beglaubigten Ueberlieferungen aus alter und neuer Zeit genügen dem Dichter noch nicht, um alle Tiefen des menschlichen Daseins aufzuschließen; er führt uns in die nebelhaften, nur der Sage bekannten Gebiete des britischen und nordischen Altertums, in denen noch andere Gegensätze der Persönlichkeit und der öffentlichen Dinge zur Erscheinung kommen. Ein König tritt auf, der aus der Fülle des Genusses und der Macht durch übereiltes Zutrauen zu den ihm zunächst Angehörigen in das äußerste Elend gerät, das Menschen betreffen kann; ein Thronerbe, der, durch den Mörder seines Vaters und seine eigene Mutter aus seinem Rechte gesetzt, durch geheimnisvolle Antriebe angewiesen wird, ihn zu rächen; ein Edelmann, der sich

durch versuchten Mord des Thrones bemächtigt hat und im Kampfe dafür unterliegt. Der Dichter führt uns in die unmittelbare Nähe des Verbrechens, seiner Vollziehung und seiner Rückwirkung; es erscheint als eine Eingebung der Hölle und ihrer trügerischen Weissagungen; wir wandern auf den Grenzen der sichtbaren und einer anderen von jenseit her in sie eingreifenden Welt, welche zugleich die Grenzen zwischen Bewußtsein und Wahnsinn sind. Die Abgründe des menschlichen Gemütes tun sich auf, wo es durch unbewußt ihm innewohnende Naturgewalten gefesselt und zugrunde gerichtet wird, alle Fragen über Sein und Nichtsein, Himmel, Hölle und Erde, Freiheit und Notwendigkeit werden in diesen Kämpfen um die Krone angeschlagen. Selbst die zartesten Gefühle, welche menschliche Seelen aneinanderfesseln, liebt er auf dem Hintergrunde öffentlichen Lebens erscheinen zu lassen; dann folgt man ihm aus den Nebeln des Nordens in das sonnige Italien. Shakespeare ist eine geistige Naturkraft, die den Schleier wegnimmt, durch welchen das Innere der Handlung und ihre Triebfedern dem gewöhnlichen Auge verborgen werden. Seine Werke bieten eine Erweiterung des menschlichen Gesichtskreises über das geheimnisvolle Wesen der Dinge und der menschlichen Seele dar, durch die sie selbst zu einer geschichtlichen Erscheinung werden.

Wir erörtern hier nicht die Art und Kunst Shakespeares, ihre Vorzüge oder Mängel; sie hing ohne Zweifel mit den Bedürfnissen, Gewohnheiten und der Sinnesweise seines Zuhörerkreises zusammen; denn wo gäbe es eine stärkere Wechselwirkung zwischen Verfasser und Menge als in einer auf freier Teilnahme beruhenden jungen Bühne? Ihre Regellosigkeit erleichterte sogar die sinnliche Vergegenwärtigung, durch welche hier das Großartigste und Gewaltigste in der Verflechtung großer und kleiner Dinge, die dem menschlichen Wesen eigen ist, wie in unmittelbarer Erscheinung vor die Augen gebracht wird. Die geistige Schöpferkraft ist eine unabhängige Gabe Gottes; daß sie aber zur Entfaltung kommt, dazu gehört die Empfänglichkeit und der Sinn der Zeitgenossen.

Nichts Geringes ist es fürwahr, wenn bald nach der Thronbesteigung Jakobs I. (1603), der die Schaubühne liebte wie seine Vorgängerin, König Lear auf die Bühne gebracht wurde und Franz Bacon ihm sein Werk über die Förderung der Wissenschaften widmete,

beides 1605. Von diesen Geistern prägte der eine Ueberlieferung, Dichtkunst und Weltanschauung der Vergangenheit in unvergänglichen Gestalten aus, der andere bannte deren Gegenstücke von dem Gebiete der Wissenschaft und brach der die Natur überwindenden Tätigkeit der folgenden Jahrhunderte und einer neuen Weltanschauung Bahn.

Ihnen zur Seite arbeiteten viele andere. Die Naturforschung hatte bereits auf dem von Bacon angegebenen Wege begonnen und fand besonders in den höheren Ständen lebendige Teilnahme; neben Shakespeare hat man auch die minder namhaften Dichter der Zeit niemals vergessen. In manchen anderen Zweigen wurden gediegene Werke geschrieben, welche die Grundlage späterer Forschungen gebildet haben. Ihre Eigenart liegt in der Vereinigung der Kunde des Einzelnen, das in seine Besonderheit festgehalten wird, mit einem auf das Allgemeine gerichteten wissenschaftlichen Bestreben.

Es waren die Tage der Meeresstille zwischen den Stürmen, wie man wohl gesagt hat, halcyonische Zeiten[36]), in denen die geistige Schöpferkraft Freiheit der Stimmung genug behielt, um sich mit all ihrer Kraft großen Schöpfungen zu widmen. Wie der deutsche Geist im Zeitalter der Reformation[37]), so nahm der englische im Anfang des 17. Jahrhunderts seine Stelle unter den wetteifernden Völkern ein, die auf dem Boden der abendländischen Christenheit sich voneinander sonderten und auf deren Anstrengungen der Fortschritt des menschlichen Geschlechtes beruht.

Nr. 4. Gegensätze der Zeit und des britannischen Reiches unter Karl I. (1625—1649)[38]).

I.

Wenn man die Anschauung festhält, daß die romanisch-germanischen Völker, wie sie sich unter dem Einfluß der abendländischen Kirche gebildet haben, eine große, untrennbare Gemeinschaft ausmachen, die wieder als eine Einheit in der Welt erscheint, und dann den eigentümlichen Umständen nachforscht, durch welche diese Völkerordnung sich

von allen anderen weltgeschichtlichen Bildungen unterscheidet, so findet man deren vor allem zwei: die enge Verbindung zwischen Staat und Kirche bei fortdauerndem Widerstreit dieser Grundkräfte; und sodann die fürstlich-ständische Verfassung jeder einzelnen Landschaft und der daraus entspringende innere Gegensatz. Zuweilen sind freistaatliche Gestaltungen erschienen, doch haben sie sich von adelsherrschaftlichen und selbst von einherrschaftlichen Formen kaum jemals losmachen können, zuweilen hat die unumschränkte Einherrschaft die Oberhand bekommen. Aber wenn man die Staatsleitungen, die hierfür am meisten namhaft sind, betrachtet, so findet man immer, daß der oberste Wille große landschaftliche oder persönliche Hindernisse beinahe nie überwältigen konnte. So hat es Jahrhunderte gegeben, in denen die großen Fürstentümer von der geistlichen Herrschaft aufgelöst oder erdrückt erschienen; Widerstand aber fand auch das Papsttum. Eben die ständischen Gewalten waren anfangs vielleicht mit ihm verbündet, später ihm entgegengesetzt. Auf diesem Widerstreit der geistlichen und staatlichen, der fürstlichen und ständischen Bestrebungen und der Wechselwirkung unabhängiger Völkerschaften innerhalb einer alles umfassenden, doch nie abgeschlossenen, mehr ersehnten als wirklichen Einheit beruht das eigentümliche Leben des Abendlandes, die Stetigkeit seiner Bildung, sein Uebergewicht in der Welt.

Der große Abfall von Rom, der im 16. Jahrhundert erfolgte, hat diese Völkerordnung nicht aufgelöst; der weltumspannende Gegensatz und Kampf machte die Beziehungen der Entfernten auf einander sogar zuweilen noch enger; sehr wesentlich wirkte er auf die Gestaltung der inneren Verhältnisse der einzelnen Staaten zurück.

Wenn der Protestantismus zur Stärkung der fürstlichen Gewalten, unter deren Leitung er durchgeführt ward, beitrug, so nahmen doch auch die weltlichen Stände an dem Gewinne teil, der aus der Niederlage und Schmälerung der geistlichen Belangen entsprang; sie gelangten durch sie zur festeren Begründung. Eine sehr abweichende Wirkung hatte später die Herstellung des Katholizismus; die Zugeständnisse, die das Papsttum zu dessen Behufe freiwillig machte, kamen vorzugsweise dem Fürstentum zugute. Die Päpste selbst boten alle irgend aufzubringende Geldkräfte ihres vor kurzem eroberten Staates, der nunmehr erst dem Gehorsam vollkommen unterworfen wurde,

zur Erneuerung ihrer kirchlichen Gewalt in allen Ländern auf. In Italien haben sie noch ein neues Großherzogtum geschaffen, vor dem die Gerechtsame seiner städtischen Bestandteile vollends schwanden. Die spanische Einherrschaft, welche in diesem Zeitraum die größte Rolle spielte, hat die landschaftlichen Selbständigkeiten auf der apenninischen wie auf der pyrenäischen Halbinsel, die früher so mächtig gewesen waren, nicht zwar vernichtet, aber niedergehalten, und da sie durch das amerikanische Gold eine von dem guten Willen der Stände unabhängige Macht erlangt hatte, der höchsten Gewalt weit und breit Raum gemacht. Diese beiden Einwirkungen drängten auf das gewaltigste nach Deutschland. Schon vor dem dreißigjährigen Kriege folgte man in den geistlichen und katholischen Staatsgebieten dem Beispiele von Rom, in ihm und durch ihn unterwarf das Haus Oesterreich die ständische Verfassung seiner Reiche und Lande, die sich dem protestantischen Grundsatze angeschlossen hatten. Jener Friedrich von der Pfalz stand an der Spitze der selbständigen Verwaltungen, aber sie wußten nicht sich seiner Sache anzuschließen, sie fielen mit ihm; das Gleiche geschah dann in dem inneren Deutschland: die fürstlich-ständischen Vereinigungen waren in dem inneren Widerstreit so schwach, daß sie zugrunde gingen.

In Frankreich hatte der Katholizismus einmal eine ständische Vertretung gewonnen, doch konnte sich diese Verbindung nicht behaupten. Nachdem der erbberechtigte Fürst durch Uebertritt zum Katholizismus auf seinen Thron gelangt war, gründete er doch seine Gewalt auf das Gleichgewicht der beiden religiösen Parteien. Für seine Nachfolger war das nicht mehr nötig; der katholische Teil schloß sich ihnen auch ohne alle Rücksicht auf ständische Berechtigungen an. Und wenn dann die Großen ihr Heil vornehmlich in der Verbindung mit den protestantischen Belangen suchten, so geschah, daß die kirchlich-staatlichen Selbständigkeiten eine gemeinschaftliche Niederlage durch das Fürstentum und den Katholizismus erhielten; die Staatsgewalt nahm eine um so strengere katholische Farbe an, je mehr sie zur Unumschränktheit aufstrebte.

Die katholisch-fürstliche Grundanschauung erschien hierauf in drei großen Staaten in verschiedener Gestaltung: in der spanischen unduldsam gegen den Protestantismus, doch umgeben mit Landschaftsständen

von gebeugter, aber nicht ganz getilgter Wirksamkeit; in dem französischen duldsamer gegen die Protestanten selbst in dem eigenen Gebiet, aber Meister über die Stände, die eben in diesem Zeitraum vollends unterworfen wurden; in dem österreichischen unduldsam gegen die Protestanten, welche verfolgt und ausgestoßen, und gegen die Stände, welche eben besiegt worden waren. Der zwischen Frankreich und Spanien=Oesterreich ausgebrochene Krieg bewirkte, daß der Grundsatz der unumschränkt=fürstlichen Einheit, welcher in dem ersten durchgedrungen, auch von den beiden anderen ergriffen oder doch versucht wurde. Sehr eigentümlich unterscheiden sich die Verhältnisse der drei Mächte zu den durch das Eindringen der Schweden vor dem völligen Untergang geschützten deutschen Protestanten. Die Franzosen suchten die protestantischen Reichsstände soviel wie möglich unabhängig von Oesterreich zu machen; Spanien gönnte ihnen damals ihren Glauben, wünschte sie aber unter den kaiserlichen Einfluß zurückzubringen. Am kaiserlichen Hofe selbst herrschte wenigstens eine Zeitlang das Bestreben vor, beides zu unterdrücken, ihren Glauben und ihre Selbständigkeit.

So war die abendländische Welt in diesem Zeitraum von einer dreifachen Feindseligkeit durchzogen: der religiösen zwischen den beiden Parteien, von denen die katholische ein unermeßliches Uebergewicht davon getragen hatte; in bezug auf die auswärtige Staatskunst von dem großen Gegensatze zwischen Frankreich und Oesterreich=Spanien; einer dritten in bezug auf die inneren Verhältnisse. Die Einherrschaft war der ständischen Grundanschauung mehr als je Meisterin geworden.

II.

Fassen wir nun zusammen, welches die Stellung Englands unter den Stuarts in diesen großen Fragen war.

Von den Nachkommen Maria Stuarts, zugleich Nachfolgern der Königin Elisabeth, auf welche die Verbindungen beider Königinnen vererbt waren, konnte man nichts Anderes erwarten, als daß sie in die religiösen Streitigkeiten des Festlandes nur wenig eingreifen würden. Sie suchten mit beiden Parteien in gutem Einvernehmen und

selbst in Verbindung zu stehen. Wohl waren sie durch die pfälzische Angelegenheit[39]) in den großen Streit verflochten worden; Karl I. hatte sogar einmal eine Stellung an der Spitze der Protestanten eingenommen[40]), aber er hatte dabei eine Niederlage erlitten, seine Verbindung mit den Protestanten war diesen zum Verderben ausgeschlagen. Er überließ sie seitdem in der Hauptsache sich selbst und verfolgte nur seinen besonderen Zweck, die Herstellung seiner Neffen von der Pfalz.

Im Streite mit den beiden großen Festlandsmächten[41]) hatte Jakob I. noch durchgeführt, was von Elisabeth angebahnt worden war; er hatte dazu beigetragen, den Freistaat der Niederlande von Spanien unabhängig zu machen; das Uebergewicht dieses Staates zu Lande und zur See war ihm selbst widerwärtig. Aber weiter wollte er nicht gehen. Ganz gegen seinen Wunsch und Willen ward er am Ende seiner Tage in Hader mit Spanien verwickelt. Wie in dem religiösen Streite so sollten die Stuarts auch in dem weltlichen zwischen Spanien und Frankreich nicht eigentlich Partei ergreifen. Von dieser Grundrichtung ihrer Staatskunst wichen sie zuweilen ab, kamen aber immer wieder darauf zurück.

Genug, an diesen beiden großen Fragen, welche über die Zukunft der Welt entschieden, nahm König Karl, seitdem es mit seinem Eingreifen einmal mißlungen war, keinen nachdrücklichen selbständigen Anteil mehr. Ein bestimmtes Ziel hatte er dagegen in den inneren Angelegenheiten ins Auge gefaßt. Hier hatte sein Bestreben, wie sehr es auch eigens auf englischem Grund und Boden entsprungene Streitfragen waren, eine Aehnlichkeit mit dem auf dem Festland vorwaltenden: wie die großen katholischen Fürsten so suchte auch er die ständische Mitwirkung in den öffentlichen Angelegenheiten zurückzudrängen und die königliche Gewalt mit den Merkmalen der geistlichen zu verstärken. Nicht als hätte sich Karl I. dem Papsttum wieder zu unterwerfen gedacht; wir wissen, wie fern seine Sache davon war. Nicht einmal über die Formel, in der die Katholiken ihren Gehorsam versprechen sollten, konnte er sich mit dem Papste verständigen. Es war nicht wie bei den anderen Mächten der katholische Gedanke, durch welchen die englische Krone verstärkt werden konnte; man stützte sich vielmehr auf die dem Papsttum abgerungene Gewalt. Die königliche höchste Gewalt über die Kirche sollte durch

die engste Verbindung mit den protestantischen Bischöfen zu einem die drei Reiche umspannenden Mittel der höchsten Gewalt gemacht werden. Das Bistum war in seinem Besitz und seiner Würde befestigt und durch gemeinschaftlichen Gegensatz gegen seine Widersacher, die den Stuarts von Schottland her verhaßt waren, mit der Krone verbunden, deren Sache es als seine eigene verteidigte. Da die Krone Schonung der Katholiken, Unterdrückung der Puritaner in ihrem Vorteil fand, so geschah das Sonderbare, daß die durch die Reformation gebildete kirchliche Gewalt den Anhängern des alten Glaubens günstiger war als den eifrigen Verfechtern des neuen. Eben das entsprach der Lage, in welcher die Stuarts ihre Krone empfangen hatten. Sie wollten Protestanten sein, aber die Feindseligkeiten der Katholiken vermeiden und das Puritanertum womöglich vernichten. Ihr Verhältnis zur bischöflichen Kirche war im großen und ganzen dasselbe, welches Elisabeth begründet hatte; es unterschied sich dadurch, daß die Königin die Katholiken mit entschiedener Feindschaft verfolgt, die Presbyterianer als in diesem Streit unentbehrlich geduldet hatte, die Stuarts aber die Presbyterianer haßten, den Katholiken Duldung zu gewähren suchten.

Und da der Grund der Vereinigung von Schottland mit England und des besseren Gehorsams von Irland in dem Erbrecht der Stuarts lag, welches von beiden Religionsparteien anerkannt wurde, so konnten ihnen die Parlamente in dem Lichte landschaftlicher Unterordnung erscheinen, denen auf die Leitung des Gesamtstaates doch nur ein beschränkter Einfluß zustehe. Die dem Königtum entweder durch seinen Begriff oder durch den Gebrauch der Vorfahren zustehenden Rechte ohne Rücksicht auf sie durchzuführen, hielten sie sich für vollkommen befugt. Sie sahen in den Parlamenten Ratsversammlungen, die man nach Belieben befragen könne oder auch nicht, deren Pflicht es sei, die Krone zu unterstützen, ohne das Recht, ihr etwas vorzuschreiben oder in ihren Bewegungen hinderlich zu werden.

Das ganze Verfahren entsprang aus den Anschauungen, Erfahrungen und Absichten Jakobs I.; sie waren mit ihm auf den englischen Thron gekommen. Wie aber ein hochfliegender Schulweiser so war dieser Fürst doch auch ein gewandter Mann der Erfahrung. Unaufhörliche Bewegung zwischen entgegengesetzten Parteien war ihm

zur Natur geworden. Er vermied es, die Gegner, die er bekämpfte, zum Aeußersten zu bringen; nie trieb er die Sache auf die Spitze. Er verlor sein Ziel keinen Augenblick aus den Augen, aber er suchte seine Absicht auch auf Umwegen zu erreichen, vermittels geschickter, beugsamer Werkzeuge; wer ihm nicht diente, den ließ er ohne Bedenken fallen. Karl I. legte Wert darauf, dieses Schwanken zu vermeiden; er liebte Diener von entschiedener Farbe und Richtung und betrachtete es als Ehrensache, sie allen Aenderungen gegenüber zu behaupten. An den Grundsätzen und Anschauungen, die er von seinem Vater aufgenommen hatte und als etwas Ueberkommenes betrachtete, hielt er ohne Wanken fest; er ging immer geradezu auf das zunächst vorgesteckte Ziel los.

Karl I. galt in der Welt, die ihn umgab, noch immer als ein Mann ohne Fehler, der keine Ausschweifungen begehe, keine Laster habe, Bildung und Kenntnisse die Fülle besitze, ohne damit prunken zu wollen, zwar nicht ohne eine angeborene Strenge, die er aber durch menschliche Gefühle mäßige. Wie er denn schwer dahin zu bringen war, ein Todesurteil zu unterschreiben. Seit dem Tode Buckinghams[42]) wähle er seine Minister nach Fähigkeit und Verdienst, nicht mehr nach Gunst; auch seine Gemahlin übe keinen staatsmännischen Einfluß auf ihn aus. Aber der ruhige, kunstbeflissene, fromme Fürst hatte nun doch auch nicht die Gewandtheit, welche die Staatsverwaltung des Vaters kennzeichnete. Jakob war eigentlich nie zu beleidigen, er nahm alles hin, was er nicht ändern konnte; Karl hatte ein sehr lebendiges und reizbares Gefühl von persönlicher Ehre, er war leicht verletzt und suchte sich zu rächen. Dann aber ging er wohl auf Unternehmungen ein, deren Tragweite er nicht übersah. Es fehlte ihm überhaupt an dem Gefühl der Dinge, welches das Ausführbare von dem, was es nicht ist, unterscheidet. Die Feindseligkeiten, in die er geriet, verfolgte er so eifrig und so lange wie möglich, dann stand er plötzlich davon ab. Man verglich ihn mit einem Geizigen, welcher jeden Pfennig umdreht, ehe er ihn ausgibt, aber dann plötzlich einmal einen großen Betrag wegwirft. Wenn aber Karl I. nachgab, so tat er es doch nie unbedingt. Der Mann der Zuverlässigkeit gewann es über sich, den Versprechungen, die er öffentlich machte, einen geheimen Vorbehalt entgegenzusetzen, der ihn davon

wieder entband. Für ihn war nichts verführerischer als das Geheimnis. Der Widerspruch seines Verfahrens verwickelte ihn in Verlegenheiten, in denen seine Erklärungen persönlich immer noch wahr, doch nur eine Linie breit von Unwahrheit und selbst Unwahrhaftigkeit entfernt sind. Seine Staatsverwaltung an sich hatte einen zweideutigen Zug, indem er die Gesetze von England aufrechterhalten zu wollen erklärte und dann doch Dinge verfügte, die, auf veralteten Gerechtsamen beruhend, dem, was alle Welt für gesetzlich hielt, entgegenliefen, indem er beteuerte, die parlamentarische Verfassung nicht entarten zu wollen, und dann doch alles tat, um der Berufung eines Parlamentes auf lange Zeiten hinaus überhoben zu sein. Bei aller Schonung menschlichen Blutes, die er sich vorgesetzt hatte, ließ er doch an den Gegnern seiner Ordnung die härtesten Strafen vollziehen, welche selbst das Leben gefährdeten; denn alle anderen Rücksichten überwog sein öffentlicher Zweck, er wollte keine Mittel versäumen, um ihn zu erreichen.

Das Verfahren Karls I. aber war, das königliche Vorrecht zur Grundlage der Staatsleitung zu machen. Er hatte dazu keine kriegerische Macht zu verwenden, wie diese damals in Frankreich dazu diente, die höchste Gewalt aufrechtzuerhalten. Den Fremden fiel es auf, wie so ganz der König in den Händen seines Volkes sei; kaum gebe es einige feste Plätze, wohin er sich im Notfall retten könne, alles beruhe auf den Gesetzen und ihrer Auslegung. Eben darum war es ein so großes Ereignis, daß einige Häupter des Richterstandes, und zwar gerade solche, die früher der parlamentarischen Partei angehört hatten, sei es aus veränderter Ueberzeugung und sachwalterischer Parteinahme, da sich in den Gesetzen vieles fand, was sich dafür sagen ließ, oder aus knechtischem Ehrgeiz, um zu den höchsten Ehrenstellen zu gelangen, die Sache des Vorrechtes verfochten. Mit ähnlichem Eifer wie in Frankreich ergriffen manche auch in England den Gedanken von der Staatshoheit der Krone, die allem Parlament vorausgegangen und in den Gesetzen anerkannt sei; aus der Pflicht, das Reich zu verteidigen und zu lenken, leiteten sie das Recht des Königs ab, von den Untertanen die Mittel zu deren Erfüllung zu fordern. Alle entgegenstehenden Bestimmungen der Magna Charta oder der Gesetze Eduards I.[43]) oder die Lehren der Rechts-

bücher, wie sie denn in der Tat vieles Unbestimmte, von den Zeitumständen Abhängige enthalten, verschwanden ihnen dagegen.

Besaß man aber dergestalt einen Anhalt, der als gesetzlich angesehen werden konnte, so war in dem Lord Deputy von Irland[44]) auch schon ein Mann der Verwaltung gefunden, der den Willen und die Fähigkeit hatte, die Staatsleitung durch Vorrecht zu voller Erscheinung zu bringen. Und in der Kirche waltete der Erzbischof von Canterbury[45]), der nie einen Augenblick geschwankt hatte, in einem dem geistlichen Vorrecht, der geistlichen Obergewalt vollkommen entsprechenden Sinne. Er schien nach einem britannischen Patriarchat zu trachten oder es eigentlich dem Wesen nach zu besitzen, dem ähnlich, wie es auch in Konstantinopel den griechischen Kaisern, ihre Absichten fördernd, zur Seite gestanden hatte.

Wiewohl im Verfahren und in der Grundlage abweichend, trafen diese Bestrebungen doch im allgemeinen mit dem zusammen, was in anderen großen Staaten durch ehrgeizige Minister, abhängige Gerichte und ergebene Bischöfe im Namen der Fürsten ausgeführt wurde. Wo war in England die Macht, die dem hätte widerstehen können? Um sich den dumpfen und an dem Mutterlande verzweifelnden Widerwillen zu vergegenwärtigen, der darüber um sich griff, muß man sich erinnern, daß die Gründung von Neu-England durch Auswanderung daher entsprungen ist. Schon früher war eine Schar von flüchtigen Gläubigen, die sich Pilger nannten und eigentlich eine Zuflucht in Virginien suchten, weiter nach Norden getrieben worden, wo sie Neu-Plymouth gründeten. Nach zehn Jahren ihres Bestehens zählte die Pflanzung nicht mehr als dreihundert Mitglieder, und es fehlte ihr an gesetzlicher Anerkennung. Nun aber ward der zunehmende kirchliche Druck für eine Anzahl von Familien von einem gewissen Besitz und Rang in Suffolk, Rutland, Lincoln, Northhampton zum Antrieb, sich eben dahin zu wenden. Da es zu ihrer Sicherheit gehörte, daß sie nicht als rechtlose Flüchtlinge hinübergingen, so verschafften sie sich eine in den Formen des englischen Rechtes abgefaßte Uebertragung von Massachusettsbai und den angrenzenden Gebieten. Aber auch diese genügte ihnen noch nicht; denn nicht auf die Weise anderer Pflanzungen, von England aus, wollten sie beherrscht sein. Zur Uebersiedelung entschlossen sie sich erst dann, als man ihnen aus

der Urkunde auch das Recht nachwies, die Leitung der Pflanzung auf den anderen Erdteil zu verpflanzen. John Winthrop, wenn nicht an Reichtum, worin ihm einige andere vorangingen, aber durch Herkunft und Lebensstellung der vornehmste von den Unternehmern, ward der erste „Governor" der Gesellschaft und der Ansiedelung. Im Jahre 1630 gingen sie in siebzehn Schiffen aus verschiedenen Häfen nach Amerika über, etwa 1500 an Zahl. Jahr für Jahr folgten ihnen andere Züge nach. Denn immer stärker wurde diesseits die Bevorzugung der bischöflichen Kirche; dort fand das Presbyterianertum in der strengen Form, in der man es verwirklichte, freien Boden. Im Jahre 1638 wurden die Ansiedler auf 50 000 angeschlagen; eine Menge von Ansiedelungen hatten sie da bereits ausgeführt.

Und auch schon als eine staatliche Zuflucht erschien diese Ansiedelung. Zwar muß als unbegründet verworfen werden, was man so oft erzählt und wiedererzählt hat, Hampden und Pym[46]) seien durch die Staatsleitung selbst verhindert worden, nach Amerika zu gehen; aber wahr ist, daß sie den Gedanken gehabt haben. Ihre Namen finden sich unter denen, welchen der Earl von Warwick einen großen Küstenstrich, den er erworben hatte, zur Ansiedelung anwies. Das Verzeichnis dieser Namen ist auch sonst merkwürdig; wir finden in ihm Lord Brook, Lord Say und Scale, welche wie der Earl von Warwick selbst zu den Mitgliedern des Adels gehörten, die den Absichten Karls I. und seiner Minister am entschiedensten entgegentraten. Sie galten als Gegner Westons[47]) und der Spanier, als Freunde Hollands und selbst Frankreichs. Was sie noch besonders vereinigte, war die presbyterianische Sache, in welcher die Ansiedelung lebte und webte. Warwick, einer der größten Besitzer von England und in Amerika, war einer der vornehmsten Beschützer der Ansiedelung; seiner Mutter Name glänzt unter denen der Wohltäter der neuen Pflanzung.

Ueberhaupt aber standen die Lords keineswegs auf der Seite des Königs; hatte man doch ihre Einwirkungen schon bei dem Ankämpfen des Unterhauses gegen die aufsteigende Macht Buckinghams wahrgenommen. Wenn der König kein Parlament mehr berief, so verloren sie dadurch den vornehmsten Einfluß auf die öffentlichen Angelegenheiten, den sie besaßen. Der englische Adel teilte nicht die

feurigen Antriebe des französischen; da er sich nicht sofort empörte, so zog er auch nicht die Züchtigungen des Ungehorsams durch die unnahbare Staatsgewalt über sich herein, welche dieser erfuhr[48]). Er erwartete eine gelegene Zeit, um hervorzutreten.

Wie der hohe Adel und noch mehr als dieser fühlte sich die landbesitzende Gentry[49]) durch die Erneuerung abgekommener Gesetze und vergessener Rechtsansprüche bedroht und gefährdet. Die Ausdehnung der Forstgesetze geschah ohne ihre Zuziehung, durch Gerichte von Förstern, Waldmeistern und anderen bei dem Vorteil, der aus ihr zu erwarten war, beteiligten Personen; und deren Wahrspruch ward dann durch Richter bestätigt, welche die Voraussetzung der Parteilichkeit gegen sich hatten. Andere Kreise wurden durch die ehrenrührigen Strafen, welche die geistlichen Gerichtshöfe über Männer von einem gewissen Range verhängten, widerlich berührt. An Prynnes[50]) Angriffen auf das Schauspiel mochten die wenigsten Gefallen finden; daß man ihm aber für einige Worte, welche sich auf die Königin bezogen, die Ohren abschnitt, erschien als eine Beleidigung seines Hochschulgrades und des Rockes der Barrister[51]), den er trug.

Und wie tief wurde das Gemeingefühl gebeugt, als der Spruch der Richter zugunsten des Hofes über das Schiffsgeld[52]) erfolgte! Man sah die Menschen mit traurigem Gesicht schweigend aneinander vorübergehen. Auch die, welche dem König eine neue Einnahme gönnten und sie für notwendig hielten, erschraken doch, daß sie ihm ohne Bewilligung des Parlamentes gewährt werden konnte. Der mindestens zweifelhaften Gesetzlichkeit gesellte sich die Besorgnis hinzu, daß die unzuverlässigen, sittlich verwerflichen, habgierigen Menschen, welche die Ansprüche der Krone verfochten, Meister der Staatsleitung werden würden, ohne daß ein Parlament erwartet werden könne, um ihnen Furcht und Rücksicht einzuflößen. So aber war es nun einmal; niemand hatte eine Stellung, sich dagegen zu erheben; selbst jede freie Meinungsäußerung war mit der äußersten Gefahr verknüpft. Die kirchliche und richterliche Gewalt, auf ihrer Auslegung der Gesetze fußend, beherrschte England. Diese Ordnung dehnte sich durch die Freunde und Anhänger Lauds auf Schottland aus; in Irland hielt ein entschiedener Wille die Zügel auf das strengste angezogen. Es schien doch in der Tat, als ob die Vereinigung der fürstlichen und kirch-

lichen Gewalt, welche in der übrigen romanisch-germanischen Welt vorwaltete, auch in England Besitz nehmen und hierdurch vollends allgewaltig werden würde.

Und nicht ohne Zusammenhang mit diesen Bestrebungen im Inneren war die äußere Staatskunst. Die großen Anglikaner und Verfechter des Vorrechtes der Krone zeigten wenig Eifer für die Sache des europäischen Protestantismus; dagegen sahen die Anhänger des Parlamentes und die Nonkonformisten in dieser Sache gleichsam ihre eigene. Gegensätze der Ansichten, die selbst den Hof erreichten, vornehmlich aber das Land in Gärung brachten und so hauptsächlich veranlaßten, daß die Bestrebungen des Königs auf einen Widerstand stießen, der sich nach und nach unüberwindlich erwies. Der große Kampf begann in Schottland.

Karl I. war von Natur nicht geeignet, diesen Kampf mit Glück zu bestehen. Er war seines mit Ränken erfüllten Hofes und Staates, auf den sogar fremde Mächte einwirkten, nicht vollkommen mächtig. Indem er nur von den mit ihm Einverstandenen Rat nahm, konnte er doch nicht vermeiden, daß diese dabei nicht ihre besonderen Belangen ins Auge gefaßt hätten, worüber die anderen mit erbitterter Hartnäckigkeit die Gegenpartei ergriffen. Er selbst war nur immer mit seinen eigenen Absichten beschäftigt, die Absichten, Kräfte und wahrscheinlichen Schritte seiner Gegner zu ermessen, fehlte es ihm an Scharfsinn; mit der größten Zuversicht sehen wir ihn das Verderblichste unternehmen. Damit war in ihm eine falsche Klugheit verbunden; um eines größeren Endzweckes willen verstand er sich zu Dingen, die er in sich selbst mißbilligte. Indem dann doch seine Grundansichten wieder zum Vorschein kamen jenseit dessen, was er jeden Augenblick tat und zuließ, erschien er in sich selbst unwahr und unzuverlässig; man hielt es für gerechtfertigt, sich gegen die Rückkehr der alten Absichten mit allen Mitteln sicherzustellen. Seine Widersacher dagegen waren folgerichtig, wachsam und mißtrauisch. Dem an sich nicht schwachen, nur schwach vertretenen, aber immer gefürchteten Gedanken der einheitlichen Gewalt setzten sie die landschaftlichen und ständischen Selbstbestimmungsrechte entgegen, die, da sie von den Gefühlen und Gedanken persönlicher Freiheit durchdrungen waren, eine unüberwindliche Macht entfalteten. So konnte es ge-

schehen, daß das eine von den britannischen Reichen zu einer Selbständigkeit gelangte, welche der Krone allen wesentlichen Einfluß entriß, das andere in blutigen, mit gräßlichen Untaten beflecktem Aufruhr für die katholische Bevölkerung dieselbe Unabhängigkeit zu erkämpfen suchte, die dort der protestantischen zuteil geworden, während in dem dritten und größten eine Gewalt zur Geltung kam, welche die königliche aufzusaugen trachtete.

Nr. 5. Verurteilung und Hinrichtung Karls I. (1649) [53].

I.

Bei dem Zustand des Unterhauses [54]) hatte es keine Schwierigkeit, die Anklage durchzusetzen. Der König wird darin bezeichnet als Karl Stuart, gegenwärtig König von England. Zuerst wird er desselben Verbrechens bezichtigt, wegen dessen einst Strafford [55]) verurteilt worden war, daß er nämlich die alten Freiheiten des Volkes und seine Grundgesetze umzustürzen, eine gewaltsame und willkürliche Herrschaft einzuführen gesucht habe; die zweite und vornehmste Anklage ist, daß er Bürgerkrieg erhoben, das Land mit Verwüstung und Blutvergießen erfüllt habe. Man forderte seine Bestrafung vornehmlich deshalb, damit keine Obrigkeit fortan ungestraft zu bleiben hoffen dürfe, wenn sie das englische Volk in Knechtschaft oder anderes Verderben bringen wolle. Der Entwurf ward am 1. Januar 1649 im Unterhause angenommen. Den folgenden Tag gelangte er an die Lords. Sie hatten sich zahlreicher eingefunden als gewöhnlich; in der Regel waren ihrer nicht mehr als vier, diesmal zwölf. Sie setzten sich einmütig dagegen. Lord Manchester erklärte es für einen Ungedanken, daß man den König auf Hochverrat gegen das Parlament anklagen wolle; denn aus König, Lords und Gemeinen bestehe das Parlament [56]). Es könne kein Parlament geben ohne den König. Lord Northumberland bemerkte: es seien im Lande gewiß zwanzig Einwohner gegen einen zweifelhaft, wer von beiden Teilen den Krieg begonnen habe, und über den Fall selbst gebe es kein Gesetz. Wie unvernünftig wäre es vorzuschreiten, wo der Tatbestand zweifelhaft,

und wäre er unzweifelhaft, doch kein Gesetz vorhanden sei. Hierauf kam der Antrag auf die Errichtung eines Gerichtshofes über den König zur Erörterung. Der Sprecher des Hauses, Denbigh, der seinen Namen unter denen fand, die man zu Mitgliedern dieses Hofes bestimmt hatte, erklärte doch in diesem Augenblick, er wolle sich eher in Stücke reißen lassen, als an einer so abscheulichen Sache anteilnehmen. Die beiden Entwürfe wurden einmütig verworfen; das Haus vertagte sich auf eine Woche, so daß es zunächst mit der Sache nicht weiter behelligt werden konnte.

Wenn nun aber das Haus der Lords seine Mitwirkung versagte, so daß kein Schluß der beiden Häuser des Parlaments zu erwarten war, auf welchen auch nur scheinbaren Grund von Gesetzlichkeit konnte das weitere Verfahren sich stützen? In den früheren Streitigkeiten war die Meinung ausgesprochen worden, daß das Unterhaus das ganze Volk vertrete und auf seinem Wege auch ohne die Lords fortschreiten könne [57]); doch war das noch nicht geschehen.

Auch hatte die Absicht, welche dann und wann hervorgetreten war, daß das Parlament die höchste Gewalt an und für sich besitze, bei diesem selbst noch keine Billigung gefunden. Es hatte die Gewalt, die es ausübte, durch die Annahme begründet, daß der Wille des Königs in den Beschlüssen der beiden Häuser dem Wesen nach enthalten sei. Damit ließ sich aber jetzt nicht weiterkommen; man brauchte einen Grundsatz, der von aller Rücksicht auf König und Lords entband. Man ergriff den Gedanken des Volkshoheitsrechtes und seiner Verkörperung durch die Gemeinen. Am 4. Januar verwandelte sich das Unterhaus in einen großen Ausschuß, um über den Umfang seiner Rechte Beschluß zu fassen. Es setzte zu diesem Zwecke drei oberste Grundanschauungen fest: der Ursprung aller Gewalt unter Gott liege im Volke; den Gemeinen stehe, da sie von dem Volke gewählt seien und es verträten, die höchste Gewalt zu; was von ihnen für Gesetz erklärt worden, auch ohne Beistimmung des Königs und der Lords, das sei Gesetz. Nachdem das Haus wieder als solches zusammengetreten war, wurden diese Grundsätze von einem Mitgliede nach dem anderen anerkannt. An sich ein Ereignis von unabsehlicher Tragweite, daß ein Gedanke, der im Reiche vernunftwissenschaftlicher Erwägungen entsprungen ist, nachdem er von einer mäch-

tigen, im Besitz der Waffen befindlichen Partei ergriffen worden war, in dem noch vorwaltenden ständischen Körper eines großen Volkes zur Geltung kam. Es gibt keinen einzelnen staatsrechtlichen Gedanken, der im Laufe der letzten Jahrhunderte eine ähnliche Wirksamkeit ausgeübt hätte wie dies Volkshoheitsrecht. Zuweilen zurückgedrängt und nur die Meinungen bestimmend, aber dann wieder hervorbrechend, offen bekannt, niemals verwirklicht und immer eingreifend, ist es der ewig bewegliche Gärstoff der heutigen Welt. Die grundsätzliche Behauptung der vollsten Rechte der Unabhängigkeit des Volkes paarte sich im Parlament mit tatsächlicher Unterwerfung unter eine soldatische Gewalt.

In dem Hause der Lords ward in Abwesenheit Manchesters und Northumbersland noch der vermittelnde Vorschlag zu einer gesetzlichen Bestimmung gemacht, kraft deren es für die Zukunft als Hochverrat angesehen werden sollte, wenn ein König Krieg gegen das Parlament und das Reich von England erhebe; er sollte dann im Parlament gerichtet werden. Man erkennt den Unterschied; dabei wäre die alte Verfassung und selbst die Rettung des Königs gesichert worden. Aber auf den Grund der einmal ergriffenen und als gültig anerkannten Anschauung, vor welcher alle wirkliche Gesetzlichkeit verschwand, glaubte das Unterhaus, wie es nunmehr war, berechtigt zu sein, auf seinem Wege fortzuschreiten. Es beschloß, daß die von den Lords verworfene Verordnung zur Errichtung eines Gerichtshofes über den König in den gewöhnlichen Formen des englischen Verfahrens ausgefertigt werden sollte. Auf diesen Grund hin versammelte sich der bereits ernannte Ausschuß und ordnete die Niedersetzung eines hohen Gerichtshofes an, dessen Mitglieder unverzüglich ernannt wurden. Alles ward vorbereitet, daß sie am 20. Januar in der Westminsterhalle ihre Sitzungen beginnen konnten.

II.

Erst in Windsor, wohin Karl I. gebracht wurde, vernahm er, was in dem Parlament vorgegangen, daß die Partei, die mit ihm unterhandelt hatte, zerstört war; er fing an zu besorgen, daß man ihn der Staatsleitung berauben wolle. Er meinte, man werde den

Thron seinem Sohn anbieten und ihn in irgend einem Schloß, etwa dem Tower, gefangen halten; er war gefaßt darauf. Als man ihm ankündigte, daß er nach London gebracht werden sollte, rief er aus: „Gott ist allenthalben!“ Aber nicht ein langes Gefängnis, noch eine geheime Ermordung, sondern, was niemand erwartet hatte, eine förmliche Anklage im vollen Lichte der Oeffentlichkeit stand ihm bevor.

In St. James, wohin er geführt wurde, unterließ man endlich die Formen der Huldigung, mit welchen er bedient zu werden pflegte. Am 20. Januar ward er vor den Gerichtshof gebracht, der Leben oder Tod über ihn aussprechen sollte. Alles war gespannt, ob er den Gerichtshof anerkennen und auf die Anklage Rede und Antwort geben würde. Die Independenten[58]) ließen vernehmen, wenn er sich verteidige, würden vierzehn Tage zu seiner Verurteilung nötig sein; sollte er sich weigern, so würde man in vier Tagen zum Ziele kommen.

Die Mitglieder des Gerichtshofes behielten ihre Hüte auf, als der König, von Oberst Thomlinson und bewaffneter Mannschaft geleitet, in die Westminsterhalle eintrat. Auch er entblößte sein Haupt nicht. Sie erkannten ihn nicht als ihren König, er erkannte sie nicht als seine Richter. Bei den ersten Worten der Anklage, in denen es hieß, daß ihm die höchste Gewalt vom Volke anvertraut sei, unterbrach er den Beamten, der sie vorlas, mit der Bemerkung, daß er die königliche Gewalt durch Erbrecht besitze, sie sei ihm nicht (von Menschen) anvertraut. Die heftigsten Ausdrücke, welche folgten, in denen er als Verräter, Mörder, öffentlicher Feind bezeichnet wurde, nahm er mit spöttischem Lächeln hin. Dann forderte der Lordvorsitzende ihn auf, die Anklage zu beantworten; er stellte dagegen das Ansuchen, ihm vorher zu sagen, durch welche gesetzliche Gewalt er hier verhört werde. Einer solchen werde er sich unterwerfen; sollte er eine ungesetzliche anerkennen, so würde er die Pflicht verletzen, mit der er Gott verwandt sei. Weiter war er nicht zu bringen. Indem er hinwegging, fiel sein Blick auf das Schwert, das auf dem Tische lag; er sagte, er fürchte es nicht....

In der zweiten Sitzung sagte der König, er führe nicht allein seine Sache, er stehe für die Rechte des Volkes ein; denn wenn sich ohne Gesetz eine Gewalt erhebe, welche Gesetze geben und die Grund=

rechte des Reiches aufheben wolle, wer im Lande bleibe dann noch seines Lebens sicher oder könne irgend etwas sein eigen nennen? Der Vorsitzende unterbrach ihn mit der Bemerkung: der Gerichtshof sitze hier im Namen der Gemeinden von England, denen der König verantwortlich sei, wie seine Vorfahren. Der König erhob sich. Er leugne das, sagte er, man möge ihm einen ähnlichen Fall nachweisen; niemals seien die Gemeinden von England ein Gerichtshof gewesen. Man ließ ihn nicht weiterreden.... Von einem Rechtsverfahren ist bei dieser Verhandlung nicht eigentlich die Rede. Es bringt nur den Gegensatz der beiden Gewalten, welche die Welt bewegen, zur Erscheinung: der ererbten, geschichtlich gebildeten, mit den bestehenden Gesetzen, den obwaltenden Zuständen verwobenen, und einer anderen, welche der Vertretung des Volkes, wenn auch, wie in diesem Falle, einer höchst unvollkommenen, eine unbeschränkte Macht zuschreibt, vor welches jedes geschichtlich gewordene Recht verschwindet. Der Gedanke des Volkshoheitsrechtes und das göttliche Recht der Könige treten gleichsam Leib an Leib einander entgegen.

Es scheint fast, als habe Karl I. sich versucht gefühlt zu antworten; denn er sprach gern und in diesen Tagen gut; es kam ihm leicht vor, die Anklage im einzelnen zu widerlegen, seine Unschuld an den Tag zu bringen. Darin würde jedoch eine Anerkennung des Gerichtshofes gelegen haben, eine solche wollte er sich nicht zuschulden kommen lassen. Er würde die Ungesetzlichkeit zu ermächtigen, das Recht und die Würde seiner Krone zu verletzen gemeint haben....

Auf Bitten des Prinzen von Wales schickten die Generalstaaten eine außerordentliche Gesandtschaft, um ihr Fürwort für das Leben des Königs einzulegen. In dem Unterhause hielt man nicht für gut, ihnen Gehör zu geben. Die Königin Henriette bat um die Erlaubnis, zurückkommen und um ihren Gemahl sein zu dürfen. Man kannte den Inhalt ihres Briefes, das Parlament legte ihn uneröffnet zur Seite. Der französische Gesandte wagte nicht, sich dafür zu verwenden. Er fürchtete, es werde nicht allein nichts nützen, sondern die Gemüter gegen Frankreich aufregen; sei doch schon die Rede davon, der Auflehnung, die damals in Paris ausbrach, zu Hülfe zu kommen. Endlich entschloß sich Mazarin[59]), einen außerordentlichen Gesandten, de Varennes, nach London zu schicken, doch zugleich mit der Verwar-

nung, daß er sich hüten möge, bei seiner Verwendung für Karl I. den Belangen von Frankreich zu schaden. Varennes langte aber erst in Boulogne an, als in London alles vorüber war.

... Ungehindert durch den Einspruch des Königs faßte das Gericht, nachdem einige Zeugen vernommen waren, am sechsten Tage des Verfahrens, 25. Januar, den Beschluß, den König als Wüterich, Verräter, Mörder und öffentlichen Feind des Gemeinwesens von England zum Tode zu verurteilen. Zwei Tage darauf sollte dem Verurteilten der Spruch eröffnet werden. Der König bat dann noch einmal um Gehör vor Unterhaus und Lords, nicht als hätte er einen besonderen Vorschlag zu machen gehabt; es verlangte ihn nur nach einer Versammlung, vor der er sich aussprechen könne. Der Vorsitzende bemerkte, das laufe nur darauf hinaus, daß der König zu den Mitgliedern des Gerichtshofes reden wolle, ohne ihn anzuerkennen. Ohne weiteren Verzug ward das Urteil verlesen, durch welches Karl Stuart wegen seiner Verrätereien und Verbrechen zum Tode verurteilt wurde. Karl versuchte nun doch noch zu reden, mit beleidigender Hast ward er daran verhindert. „Sie dulden nicht," sagte er, „daß Ihr König mit Ihnen rede. Welche Gerechtigkeit haben erst andere von Ihnen zu erwarten?"

Das Leben war vorüber. Unter dem Beistand des Bischofs Lexon nach Empfang der Sakramente darauf vorbereitet, um vor Gott zu erscheinen und dem Rechenschaft zu geben, dem er sie allein schuldig sei, hatte er nur noch eine königliche und zugleich väterliche Pflicht zu erfüllen. Er ließ seine beiden Kinder, die in der Nähe waren, zu sich kommen: seine Tochter Elisabeth, welche dreizehn, und seinen jüngsten Sohn, Heinrich von Gloucester, welcher neun Jahre zählte. Dem Knaben sagte er, das Heer denke, wie man erzähle, daran, ihn zum König zu machen; aber er habe zwei ältere Brüder, er würde seine Seele gefährden und seinen väterlichen Segen verwirken, wenn er es annehme. Die Tochter bat er, sich nicht um seinetwillen zu grämen; denn es sei ein ruhmreicher Tod, dem er entgegengehe, er sterbe für die Gesetze und Freiheiten seines Landes und für den wahren protestantischen Glauben. Er riet ihr, die Schrift von Laud gegen Fisher zu lesen, um sich darin zu befestigen. Er empfahl ihr und ihren Geschwistern, ihrer Mutter zu gehorchen; seinem

Sohne Jakob, in dem älteren Bruder seinen König zu verehren. Daß dieser den Thron besteigen werde, war ihm über allen Zweifel erhaben. Dann, sagte er, würden sie alle glücklicher sein, als wenn er am Leben geblieben wäre. Er habe allen seinen Feinden vergeben; so möchten auch seine Kinder tun, aber jenen niemals trauen; denn sie seien falsch gegen ihn und, wie er fürchte, gegen ihre eigene Seele. Er hat dabei gesagt, er sterbe als Blutzeuge.

Wie oft hatte er den Wunsch ausgesprochen, noch einmal bei der Bevölkerung seiner Hauptstadt zu sein, die ihm wieder Hinneigungen bezeige! Erst auf dem Blutgerüst wurde es ihm gewährt. Das Blutgerüst war vor Whitehall errichtet, eben da, wo sich die Könige nach ihrer Thronbesteigung dem Volke zu zeigen pflegten. Neben dem Block, wo er enden sollte, stehend, konnte er noch einmal öffentlich sprechen. Er sagte, mit Unrecht lege man ihm den Krieg und seine Greuel zur Last. Die Schuld falle auf die, durch welche er seiner gesetzlichen Gewalt über die bewaffnete Macht habe beraubt werden sollen. Doch seien Gottes Gerichte gerecht; ein ungerechtes Urteil, das er einst zugelassen, werde jetzt durch ein gleiches an ihm selber heimgesucht. Hätte er zuletzt der Willkür und der Veränderung der Gesetze durch das Schwert Raum geben wollen, so würde er nicht an dieser Stelle sein. Er sei der Blutzeuge des Volkes; von einem vergänglichen Königreich — von ihm stammt das Wort — gehe er zu einem unvergänglichen. Auf die Erinnerung des Bischofs bestätigte er nochmals, daß er in dem Bekenntnis der Kirche von England sterbe, wie er es von seinem Vater empfangen habe. Dann hat er, auf dem Block liegend, selbst das Zeichen gegeben, daß nun die Axt auf seinen Nacken fallen möge. Ein Augenblick, so ward das abgeschlagene Haupt dem Volke gezeigt mit den Worten, es sei das Haupt eines Verräters. Alle öffentlichen Plätze, die Zugänge der Straßen, besonders die Eingänge der City waren mit Kriegsvolk zu Pferd und zu Fuß besetzt. Eine unabsehbare Menge von Menschen war dennoch herbeigeströmt. Von den Worten des Königs vernahmen sie nichts; aber sie waren durch die zwar vorsichtigen und besonnenen, jedoch entschiedenen Reden ihrer Prediger von ihrem Sinne auch ohnehin durchdrungen. Als sie das abgeschlagene Haupt erblickten, brachen sie in einen Schrei aus, allgemein, unwillkürlich, in

dem sich das Gefühl der Schuld und der Ohnmacht mit dem Schrecken durchdrang, wie in einem Naturlaut, dessen grauenhaften Eindruck die, welche ihn vernahmen, niemals wieder haben verwinden können.

III.

Manchem wird es im Licht unserer Zeit kaum erlaubt scheinen, auf die Frage zurückzukommen, inwiefern dem Worte, das Karl I. in den großen Augenblicken, die zwischen Jenseits und Diesseits liegen, wiederholt aussprach, „er sterbe als Märtyrer", doch wirklich eine Wahrheit zukommt. Gewiß nicht in dem Sinne, in welchem man es gefaßt hat, als sei er eben nur ein Dulder gewesen, der für die erkannte Wahrheit gelebt und geblutet habe. Er war vielmehr ein Fürst, der sich für die Rechte einer Macht, die er so persönlich faßte wie irgend ein anderer, indem er sie bald zu erweitern, bald nur zu verteidigen suchte, mit allen Mitteln, die ihm zu Gebote standen, offenen und geheimen, im Rat und Feld, im Wortgefecht und mit blanken Waffen, sein Leben lang geschlagen hat und dabei erlegen ist.

Vergegenwärtigen wir uns noch das Eigentümliche der verschiedenen Zeiten seiner Staatsleitung. Denn das Wesen eines Menschen erscheint nicht auf einmal; erst in den verschiedenen Entwicklungsstufen des Lebens entwickelt sich das Selbst und treten die Eigenschaften hervor, die seine Natur ausmachen. In den ersten Zeiten seines öffentlichen Lebens erscheint Karl I., wie die meisten eintretenden Fürsten, von einem gewissen Wunsche, volkstümlich zu sein, durchdrungen. Von persönlicher Abneigung gegen Spanien ergriffen, durchbricht er die Ordnung der inneren und äußeren Staatskunst seines Vaters, die freilich manchem Tadel Raum gab, aber allseitig erwogen war, noch bei dessen Lebzeiten. Nachdem er den Thron bestiegen hat, will er auf dem eingeschlagenen Wege fortgehen; dann aber empfindet er die Macht der Weltkräfte, die er zu kämpfen unternimmt, und die Unzuverlässigkeit der Kreise, auf die er sich stützen will. In den auswärtigen Geschäften, namentlich den deutschen, vermehrt er nur das Unheil und die Verwirrungen. Wir finden ihn mit den beiden großen Mächten, zwischen denen sein Vater hindurchzukommen suchte, auf

einmal im Krieg; auch er bequemt sich endlich zu einer unparteilichen Stellung, indem er den Frieden mit ihnen herstellt. Im Innern reifen die volkstümlichen Grundsätze, die er wenigstens zum Teil anerkannt hat und dann doch nicht zur Geltung gelangen lassen will, zum vollen Bewußtsein ihrer Macht; er kommt in den Fall, den Zugeständnissen, die er ihnen öffentlich nicht verweigern kann, mit geheimer Verwahrung zu begegnen. In alledem erscheint er nicht einmal selbständig, mehr unternehmend und beweglich als von nachhaltiger Tatkraft; vor sich selbst gerechtfertigt, nicht vor der Welt, welche vor allem Festigkeit und Erfolg begehrt.

Es folgt die Zeit der Ruhe im Inneren und des äußeren Friedens. Der König wendet seine Tätigkeit kaufmännischen Bestrebungen zu, seinen Geist beschäftigt er mit Schrifttum und Kunst. Er findet darin eine unendliche Befriedigung. Von allem, was den Menschen vergnügen kann, erschien ihm eine geistvolle Unterhaltung als der vornehmste Genuß. Seine Gemahlin [60]) verschafft ihm das durch sich selbst und ihre Umgebung, dadurch zuerst wird sie ihm wert. Zugleich kam er darauf zurück, die Ordnung seines Vaters auszubilden, die drei Reiche der kirchlichen Einheitlichkeit zu unterwerfen, das königliche Vorrecht soweit festzustellen, daß kein Umwogen parlamentarischer Ansprüche sie erschüttern könne. Er erscheint würdig, ruhig, gebildet, aber auch zu gewaltsamen Maßregeln, regelrechtem Drucke geneigt.

Da brach der Sturm einer allgemeinen Bewegung des Ungehorsams und des Widerstandes auf ihn ein. Nach einigen heftigen Anstrengungen, welche mißlangen, im Angesicht eines allgemeinen Abfalls wurde der König zugleich von dem Gefühl übernommen, daß er zu weit gegangen sei. Auf ein strenges Festhalten, welches unerschütterlich erschien, folgt eine Nachgiebigkeit bis zur Beschämung. Die Männer werden aufgegeben, welche den königlichen Gedanken am kräftigsten vertreten haben; ihren Gegnern werden nicht mehr zurückzunehmende Zugeständnisse bewilligt, denn alles scheint nur auf eine Befriedigung ihrer Ansprüche anzukommen, um ein Gleichgewicht zwischen Vorrecht und parlamentarischem Rechte herzustellen, bis er zuletzt inne wird, daß das unmöglich ist. Die große Strömung der europäischen Dinge, welche eine Wendung zugunsten des rein protestanti-

schen Gedankens genommen hat, kommt seinen Gegnern zustatten. Indem Karl I. sich zum Widerstande gegen sie anschickt, ruft er erst die volle Entwickelung der feindseligen Kräfte auf; er sieht sich in die Notwendigkeit versetzt, ihnen seine Hauptstadt preiszugeben. Es ist für ihn die Zeit mannigfaltiger Irrungen, falscher und trügerischer Staatskunst, inneren Ringens.

Sowie nun aber die unveräußerlichen Rechte der Krone, und nicht allein die öffentliche Einwirkung, sondern der Bestand und der Besitz der bischöflichen Kirche angetastet wird, erheben sich in dem Könige die eingeborenen Abneigungen gegen die Anmutungen, die ihm gemacht werden, in aller Stärke. Von den zufälligen und wechselvollen Einflüssen der Hauptstadt frei, in dem Lufthauch entfernter Grafschaften, wo die alten Begriffe vom Königtume noch Leben haben, unter dem Einfluß einer beleidigten, geflüchteten, aber aus der Ferne wirksamen Gemahlin entschließt er sich, zu den Waffen zu greifen. Dann erscheint er mutvoll, kriegerisch, selbst nicht ohne Feldherrngabe; er hat Erfolge, die ihn noch eine Wiederherstellung seiner Macht hoffen lassen! Aber die Gegner sammeln nicht allein fremde Streitkräfte um sich, sondern in ihrer Mitte entwickelt sich eine noch weit über die ursprünglichen Absichten hinausgehende glaubenswütige zugleich und kriegerische Partei. Der König trägt kein Bedenken, gegen die einen und die anderen mit einem Eifer vorzugehen, der seine Kräfte übersteigt. Auf seine Weisung ist die Schlacht von Marstonmoor [61]) unternommen worden; er selbst hat entschieden, daß man bei Naseby [62]) den Angriff der Feinde nicht erwarten, sondern auf sie anrücken müsse. So unterlag er im Feld; in der Niederlage lösten seine Anhänger sich von selber auf.

Jakob I. hatte von den Streitkräften seiner Gegner Zeit seines Lebens wahrscheinlich einen zu starken, Karl I. gewiß einen zu geringen Begriff, sowohl anfangs, als er den Kampf mit Spanien hervorrief, als in der Zeit, wo er den Schotten seine kirchlichen Gesetze auflegen wollte: Unternehmungen, aus denen alle seine Verwicklungen entsprungen sind. Er kannte weder die Tiefe der berechtigten parlamentarischen Antriebe noch die Tragweite der einmal aufgeregten Gegensätze; er nährte die glänzendsten Hoffnungen, als er seinem Untergang am nächsten war. Denn er traute vor allem auf die

innere Macht der Rechte und Vorstellungen, die er verfocht. Wenig bedachtsam in seinen Unternehmungen, war er doch in der Tiefe von gediegenem Geiste; nicht selten unentschlossen und unzuverlässig — wir wissen, wie er es liebte, zwei Sehnen an seinem Bogen zu haben —, verlor er doch nie die hohe Bedeutung seiner Sache aus dem Auge. Er neigte sich von Natur zu Zugeständnissen, aber weder die Drohungen der Gegner noch die Bitten der Vertrautesten konnten ihn dahin bringen, eine staatlich-religiöse Linie zu überschreiten, die er mit Scharfsinn und Gewissenhaftigkeit wahrnahm. Die Grundüberzeugungen, auf denen die Verbindung der Krone mit der geordneten Kirche ruht, hielt er unerschütterlich fest.

Im Unglück erscheint er nicht ohne sittliche Größe. Es wäre ihm leicht gewesen, sein Leben zu retten, hätte er den Schotten die ausschließende Herrschaft des Presbyterianertums in England oder den Independenten die tatsächliche Unabhängigkeit des Heeres, wie sie sie begehrten, zugestehen wollen. Daß er das nicht tat, ist sein Verdienst um England. Hätte er sein Wort dazu gegeben, die bischöfliche Verfassung der Kirche aufzulösen und ihre Güter auf immer zu verkaufen, so läßt sich nicht absehen, wie sie jemals hätte wiederhergestellt werden können. Hätte er eine Ausstattung des Heeres, wie sie in den vier Artikeln gefordert wurde, bewilligt, so würde die Selbstverwaltung der Körperschaften und der Gemeinden, die spätere parlamentarische Staatsleitung selbst unmöglich geworden sein. Insofern kann der Widerstand, den er leistete, nicht hoch genug angeschlagen werden. Der Umsturz der Verfassung, welchen die Independenten ganz offenbar unternahmen, brachte ihm vielleicht noch immer nicht deren letzte Absicht, die Errichtung eines Freistaates, aber doch seine eigene Stellung ihnen gegenüber zum vollen Bewußtsein. Insofern ist allerdings etwas von einem Märtyrer in ihm, wenn ein solcher so genannt werden kann, der sein persönliches Dasein geringer anschlägt als die Sache, die er verficht, und, indem er untergeht, diese für die Zukunft rettet.

IV. Deutschland.

Nr. 1. Deutschlands Handel und Wandel nach der Reformation [1]).

Man hat wohl behauptet, mit dem Handel und Wohlstande der deutschen Städte sei es gegen die Mitte des 16. Jahrhunderts schon durch die Einwirkung neu entdeckter Handelswege ziemlich am Ende gewesen. Ich kann dies so im ganzen nicht finden. Wenigstens venezianische Gesandte sehen so gut nach wie vor dem schmalkaldischen Krieg eine Hauptstärke von Deutschland in den Städten. Badoëro [2]) findet sie an wohlgelegenen Stellen erbaut, mit schönen Stadthäusern und Palästen, mit vielen und großen Kirchen ausgestattet, denen selbst der Vorzug vor den italienischen gebühre; reinlich gehalten; bewohnt von wohlhabenden Privatleuten und den geschicktesten Handwerkern der Welt; gut bewaffnet und eifersüchtig auf ihre Freiheit.

Ihm zufolge waren die Seestädte noch keineswegs in Verfall. Den Städten Hamburg, Lübeck, Rostock, Danzig und Riga schreibt er einer jeden 100—150 eigene Schiffe zu. Danzig war vielleicht der zweite oder dritte Handelsplatz der Welt. Hier trafen beide Wege zu dem Morgenlande, der alte russische Landweg und der Seeweg der Portugiesen, wieder zusammen; der europäische Osten und Westen hatten hier ihren großen Austausch: häufig sah man 400 bis 500 Schiffe auf der Reede.

Noch war der Verkehr im Norden nicht verloren. In dem dänischen Reiche bestätigte der odenseische Vertrag noch 1560 die Hansen in ihren althergebrachten Freiheiten als die meistbegünstigten Fremden. Sie blieben die Herren des Handels auf Schonen; sie hatten den Heringsfang an der norwegischen Küste, der so viel eintrug.

In Schweden hatten sie zwar ihre großen Freiheiten, doch lange noch nicht Zutritt und Handelschaft verloren. Dem Könige zum Trotz eröffneten sie die Fahrt nach Narwa, um mit Rußland unvermittelt in Verbindung zu bleiben.

Ihre wichtigste Station war jedoch noch immer London. Das Vorrecht, dessen sie genossen, war so wirksam, daß sie im Jahre 1551 44 000 Stück Tuch aus England ausgeführt haben, während die Engländer auf eigenen Schiffen nur 1100 verluden. Die Verbindung Karls V. mit England und die Geschicklichkeit seines Gesandten Hans v. Werdern[3]) erhielt sie trotz aller Widersprüche bei ihren hergebrachten Rechten. 1554 verluden sie wieder 30 000 Stück Tuch, wobei sie, wie leicht zu erachten, einen außerordentlichen Vorteil hatten. Aber freilich machte ein solches Uebergewicht, zumal da man nicht immer streng bei den Gesetzen blieb, eine Rückwirkung von England her unvermeidlich, und es kam alles darauf an, einer solchen mit Vernunft und Nachdruck zu begegnen.

Der Zwischenhandel zwischen England und den Niederlanden war noch größtenteils in den Händen der Hansen. Die Vorrechte der brabantischen Herzöge bestätigte ihnen 1551 Philipp II.; in Antwerpen, dem vornehmsten Sitze des damaligen Welthandels, bauten sie ein neues prächtiges Verwaltungshaus.

In Frankreich wuchs ihr Gewerbe dergestalt an, daß sie erst damals sich entschlossen, einen beständigen Handelsvertreter daselbst zu halten. In großen Gesellschaften unternahmen sie die Fahrt nach Lissabon. Hier sowie in Flandern, Frankreich und in dem gesamten Westen trafen sie mit den oberdeutschen Landstädten zusammen, die nicht minder in großer Blüte standen.

Rhein und Main waren durch den Verkehr Nürnbergs mit Antwerpen belebt. Die Weltstellung Nürnbergs ist, daß es sozusagen an die Stelle der so oft in Vorschlag gebrachten Wasserverbindung zwischen Rhein und Donau trat. Man hat berechnet, daß die Waren vom Ausfluß des Rheins bis zum Ausfluß der Donau über Nürnberg nur vierzig Stunden Weges zu Lande zu machen hätten. Doch begnügte man sich hier nicht etwa mit reinem Zwischenhandel; schlesische Leinwand, italienische Seide, englische Tuche bearbeitete man erst, ehe sie weiter vertrieben wurden. Man kennt die Mannigfaltigkeit des der Kunst nahe verwandten Handwerks, das von allen Seiten der Welt sich hierher zog und seine Erzeugnisse von hier in alle Welt aussandte. Im Jahre 1544 befand sich einer von unseren Venezianern hier; dieser einsichtige Freistädter kann den Nürnbergern seine

Bewunderung nicht versagen. Er rühmt, wie sparsam sie in ihren Häusern leben; wie sie sich nicht allzuprächtig in Seide und kostbares Pelzwerk kleiden, ihre Feste mit Mäßigkeit begehn; wie sie dann, da sie in der Fremde und zu Hause immerfort gewinnen, täglich reicher werden. In demselben Sinne werde die Stadt verwaltet. Man könne rechnen, daß sie jährlich bei drei Viertel ihrer Einkünfte erspare, sie müsse einen Schatz von 15 Millionen Gulden haben. Wenn Nürnberg die Tochter von Venedig sei, so habe es die Mutter hierin weit übertroffen. Dabei spare man nicht bei dem Notwendigen; ohne Rücksicht auf die Kosten befestige man die Stadt und rüste sie aus; er habe daselbst bei 300 Stück Geschütz, in den Kornhäusern für mehr als zwei Jahre Getreide gefunden; das Volk sei den herrschenden Geschlechtern mehr als irgendwo anders gehorsam. Freilich hatten sich auch diese noch nicht als Adel abgesondert, sie trieben den Handel wie ihre Väter und Mitbürger. Ihr einheimischer Dichter [4]) findet, daß ihnen Weisheit, Gerechtigkeit und Gewalt zur Seite stehe.

Nicht minder blühte Augsburg. Die Kosten des Schmalkaldischen Krieges hat man auf drei Millionen Gulden berechnet, doch ist es wohl ein Irrtum, daß sich die Stadt seitdem nie wieder habe erholen können. Im Jahre 1557 rechnet es Badoëro unter die blühendsten Städte. Es habe die reichsten Wechsler der Welt, die Fugger, Welser, Baumgartner, deren Geschäft sich auf viele Hunderttausende auf einmal belaufe. Im Jahre 1560 bezeichnet es Guicciardini [5]) als die reichste und mächtigste deutsche Stadt. Wie prächtig, mit wie reichen Geschenken empfing man 1566 Kaiser Maximilian II. und seine Gemahlin. Erst im Jahre 1567 versah sich der Rat mit kostbarem Silbergeschirr, prächtigen Schüsseln und Pokalen, worin damals vor allem der deutschen Lande Prunk bestand, um hohe Gäste würdig zu empfangen. Mit großem Behagen verweilt unser Weltbeschreiber Münster [6]) bei Augsburg. Er weiß nicht genug zu sagen, mit welcher Billigkeit die Obrigkeit der Gemeine vorstehe, wie glückhaft und tugendlich die Bürger sowohl untereinander leben als ihren Handel in der Ferne treiben „bis in die weitesten Länder, gegen den vier Winden der Welt gelegen"; wie ehrlich sie ihre Kinder auferziehen; wie ein jeder in Schmuck und Zierat seines Hauses mit den anderen wetteifere; wie prächtig, kostbar und wohleingerichtet ihre

Lebensart und Sitte sei. Der Lustgarten der Fugger übertraf den Park zu Blois; in dem Herwartischen Garten blühte 1559 die erste Tulpe des Abendlandes.

Diese oberländischen Städte hatten im Ausland ähnliche Vorrechte wie die Hanse. In Frankreich erneuerte sie ihnen Franz I. und Heinrich II., sie wurden — ganz wie die Schweizer, die mit Frankreich in so engem Bunde standen — nur zu den alten gewohnten Auflagen verpflichtet und von allen neuen freigesprochen. Für die Messe von Lyon erhielten sie besondere Gerechtigkeiten. Die Parlamente zu Paris und Rouen, in der Bourgogne und der Dauphiné haben die Freibriefe eingetragen. Karl IX. hat sie noch 1566 bestätigt.

Für diesen Verkehr war Lindau von allen westlichen Plätzen, soviel ich weiß, der wichtigste. Der Warenzug zwischen Danzig und Genua, zwischen Nürnberg und Lyon ging über Lindau. Unser Weltbeschreiber nennt es das deutsche Venedig. In Wien hatten Italien, das Wein und Seidenwaren, und Ungarn, welches Vieh und Häute sendete, ihren Verkehr mit den deutschen Donauländern, mit Polen und Böhmen. Die Straße von Wien nach Lyon ging über Lindau. Die Frankfurter Messe kam empor. Italiener und Ungarn, Engländer und Franzosen, Polen und Russen fanden sich daselbst ein. Da erkennt, sagt Scaliger[7]), Morgen- und Abendland seine Landeserzeugnisse wieder, auch sammelt man ewig dauernde Schätze für den Geist.

Diese großen Plätze hatten eine bedeutende Wirkung auf das ganze innere Deutschland. Wie sehr blühte z. B. die Altmark: Stendal, das allein 700—800 Tuchmacher, das kleine Gardelegen, das im Jahre 1547 700 Soldaten werben konnte; man führte den Hopfen in viel tausend Wispeln[8]) aus; der Durchgang des Herings brachte einen sehr bedeutenden Vorteil; man war — ein seltener Fall — reich zu Berlin.

Das Salz, das von Lüneburg, das Korn, das von Magdeburg verschifft ward, erhielt diese Städte in großer Aufnahme. Magdeburg war reich genug, dem Kaiser Karl gegenüber eine Besatzung zu halten, welche bei vier Millionen Gulden gekostet hat. Man machte Saale und Spree schiffbar.

In Schwaben betrieb man das Gewerbe bereits nicht ohne Vorberechnung und in Genossenschaften. Männer und Frauen beschäftigte

das Spinnen und Weben der Leinwand. In Ulm verkaufte man jährlich 100 000 Stück Golsch und Barchent[9]). Die Italiener berechnen, daß zu diesem Barchent doch auch Baumwolle gebraucht werde, die man von ihnen hole, so daß der Vorteil nicht ganz auf deutscher Seite sei. Wenn es sich ja so verhielt, selbst wenn, wie sie behaupten, der Rechnungsabschluß in der Tat im ganzen zum Nachteil der Deutschen ausfiel: so war dies damals eher zu ertragen.

Vielleicht sind die deutschen Erzgruben niemals ergiebiger gewesen. Man kennt jene Sage, die sich an so mancher Stelle wiederholt, von dem Alten, der tief da drinnen in den Bergen hinter eisernen Türen reiche Schätze hüte. Ihre Bedeutung — leicht ist sie zu erraten — hatte damals an vielen Orten eine glänzendere Erfüllung, als man jemals hätte erwarten können.

Vor allem im Erzgebirge. Zwar wollen wir nicht die ungeheuren und unglaublichen Angaben der Chronika Carionis über die Schneeberger Ausbeute wiederholen, soviel Mühe sich auch der gute Albinus[10]) gegeben hat, sie wahrscheinlich zu machen; allein außerordentlich waren sie doch, wie schon ihr Ruf bezeugt. Die Verzeichnisse, obwohl unvollständig, ergeben in den ersten 79 Jahren (bis 1550) bei 2 Millionen Güldengroschen, das ist gegen drei Millionen Taler, die unter die Gewerke verteilt worden. In Annaberg hat man zwischen 1500 und 1600 über viertthalb Millionen Güldengroschen, das ist über fünf Millionen Taler, in Freiberg jährlich lange Zeit zwischen 50 000 bis 60 000 Güldengroschen, zusammen in 71 Jahren über vier Millionen Taler, in Marienberg endlich — wir haben von allen diesen Orten die genauen Verzeichnisse — zwischen 1520 und 1564 über zwei Millionen Güldengroschen, nach späterer Währung bei drei Millionen Taler, ausgeteilt. Die stärkste Ausbeute, Dreifaltigkeit 1540, ward durch ein Lied gefeiert, welches uns erhalten ist. Nun sind dies nur die bedeutendsten Werke, neben denen noch andere blühten; von jenem Betrag sind alle Berg- und Hüttenkosten bereits abgezogen; der Zehnte und Schlagschatz des Landesherrn, der sehr bedeutend, ist dabei nicht gerechnet; viele Zechen baute man frei. Gewiß ist der Ertrag der sächsischen Bergwerke in diesem Jahrhundert auf 30 bis 40 Millionen Taler gestiegen. Unser Venezianer

behauptet, man habe in Dresden täglich 3000 Taler geschlagen, was denn im Jahr eine Million betragen haben würde.

Nicht viel minder reich waren einige österreichische Landschaften. Auch was Joachimstal eingebracht, ist von Bergmeister zu Bergmeister genau verzeichnet. Zwischen 1516 und 1560 hat man daselbst über vier Millionen Taler reinen Ueberschuß ausgeteilt; der Fundgrübner Merten Heidler hat ganz allein mit seiner Frau 100 000 Gülden Ausbeute gehoben.

Erst im Jahre 1525 hat man im Lebertale zu bauen angefangen. Es waren bereits über dreißig Silbergruben im Gange, welche das Jahr niemals unter siebenhalbtausend Mark Silber geliefert haben, als man zu Bachofen und St. Wilhelm überdies auf gediegene Silberstufen stieß.

Unerschöpflich zeigte sich Schwatz[11]). „Da haut und schmilzt man," sagt Münster, „ein unsäglich Gut für und für, Tag und Nacht." Die Einkünfte Ferdinands I. aus diesem Bergwerk werden jährlich auf 250 000 Gulden angeschlagen. In der Tat hat es zwischen 1526 und 1564 über zwei Millionen Mark Brandsilber, das ist über zwanzig Millionen Gulden ertragen.

Indessen aber gingen auch die alten Gruben nicht ein. An dem Rammelsberge ließ schon Herzog Heinrich der Jüngere[12]), ein guter Bergmann, fleißig arbeiten. Wo er aufgehört, an dem goslarischen Stollen, setzte es Herzog Julius[13]) mit noch größerem Eifer fort. Er brachte seinen jährlichen Ueberschuß auf 20 000 Taler höher als sein Vater.

Faßt man dieses alles zusammen, erinnert man sich, wie vieler anderer Silbergruben Matthesius nur allein in Böhmen erwähnt, daß z. B. bei Budweis in sieben Jahren über 23 000 Mark brachen; daß Röhrbüchel[14]) im Jahre 1552 über 22 000 Mark lieferte; daß Rauris und Gastein „mit Gewalt Gold schütteten" und unzählige andere Werke im Gange waren: so möchte man sagen dürfen, daß Deutschland die Masse der im Weltverkehr befindlichen edlen Metalle in diesem Jahrhundert um nicht viel minder vermehrt habe als Amerika — dessen Ertrag, wie wir wissen, sich anfangs lange nicht so hoch belief, als man hat glauben wollen — in den ersten fünfzig Jahren nach der Entdeckung.

Allein es war nicht allein um das Silber. An die bergmännischen Beschäftigungen, die in ihrer abgeschiedenen, besonderen Freiheit und Art auch an und für sich etwas bedeuten, knüpfte sich das mannigfaltige Handwerk an. Wie jener Herzog Julius, „ein rechter Vater aller Handwerksleute", das Eisenwerk zu Gittelde, die Messinghütten zu Buntheim ihnen zum Nutzen in gutem Stande zu halten wußte. Die Waffenschmieden von Suhl versorgten bereits Deutschland und Welschland, Ungarn und Polen. Wie reich an neuen Erfindungen oder Erweiterungen der alten ist diese Zeit: von der feinen Handarbeit des Spitzenklöppelns[15]) auf der einen Seite bis zu den gewaltigen Maschinen des Bergbaues auf der andern, oder den künstlichen Uhrwerken, den sinnreich erdachten Himmelskugeln, jenen Kompassen, die unser Georg Hartmann[16]) mit soviel Beobachtung verfertigte, daß er dabei die Mißweisung der Magnetnadel entdeckte. Unmittelbar befinden wir uns wieder bei den großen geistigen Belangen.

Es war eine allgemeine nach dem Neuen suchende, den Stoff bezwingende kunstfertige Regsamkeit, welche mit dem geistigen Uebergewicht, das man überhaupt in der Welt noch hatte, zusammenhing. Da hatte sich denn, wie man aus Münsters Beschreibung wahrnimmt, über den ganzen Boden hin Behagen und Wohlhabenheit ausgebreitet. Wir sehen bei ihm, wie sich der Landertrag nach den Städten sammelte, etwa der Kornhandel nach Schweinfurt oder Ueberlingen, wie zweihundert Städte, Flecken und Dörfer zu Markte nach Worms gingen; wie man dann das Getreide des Elsaß in alle Länder umher und auch durch Churwalen hinauf in die italienischen Grenzen führte; wie die Kastanien durch die Thüringer Fuhrleute nach dem Norden oder flußabwärts nach England gebracht wurden, auch der Wein von Weißenburg in Brabant und Niederland seinen Mann fand. Mit Vergnügen folgen wir dieser Beschreibung. Von dem Gebirg herab, dessen heilende Kräuter sie namhaft macht, führt sie uns die Flüsse entlang nach den Landschaften, von unzähligen Dörfern und wohlgelegenen Schlössern erfüllt, mit Buchen und Eichen umsäumt, nach den Bergen, wo der Wein kocht, nach der Ebene, wo die Kornähren so hoch wachsen, daß sie dem Reiter auf den Kopf reichen, zu den gesunden Brunnen, zu den heißen Quellen: sie öffnet uns Deutschland

wie eine Sommerlandschaft mit den bunten Streifen ihrer Feldfrüchte, über und über von geschäftigen Händen angebaut; aber, was mehr ist, von einem treuherzigen, in seinen Sitten und dem Ruhme alter Tugend verharrenden tapferen Volke bewohnt.

Nr. 2. Die Niederlande um die Mitte des 16. Jahrhunderts [17]).

Solange die Niederlande den Aufwand des spanischen Staates zum größten Teile trugen, war Kastilien einer solchen Last überhoben: jene blüheten dennoch, dieses erhielt sich in leidlichem Wohlstand. Seit aber die Niederlande sich empört hatten, fiel die ganze Last des Staates auf Kastilien; jene wurden erschüttert, von den Kriegszügen erschöpft, doch bald erhoben sie sich zu neuer Blüte, dieses dagegen ward zugrunde gerichtet.

Diese beiden Länder, beiden Völker, die eine Zeitlang so enge verbunden waren, standen aber auch an und für sich noch in manchem anderen tieferen Gegensatz. Bei den Spaniern wie bei den Neapolitanern finden wir eine entschiedene Richtung zu öffentlichem Hervortreten, zu glänzender Erscheinung. Sie wollen Ritter sein, sie wollen Würden bekleiden; sie scheuen nicht, eine gewisse Pracht auf der Straße mit Armut und Entbehrung zu Hause zu erkaufen. So wie sie eine Beleidigung zu unauslöschlichem Haß antreibt, so verbindet sie eine Wohltat zu parteiischer Ergebenheit. Die Niederländer sind dagegen ganz einem behaglichen bürgerlichen Leben zugewendet. Zuerst muß das Haus, das sie bewohnen, wohl gefüllt, es muß mit reinlichem Hausrat jeder Art ausgestattet sein. Dann bekleiden sie wohl ein öffentliches Amt; doch ist dies einmal geschehen, so sind sie zufrieden und treten auch wieder zurück. In bezug auf den Staat wünschen sie hauptsächlich durch keine Unordnung und Gewaltsamkeit in ihren Besitztümern gestört zu werden; zu persönlichen Parteiungen sind sie weniger aufgelegt. Jene sind kriegerischer, diese friedlicher, jene kühne Angreifer, diese herzhafte Verteidiger; jene mehr auf Gewinn, diese mehr auf Erwerb bedacht.

Welch ein Unterschied ist zwischen dem Vergnügen des Volkes an dem Stier, den der Ritter mit der Lanze entgegenreitend erlegt oder

den man vor steilem Berg einen engen Weg nach dem Fluß herabjagt, wo er ersäuft, und jenen Festlichkeiten, welche sich etwa die schöngeistigen Gilden niederländischer Städte geben, wenn sie, irgendeinen Spruch oder eine verständliche Wahrheit mit sinnbildlicher Pracht darstellend, in Sammet und Seide verkleidet, auf altfränkischen, reichgeschmückten Spielwagen zueinander einzogen! Die Lust der Niederländer war, wenn der ganz gebratene Ochs auf dem Markt zu sehen war, wenn der Wein durch die Rohre sprang, wenn die Männer hoch an den Mastbäumen Kleinode erkletterten, wenn die Frauen nach fern aufgesteckten Preisen um die Wette liefen, wenn dann nachts am hohen Turm zu Antwerpen viel hundert Laternen Freude brannten.

Wenn nun die Spanier Amerika fanden, eroberten und sein Silber erbeuteten, so kam doch der wahre Vorteil, der in Leben und Regsamkeit, Gewerbe und Reichtum bestand, den Niederländern zugute, im Beginn des 16. Jahrhunderts vorzüglich Antwerpen.

Unsere Gesandtschaftsberichte merken an, daß kein Land zu allgemeinem Verkehr günstiger gelegen sei. Zur See könne man in einem Tag von England, in dreien von Schottland, in fünfen von Dänemark, in zehen von Spanien und Portugal dahin gelangen; Frankreich und Deutschland grenze unmittelbar an. Alle diese Vorteile kamen Antwerpen zugute. Es waren daselbst um das Jahr 1566 bei tausend fremde Handelshäuser; eine Menge Spanier, die hier besseren Gewinn hatten als in ihrem Vaterlande; eine Menge Deutsche. Man sagte, zu Antwerpen mache man in einem Monat mehr Geschäfte als zu Venedig, das doch immer einer der ersten Plätze blieb, in zwei Jahren. „Ich ward traurig," spricht Marino Cavallo, „als ich Antwerpen sah; denn ich sah Venedig übertroffen. Der geringe Zoll, obwohl man zugleich einen brabantischen und einen seeländischen erhob, unterstützte die neuen Befestigungen, welche der Rat vorgenommen, sicherten den Verkehr." Cavallo nennt die Stadt die Quelle des Handels. Es ist nicht dieses Ortes, in das einzelne hierüber einzugehen. Die unterrichtende und für die Verhältnisse des gesamten Europa wichtige Darstellung, die Luigo Guicciardini[18]) hiervon hinterlassen, ist in manches andere sattsam zugängliche Buch aufgenommen worden. Aus der Vergleichung jenes Gewährs-

mannes mit unseren Handschriften ergibt sich indes eine Bemerkung, welche vielleicht Berücksichtigung verdient.

Obgleich nämlich Cavallo, der den Venezianern Ratschläge, die sich auf seine Beobachtungen des niederländischen Handels gründen, annehmlich zu machen sucht, diesen ohne Zweifel so genau als möglich untersucht hatte, obgleich Guicciardini, der anfangs allein über Antwerpen schreiben wollte, durch die Einzelheiten seiner Darstellung zeigt, wie gut er die Verhältnisse dieser Stadt kannte — deren Rate hatte er sein Buch gewidmet — so daß gegen das Zeugnis weder des einen noch des anderen an sich etwas einzuwenden ist, so sind doch ihre Angaben sehr verschiedene. Dies ist nur daher zu erklären, daß jener 1550, dieser 1566 schrieb. Gerade zwischen diese Jahre fällt die größte Blüte, die der Antwerpener Handel überhaupt[19]) erlebt hat. Sollte selbst eine oder die andere Angabe unserer Gewährsmänner nicht ganz genau sein, so ist doch leicht zu ermessen, wie wichtig eine Vergleichung zwischen beiden ist, um den Fortgang des Verkehrs einigermaßen zu fassen.

Dann erscheint der Fortschritt in der Tat bewundernswürdig. Von Portugal kamen im Jahre 1550 für 300 000 Dukaten[20]) Edelsteine, Gewürze, Zucker; der Verbrauch der Kolonialwaren nahm so zu, daß man im Jahre 1566 Zucker und Gewürz allein für 1 600 000 Dukaten von Lissabon einführte. Von Italien brachte man 1550 für eine Million, sechzehn Jahre später für drei Millionen Dukaten rohe und verarbeitete Seide, Kamelott[21]) und Goldstoff. Die gesamte osterländische Einfuhr, die sich auf Korn, Lein, Holz erstreckte, betrug 1550 drittelhalbhunderttausend Dukaten; 1566 an Korn allein über anderthalb Millionen. Wenn man im Jahre 1550 den Wert zugleich der französischen und der deutschen Einfuhr auf 800 000 Dukaten anschlug, so berechnete man 1566 die französischen Weine allein auf eine Million Ecus[22]), die Rheinweine auf anderthalb Millionen Dukaten. Nach Brügge kam 1550 für 350 000 Dukaten, 1566 für 600 000 Dukaten spanische Wolle.

Am meisten aber war ohne Zweifel der englische Handel in Schwung gekommen. Cavallo rechnete zu seiner Zeit die gesamte englische Einfuhr, Zinn, Wolle und Tuch, auf 300 000 Dukaten. Guicciardini schlug dagegen die Wolle auf einen Wert von drittel=

halbhunderttausend, Tuche und Zeuge aber — wer sollte es glauben, da man sich überredet hat, die Kunst, Tuch zu bereiten, sei erst mit niederländischen Flüchtlingen nach England übergewandert! — auf mehr als fünf Millionen Dukaten an[23]). Hiernach muß sich der spanische Verkehr mit den Niederlanden in dieser Zeit beinahe verdoppelt, der portugiesische, französische, deutsche gewiß verdreifacht haben; der englische wird, was kaum glaublich scheinen sollte, auf das Zwanzigfache gestiegen sein. Freilich hatten sich auch binnen vierzig Jahren die niederländischen Handelsleute zu London von ihren Buden mit Töpfen und Bürsten zu den prächtigsten Warenlagern mit allen Schätzen der Welt erhoben. Wenn Cavallo die seidenen Zeuge, die Spezereien und was man sonst 1550 nach England führte, auf eine halbe Million ansetzt, so berechnet Guicciardini 1566 den Gesamtverkehr beider Länder auf zwölf Millionen. Hier zeigt sich, warum Elisabeth vor dem Aufruhr mit Philipp, nach dem Aufruhr mit den Provinzen gute Freundschaft zu haben genötigt war.

Doch nicht allein Antwerpen blühte. Cavallo rühmt am meisten, daß das Gewerbe über das ganze Land verbreitet sei: in Kortrijk, Doornijk, Ryssel mache man hauptsächlich Tuch; Kamelott zu Valenciennes; in Douay Tischtücher; in Brüssel wirke man die schönen Tapeten. Holland liefere nicht allein den Ertrag seiner Viehzucht, sondern auch die Leinwand; Seeland gebe wenigstens gesalzene Fische. Von alledem steige der reine Gewinn jährlich auf eine Million Dukaten. Daher komme es, daß das ganze Land mit Verkehr und Geld gefüllt, daß niemand so niedrig, so unfähig sei, der sich nicht nach seinem Stand dort wohl befinde.

Wenn nun der Handel das Gewerbe, das Handwerk förderte, so berührte dies in einer Ausbildung unmittelbar die eigentliche Kunstübung. Nichts bewundert Soriano mehr als jene Tapeten. Hier zeigt sich, sagt er, was die Geschicklichkeit vermag: wie die Meister, die in Mosaik arbeiten, mit kleinen Steinchen Abbilder der Dinge hervorbringen, so versteht man hier mit wollenen und seidenen Fäden der Arbeit nicht allein Farben, sondern sogar Licht und Schatten zu geben und die Gestalten so gut heraustreten zu lassen, wie nur die besten Maler vermögen. Man berührte jedoch die Kunst nicht allein: man besaß sie in der Tat; ein jeder weiß es.

Wie flüchtig ist indes das menschliche Glück! Es erfolgten die bürgerlichen Kriege, welche das Land verwüsteten und Plünderung über die Städte brachten. Auch über Antwerpen. Wie Guicciardini im Jahre 1580 sein Buch zum zweitenmal herausgab, fügte er hinzu: Die gegenwärtige Zeit verhalte sich zu der früheren, die er beschrieben, wie die Nacht zum Tag. Hierauf, nach der Eroberung durch den Prinzen von Parma [24]), hat dieser Ort nie wieder zu der alten Blüte gelangen können [25]). Im Anfange des 17. Jahrhunderts war er von gewiß anderthalbhunderttausend Einwohnern bis auf etwa die Hälfte herabgekommen.

Waren dies die Erfolge eines Krieges, welchen das Land soviel Recht, soviel dringende Gründe gehabt hatte, zu führen?

Es ist wahr: nicht alle seine Erfolge sind glücklich gewesen. Jene Entzweiung zwischen so nahe verbundenen Landschaften, die noch in diesem Augenblick in Religion, Sitte, Sprache sichtbar ist, ward ohne Zweifel durch den Krieg herbeigeführt. Indes Handel, Fleiß, Gewerbe und regsames Leben gingen nicht durch ihn unter: sie fanden eine Zuflucht in Holland. Amsterdam trat an die Stelle von Antwerpen. Fragen wir, wie dies geschah, so müssen wir uns erinnern, daß der Prinz von Parma zwar Grund und Boden, aber nicht die Menschen eroberte. Diese, entweder für ihre Religion oder für den Rest ihrer Besitztümer besorgt oder von Mangel bedroht, flohen vor ihm her. Es war hauptsächlich die Uebersiedelung der tätigen Klassen, welche den Verkehr verpflanzte, welche dem schon an sich in Anwachs begriffenen Handel von Amsterdam einen so gewaltigen, raschen Aufschwung gab, daß er der erste von Europa ward.

Nunmehr machte Holland die Erzeugnisse der Welt sich zinsbar. Es vermittelte zuerst die Bedürfnisse der östlichen und der westlichen Küstenländer an den benachbarten Meeren. Das Holz und das Korn, welches jene, das Salz und den Wein, welches diese gaben, tauschte es gegeneinander aus. Es sendete seine Schiffe zum Fang des Herings nach den nördlichen Gewässern; von da führte es ihn an alle Mündungen der aus den südlicheren Landen kommenden Flüsse, von der Weichsel bis zur Seine. Rhein, Maas und Schelde hinauf brachte es ihn selber. Man schiffte bis nach Zypern, um Wolle, bis nach Neapel, um Seide zu holen; da mußten die Küsten der alten Phöni=

zier einem so weit entfernten deutschen Volk, zu dessen Wohnsitzen sie selber schwerlich gedrungen sind, zinsbar werden. Von den verschiedenen Gegenständen des Handels sammelten sich nun bei den Holländern die größten Vorräte an. In ihren Speichern fand Contarini im Jahre 1610 hunderttausend Säcke guten Weizen und ebensoviel Korn; und Raleigh versichert, daß sie immer mit 700 000 Quarter [26]) Korn versehen gewesen seien, so daß sie auch ihren Nachbarn in Fällen eines dringenden Bedürfnisses zu Hülfe kommen konnten: natürlich nicht ohne großen Vorteil; ein Jahr des Mißwachses galt ihnen für sieben gute. Und keineswegs begnügten sie sich, das rohe Erzeugnis wieder zu vertreiben: selbst der fremden Arbeit fügten sie gern etwas hinzu. Sie führten bei 80 000 Stück Tuch des Jahres aus England, aber ungefärbt; sie erst bereiteten es zum täglichen Gebrauche und hatten dann von dem Verkaufe den größeren Gewinn.

Wenn sie dergestalt einen so großen Teil des europäischen Verkehrs bereits in ihrer Hand hatten, so war doch der glänzendste Vorteil sowie der eigentliche Ruhm ihrer Seefahrten an Ostindien geknüpft. Von allen Feindseligkeiten, die sie gegen Spanien ausgeübt, war die Unternehmung auf Indien diejenige, welche den König und das Volk am meisten erschreckte, am härtesten traf und der Tätigkeit der Holländer selbst den mächtigsten Schwung gab. Contarini bewundert die Ordnung, mit welcher sie um 1610 jährlich zehn bis vierzehn Schiffe dahin sendeten; er gibt das Grundvermögen der Gesellschaft auf 6 600 000 Gulden an. Diese großartige, weltumfassende Bewegung führte sie dann weiter; auch auf unbekannte Länder schifften sie aus. Ihre Bemühungen, eine nördliche Durchfahrt zu finden, die Reisen ihres Heemskercke [27]) verdunkelten vollends den Seeruhm anderer Völker.

Da sah man denn alle Häfen, Buchten, Meerbusen von Holland mit Schiffen bevölkert, alle Kanäle des inneren Landes mit Fahrzeugen bedeckt. Man hatte das bezeichnende Wort, ebensoviele seien dort auf dem Wasser wohnhaft, wie auf dem Lande. Man rechnete 200 größere, 3000 mittlere Schiffe, die ihren vornehmsten Heimatshafen bei Amsterdam hatten. Hart an die Stadt stieß der dichte, dunkle Wald ihrer Mastbäume. Amsterdam nahm unter diesen Umständen ungemein zu. Binnen dreißig Jahren ward es zweimal be-

deutend erweitert: man erzählt, daß im Jahre 1604 daselbst 600 neue Häuser gebaut worden. Für einen Fuß breit Boden, sagt Contarini, gab man einen Scudo [28]). Er rechnet im Jahre 1610 50 000 Einwohner. Da blüheten die Gewerbe: die Arbeiten waren vortrefflich. Die Reichen blieben mäßig und sparsam, wie denn mancher, der das feinste Tuch verkaufte, sich selbst in grobes kleidete; die Armen hatten ihr Auskommen; das Müßiggehen ward bestraft. Da ward es eine gewöhnliche Sache, nach Indien zu schiffen; man lernte mit jedem Winde segeln. Jedes Haus ward eine Schiffahrtschule; es war keins ohne Seekarte. Hätten sie einem Feinde weichen sollen, da sie die See so ganz bezwungen? Die holländischen Schiffe hatten den Ruhm, sich eher zu verbrennen, als sich zu ergeben.

Nr. 3. Deutschland vor dem Dreißigjährigen Kriege [29]).

Blicken wir auf die durchlaufene Bahn zurück, so sehen wir zuerst unser Vaterland durch günstige Umstände in Frieden gesetzt, von dem Auslande abgeschlossen, sich selber zurückgegeben. Man ist reich und gewerbetätig, stärker in den Waffen als irgend ein ander Volk; der Protestantismus überwiegt in allen Teilen des Landes; auf eigenen Bahnen in Schrifttum und Kunst bewegt sich der deutsche Geist. Eine versöhnliche, gemäßigte Gesinnung vereinigt die Häupter des Landes, sowohl die Gewalthaber als die begabten und fähigen Geister; man kann erwarten, daß die noch übrigen Entzweiungen ausgetragen, die Mängel der Verfassung verbessert werden, daß man aber gefährliche Feinde besiege und den Nachbarn Maß gebe, statt es von ihnen zu empfangen. Ja, es war in jenem Reiche lebendiger Geister, welche ein Volkstum ausmachen, in ihren Bestrebungen und Gesinnungen eine großartige Richtung zu gleichartiger allgemeiner Entwickelung, zur Ausführung großer Unternehmungen, zur Bildung zusammenhaltender starker Einrichtungen. Auf seinem Wege hatte man sie vor sich, mit Besonnenheit und überwiegender Rücksicht auf die allgemeine Wohlfahrt wäre man dahin gelangt. Allein es gab auch widerstrebende Kräfte, deren Emporkommen das Ganze zersetzen mußte; eben diese kamen empor.

Ist es die Beschränkung des überwältigenden Grundsatzes oder Leidenschaft oder beides, in dem Protestantismus entwickelt sich über die Kirchenlehre selber ein heftiger Streit. Die Parteien ergreifen die übertriebenen Ansichten und setzen sich einander feindselig gegenüber. Mit untergeordneten Belangen im Bunde fassen sie, sowie die eine oder die andere mächtiger wird, in den verschiedenen Landschaften Fuß. Eine Zeitlang widersetzten sich die vorwaltenden gemäßigten Fürsten dieser Richtung; allmählich, nicht ohne Einwirkung staatlicher Verhältnisse, werden sie selber davon ergriffen. Es zerfallen zunächst die sächsischen Häuser nochmals; es kommt zwischen ihnen zu einer Fehde, die von der einen Seite Widerspiel gegen das Reich, von der anderen Strafvollstreckung von Reichswegen, aber im Grunde doch der alte Zwist ist. Pfalz und Württemberg, so nahe Nachbarn, die Linien der Pfalz untereinander selbst zerfallen. Kursachsen und Kurpfalz, beide Protestanten, aber durch die weiter entwickelten geistlichen Lehrrichtungen getrennt, geraten in die entschiedenste Feindseligkeit. Hierüber versäumt man die großen Belangen, man bringt es in der Reichsverfassung niemals zu dem erwünschten Ziele; die geistige Bewegung des Volkstums nimmt eine Richtung, welche keiner Gesamtunternehmung günstig ist. Das Oberhaupt, mehr geistreich als stark [30]), wird durch den Widerstreit der Meinungen geirrt und weiß nicht seine Entwürfe durchzusetzen. Der Einfluß der Nachbarn, in deren Streitigkeiten man sich einmischt, nimmt aufs neue überhand; man hält die französischen Händel für seine eigenen, Spanien hat wieder seine Parteigänger; man schlägt in ihren Schlachten. Hauptsächlich aber werden durch die heftigen Entzweiungen der protestantischen Meinung gar viele irre; der Katholizismus, welcher geistig (?) bereits besiegt war, der sich indes zu einem ähnlichen Lehrgebäude gestaltet hat wie die entgegengesetzte Lehre, faßt neuerdings Fuß.

Während die beiden protestantischen Parteien sich ihr Gebiet untereinander streitig machen, bemächtigt sich der Katholizismus derjenigen Länder wieder, die er zwar zum größten Teil, aber nicht völlig verloren hatte. Er bekommt einen bedeutenden Verbündeten. Der süddeutsche Adel war von Anfang an gut evangelisch; nur sah er mit Widerwillen, wie durch die Erfolge der Reformation die Fürstenmacht wuchs. Eine Zeitlang versuchte er eine Gegenwirkung, indem

er sich an die heftigste protestantische Partei anschloß. Es ist merkwürdig, wie dies Veranlassung wurde, daß Bayern sich völliger als bisher der katholischen Lehre ergab. Aber auch von den protestantischen Fürsten ward die Unabhängigkeit des Adels bedroht; er sah seine Rettung allein in der Behauptung der geistlichen Fürstentümer. In den Jahren 1563/1567 war seine Bewegung noch protestantisch, doch der fürstlichen Macht entgegengesetzt; das letzte blieb sie ferner, aber eben deshalb warf sie sich in den Dienst des Katholizismus. Seitdem nahm die Gegenreformation, vornehmlich in den geistlichen Fürstentümern, ihren Fortgang. Indessen hatte der Papst ein Mittel gefunden, sich mit einigen Fürsten enger und enger zu verbinden. Bayern ging voran; bald folgte Baden-Baden, der Erzherzog Karl von Steiermark [31]), der Pfalzgraf, der Pfalzgraf von Neuburg. So kleine Fürsten wie der Herzog von Teschen wußten sich doch im Anfang des 17. Jahrhunderts durch Gegenreformationen bemerklich zu machen. Nicht als sei dies alles mit Gewalt durchgesetzt worden; es war auch das Werk der Lehre, es war die Wirkung der Jesuiten, die ihresorts dann auch die öffentliche Meinung zu gewinnen wußten.

Da sich nun zu gleicher Zeit der Calvinismus von der Pfalz aus nach allen Seiten ausbreitete, im heftigsten Gegensatz zu dem wieder emporkommenden Katholizismus, nur siegreich in bereits protestantischen Ländern, so war an keine Vereinigung weiter zu denken. Wie hätte man in diesem Zwiespalt die allgemeinen Belangen sorgsam wahrnehmen sollen! Den Handel auf dem Belt zerstörte Schweden durch unaufhörliche Feindseligkeiten; Dänemark erschwerte die Fahrt durch den Sund mit willkürlichen und starken Zollerhöhungen. Der erste Gebrauch, den die Holländer von einer Freiheit machten, die sie zum Teil mit Hilfe der Oberdeutschen erworben, war, daß sie uns den Rhein verschlossen, den sie nie wieder geöffnet haben [32]). England vernichtete nicht allein die Vorrechte der Gildenhalle; es nahm die Schiffe, die den Kanal auf der Fahrt nach Spanien durchfuhren; zugleich sendete es seine Handelsbevorrechtigten nach Emden, um den englisch-deutschen Verkehr allein zum Nutzen der Engländer einzurichten. Schritt für Schritt sah man ihre Uebermacht kommen, aber man sah ihr zu. Da war keine Abwehr, keine kräftige Maßregel; es war keine Einheit. Fing man doch im Inneren erst jetzt recht an,

ein Gebiet vom anderen durch Zölle zu scheiden. Man hat einmal den Gedanken gehabt, einen Reichsadmiral im Mittelländischen und westlichen Meere aufzustellen, um die Vorrechte des Reiches wahrzunehmen: es blieb ein flüchtiger Gedanke.

Immer weiter griff die Entzweiung. Der Reichsabschied mußte 1618 allein in Gegenwart der Katholischen verkündet werden, alle anderen hatten sich in Entrüstung entfernt. Im Jahre 1613 erklärten die Korrespondierenden, die Stimmenmehrheit sei ein unerträgliches Joch; vor Erledigung ihrer Beschwerden wollten sie zu keiner Beratschlagung schreiten. Das „schnitt dem Kaiser durchs Herz“, sagt der Verhandlungsbericht dieses Reichstages; tief schmerzt es uns noch heute, die wir diese Dinge betrachten. Schon standen Liga und Union[33]) zum Kampfe gerüstet einander gegenüber; es bedurfte nur jenes Anlasses in Böhmen, so brach er aus. Es war der Dreißigjährige Krieg. Verwüstet, arm, seines Handels beraubt, ein Spiel der fremden Mächte, ging Deutschland aus ihm hervor. Seine Gesittung wie sein Dasein war von dem Ausland abhängig. Wieviel hat es gekostet, wie gewaltige, tiefe langaushaltende Anstrengungen, bis wir wieder erst äußerlich unser eigen wurden, bis alsdann der deutsche Geist selbständige Kräfte entfaltete und uns innerlich befreite.

Nr. 4. Wallenstein (1583—1634)[34]).

Wallensteins Heer war aus allen Völkern zusammengesetzt; in einem einzigen Regiment wollte man zehn verschiedene Völkerschaften unterscheiden. Die Obersten waren wie vor Alters in den kaiserlichen Heeren Spanier, Italiener, Wallonen, Deutsche; er liebte auch böhmische Herren herbeizuziehen, um sie an den kaiserlichen Dienst oder auch an seine eigenen Befehle zu gewöhnen. Der Kroat Isolani führte die leichte Reiterei, eifersüchtig darauf, daß kein Ungar ihm vorgezogen würde. Wir finden Dalmatiner und Rumänen; die letzteren zog Wallenstein den Polen vor, deren Obersten sich unbotmäßig und fremdem Einfluß zugänglich zeigten. Besonders war der norddeutsche Volksteil stark bei ihm vertreten; man findet Brandenburger, Sachsen, Pommern, Lauenburger, Holsteiner. Zu beiden Seiten, unter

Gustav Adolf und Wallenstein, haben die Norddeutschen den Krieg gelernt. Auf das Bekenntnis kam es unter Wallenstein nicht an; einige seiner wehrhaftesten Obersten waren Protestanten. Wir wissen, daß es zu den Grundsätzen bei der ersten Zusammensetzung des Heeres gehörte, Protestanten so gut wie Katholiken aufzunehmen. In dem ungarischen Kriege [35]) haben beide zusammen gegen die Türken gekämpft; beim Wiederaufwogen des religiösen Streites stand man von dieser Mischung ab. Wie die Liga nur Katholiken in ihrem Heere sehen wollte, so hatte das Heer Gustav Adolfs ein durchaus protestantisches Gepräge; unter Wallenstein überwog der kriegerische Gesichtspunkt den religiösen. Die Obersten beider Bekenntnisse bildeten ein einziges eng zusammenschließendes Ganze unter einem General, der nicht danach fragte, zu welchem ein jeder gehörte. So ist es auch in dem französischen Heere in den ersten Jahrzehnten unter Ludwig XIV. und später in dem preußischen unter Friedrich II. gehalten worden.

Wallenstein sah es gern, wenn große Herren in seinen Dienst traten; aber auch Kaufmannssöhne, frühere Juwelenhändler, Emporkömmlinge selbst aus der dienenden Klasse waren ihm willkommen. Bei dem Gemisch der Völker, Bekenntnisse, Stände war das unverbrüchlich kriegerische Gesetz ein doppelt unbedingtes Bedürfnis der Schlagfähigkeit. Die kleinsten Fehler, wie Eigenmächtigkeiten in der Kleidung, wurden bestraft, wie man sagte, um größere zu verhüten. Wenn man im Felde stand, ward etwas mehr nachgesehen, doch nichts, was die Unterordnung hätte gefährden können. „Ich will nicht hoffen," sagte er auf einlaufende Klagen, „daß einer unserer Offiziere sich soweit vergessen hat, unsere Ordonnanzen zu despektieren." Die Ausschreitungen, an denen es leider nicht fehlte, sollte kein Oberer ungeahndet lassen; Nachsicht hierbei fand Wallenstein sträflich und drohte mit Strafvollstreckung an Leib und Leben zu ahnden. Plündernde sind auf der Stelle gehenkt worden. Von Schonung wußte er nichts, weder im Dienste noch vollends dem Feinde gegenüber. Den Antrag, den ihm einst König Gustav Adolf machte, nach dem Vorgang der niederländischen Kriege eine Uebereinkunft zu schließen, daß bei einem Zusammentreffen mit sehr verschiedenen Streitkräften die schwächere Partei sich, ohne zu schlagen, ergeben dürfe, verwarf

er mit den trotzigen Worten: „Sie mögen kombattieren oder krepieren.“

Das oberste aller Verdienste war bei ihm tapferes Verhalten; nur dadurch erwarb man sich persönliche Rücksicht. Wie Piccolomini die entschiedene Gunst des Generals hauptsächlich der Tapferkeit verdankte, die er an der Spitze seiner Reiterei in der Schlacht von Lützen bewiesen hatte, so erwarb sich der Kroatengeneral Isolani bei einem Angriff auf die Schweden bei Ansbach, der Graf Dohna bei der Eroberung von Chemnitz seine Freundschaft. Er hielt immer eine Anzahl goldener Ketten in Bereitschaft, um auf der Stelle belohnen zu können; er erhob selbst in den Adelsstand; seine Kriegskasse war angewiesen, die Kosten für die Ausfertigung der Ernennungsurkunden zu tragen. In sehr außerordentlichen Fällen ersuchte er auch den Kaiser, einem Befehlshaber seine Zufriedenheit auszudrücken. — Man darf behaupten, daß er dem kriegerischen Grundsatz an und für sich selbst ohne Rücksicht auf den Zweck des Krieges, im Sinne der anderthalb Jahrhunderte, die dann folgten, Bahn gemacht habe, sowie er ihm durch die Einrichtung der Beitreibung eine regelmäßige Grundlage schaffte. Er war ein geborener Kriegsfürst.

Solange als er gesund war, liebte Wallenstein mit den Obersten zu speisen; denn nichts verbinde die Gemüter mehr als ein heiteres Gelag. Aber bei aller guten Kameradschaft hielt er den Anspruch der unbedingten Unterordnung fest. Wenn er im Feldlager umherging, wollte er nicht gegrüßt sein; wenn er sich dann in seinen Standort zurückzog, so hielt er darüber, daß niemand in dessen Nähe mit Pferden und Hunden erscheinen, mit klirrenden Sporen einherschreiten durfte. Außerhalb des Feldlagers liebte er eine Pracht zu entwickeln, mit der kein Fürst wetteifern konnte. Was hatte er sich in Prag für einen prächtigen Palast erbaut mit Säulenhallen, geräumigen, hellen, kunstgeschmückten Sälen, dunkeln, kühlen Grotten. In seinem Marstall fraßen 300 ausgesuchte Pferde aus marmornen Krippen; wenn er ausfuhr, geschah es mit einer langen Reihe zum Teil sechsspänniger Prunkwagen. Vogelhäuser, fast im morgenländischen Stil, sorgfältig erhaltene Fischteiche fand man in seinen Gärten. Vom Schlosse in Sagan erzählt man, er habe es zum achten Wunder der Welt machen

wollen. Er hat zugegeben, daß man ihn als Sieger malte, seinen Wagen von vier prächtigen Sonnenrossen gezogen.

Er war kein Freund von Förmlichkeiten; wie oft unterbrach er lange, von Aeußerungen der Untertänigkeit angeschwellte Anreden deutscher Gesandten; er spottete der tiefen Bücklinge, wie sie damals am römischen Hofe gang und gäbe wurden. Aber er liebte von Anfang an den Prunk einer prächtigen Umgebung. Seine Edelknaben, die er gern aus den vornehmsten Geschlechtern nahm, erschienen in blauem Samt, mit Rot und Gold auf das prächtigste angetan; ebenso war seine Dienerschaft glänzend ausgestattet; seine Leibwache bestand aus ausgesuchten Leuten von hoher und schöner Gestalt. Er wollte, besonders seit er Herzog von Mecklenburg geworden war, durch die Aeußerlichkeit eines fürstlichen Hofhaltes Hochachtung einflößen.

Er hatte sich in Italien die Sitte und Art der gebildeten Welt angeeignet. Unter anderem weiß man, wie sehr er die Damen des Hofes zu Berlin, als er einst (1627) daselbst erschien, einzunehmen wußte; von den Anmaßungen, die einige seiner Obersten vor sich hertrugen, war bei ihm nicht die Rede. Aber wehe dem, der ihn in Zorn versetzte! Wie in seiner Jugend, so im Alter war er dann seiner selbst nicht mächtig; er war wie mit Wut erfüllt und schlug um sich; man ließ ihn toben, bis es vorüber war. Er kannte diesen Zustand wohl und suchte die Anlässe, die ihn hervorriefen, zu vermeiden. Er liebte die Aufregung des Gesprächs, in welchem sich leidenschaftliche Aufwallungen eines leichterregten Selbstgefühls Luft machten; die fremden Ansichten erschienen als gefaßte Entwürfe, die augenblicklichen Ausfälle als wohlbedachte Feindseligkeiten. Von denen, die ihn kannten, wurden sie als das, was sie waren, mit dem Worte „Boutaden" bezeichnet; in die Ferne getragen, machten sie vielen Eindruck. Jedermann, der in seine Nähe kam, litt von seiner Launenhaftigkeit, seinem zurückstoßenden Wesen, seinem gewaltsamen, rücksichtslosen Gebaren. Sein Ruf schwankte zwischen zwei äußersten Gegensätzen, daß er das wildeste Untier sei, welches Böhmen hervorgebracht habe, oder der größte Kriegshauptmann, dessengleichen die Welt noch nicht gesehen.

Sein Antlitz erscheint, wie es die bestbeglaubigten Bilder darstellen, zugleich männlich und klug, man könnte nicht sagen groß und

bedeutsam. Er war mager, von blasser, ins Gelbe fallender Gesichtsfarbe, von kleinen, hellen, schlauen Augen. Auf seiner hohen Stirn bemerkte man den Stempel der Gedanken, nicht der Sorgen: starke Linien, keine Runzeln. Früh ward er alt; schon in den vierziger Lebensjahren erbleichte sein Haar. Fast immer litt er am Zipperlein; in den letzten Jahren konnte er nur mit Mühe an seinem spanischen Rohr einherschreiten, bei jedem Schritte sah er um sich. Aber in ihm lebte ein feuriger Antrieb zu unaufhörlicher Bewegung, Unternehmung, Erwerbung, durch seinen Gesundheitszustand nicht allein nicht erstickt, sondern eher angereizt, der ehrgeizige Trieb, sich nach allen Seiten geltend zu machen, seine Macht und die Bedeutung seines Hauses zu gründen, die alten Feinde zu seinen Füßen zu sehen.

Es gab nichts, was ihm so sehr im Wege stand, als der geistliche Einfluß und die Anmaßungen der hohen Geistlichkeit. Wie Wallenstein die Soldaten liebte, so haßte er die verweltlichten Priester. Er hatte nichts dagegen, wenn etwa mit einem Klostergeistlichen, der in dem Heere mitzog, nach Kriegsgebrauch verfahren wurde; „denn wenn er in seinem Kloster geblieben, so würde es ihm nicht geschehen sein." Von Vergebungen zugunsten der Geistlichen wollte er gar nichts hören; denn dadurch entziehe man nur den Soldaten das, was ihnen zukomme. Er scherzte wohl über das Wohlleben der großen Kirchenmänner: wie glücklich seien sie, daß sie die Kabbala[36]) gefunden, Fleisch und Geist, die sonst einander bestreiten, zu vereinigen. Höchst verächtlich waren ihm die Beamten, die sich zu ihrem Dienste hergaben; Männer wie Slavata und Martiniz[37]) erklärte er von allen Geschöpfen, die es gäbe, zweibeinigen und vierbeinigen, für die bösesten. Jesuiten wollte er in seinem Feldlager nicht dulden. Dagegen gestattete er den Protestanten, von denen es voll war, ohne Bedenken freie Religionsübung und die Predigt; man hörte ihn sagen, Gewissensfreiheit sei das Vorrecht der Deutschen.

Seine Seltsamkeiten, die vielmehr dazu dienten, bei der Menge Eindruck zu machen, und die sterndeuterischen Berechnungen der Geschicke für sich selbst und seine Freunde hinderten ihn nicht, Umstände und Dinge, wie sie vorlagen, zu erkennen. Das Schwärmerische war in ihm mit wirklicher Geschicklichkeit gepaart. Er war verschwenderisch

und unbesonnen, aber doch auch sparsam und umsichtig. In seiner Staatskunst verfolgte er hochfliegende selbstsüchtige Pläne; aber zugleich hegte er Absichten, die zu einem bestimmten erreichbaren Ziele zusammenwirkten. Welch ein großartiges Unternehmen, den verderblichen Krieg in Deutschland zu beendigen, den Religionsfrieden in voller Wirksamkeit wiederherzustellen, die Unverletzlichkeit des Reiches zu erhalten! Damit war sein Vorhaben, für sich selbst eine Kurwürde, die das Gleichgewicht der Parteien bilden sollte, zu erwerben, ununterscheidbar verbunden. So tief aber griff das alles in die Verhältnisse der deutschen Fürsten und zugleich der europäischen Mächte ein, daß man nur mit der größten Vorsicht, Schritt für Schritt, damit vorwärts kommen konnte. Welch ein Vorhaben, die Macht der Kurfürsten mit der kaiserlichen zu vereinigen und doch ihre Unabhängigkeit zu sichern, das Reich von den Schweden zu befreien und sie doch auch nicht vor der Zeit zu offener Feindseligkeit zu reizen, Protestanten und Katholiken zugleich zu befriedigen! Wallenstein konnte keine allgemeine Beliebtheit für sich aufrufen; denn die Gedanken, die er verfolgte, waren mit nichten volkstümlich; sie waren zugleich mit selbstsüchtigen Absichten durchdrungen; überdies aber herrschte allenthalben ein Glaubenseifer vor, von dem er absah. Nur in einsamer Erwägung aller Umstände, wie sie im Augenblicke lagen, oder vielmehr in ihrem zusammenfassenden Gefühle reiften seine Entschlüsse. —

In der Reihe der großen Generale, die nach Selbständigkeit getrachtet haben, steht Wallenstein in der Mitte zwischen Essex[38]) in England und Biron[39]) in Frankreich auf der einen, Cromwell[40]) auf der anderen Seite, auf dessen Spuren sich später der gewaltige Korse bewegte, dessen weitumfassendere Erfolge ihn in den Stand setzten, ein neues Kaisertum zu gründen. Was ist der Unterschied zwischen ihnen, warum gelang es den einen und ist es den anderen mißlungen? Essex, welcher der Königin Elisabeth von England eine andere Staatskunst aufzwingen wollte, als welche ihr Geheimer Rat und sie selbst beliebten; Biron, der sich in Verabredungen mit den Feinden seines Königs einließ; Wallenstein, der erst das eine sehr entschieden und mit einer gewissen Berechtigung, darauf das andere, wiewohl nur schwach, versuchte, hatten mit geborenen Fürsten zu kämpfen, deren

Macht seit Jahrhunderten fest begründet und mit allen anderen völkischen Einrichtungen verbunden war; sie erlagen ihr. Cromwell und Napoleon dagegen fanden die gesetzliche Macht, als sie es unternahmen, sich unabhängig zu machen, bereits gestürzt. Sie hatten mit freistaatlichen Gewalten zu kämpfen, welche noch keine Wurzeln geschlagen hatten und nur eine bürgerliche Macht besaßen, die dann dem Truppenführer gegenüber, sobald sie sich entzweiten, keinen Widerstand leisten konnte. Weiter fortgehend wird man fragen, warum nun doch das Protektorat mit dem Tode des Protektors [Cromwell] verging, aus den Trümmern des gestürzten Kaisertums aber in unseren Tagen[41]) ein neues, das als die Fortsetzung des ersten auftritt, sich erheben konnte. Der vornehmste Grund liegt darin, daß Cromwell die bürgerlichen Verhältnisse, wie sie einmal gebildet waren, erhalten vorfand und eher in Schutz nahm als umzustürzen suchte, so daß sie nach seinem Abgang eine mit ihnen übereinstimmende Staatsleitung notwendig machten. Dagegen fand Napoleon eine gesellschaftliche Umwälzung in den größten Maßen durchgeführt vor; er brauchte sie nur zu fertigen und mit seiner kriegerischen Gewalt zu durchdringen, um ein neues Kaisertum aufzurichten.

Nr. 5. Die Schlacht bei Lützen (16. Nov. 1632)[42]).

Endlich stießen die beiden großen Kriegsmänner des Zeitraumes zu einer offenen Feldschlacht aufeinander. Eigentlich von ihrem Gegensatze, von Polen und den Ufern der Ostsee, war die allgemeine Wendung, welche die Dinge seit drei Jahren genommen hatten, ausgegangen. Friedlands Besitznahme von Mecklenburg hatte dem König von Schweden[43]) einen vor aller Welt gerechtfertigten Anlaß gegeben, nach Deutschland zu kommen. Da lagen denn die Umstände so günstig für ihn, daß er als der Verfechter der großen religiös-völkischen Sache, der Hersteller des Religionsfriedens und der mit ihm zusammenhängenden Reichsgesetze auftreten konnte. Wäre er allein deshalb über die See gekommen, um altgesetzliche Zustände im Reiche herzustellen und wieder aufzurichten, so würde seine Sendung nahezu vollendet sein. Allein er hatte seine schwedischen Belangen keinen Augenblick aus den Augen verloren und durch Besitzergreifungen, Bünd-

nisse und selbst Huldigungen im Deutschen Reich eine so gewaltige Stellung eingenommen, daß er als der vornehmste Vertreter des protestantischen und österreich-feindlichen Gesichtspunktes in Europa erschien. Welches waren nun hier seine Absichten? Hat er wirklich gedacht, Römischer Kaiser zu werden, wie man ihm nachgesagt, und die Reichsgewalt in seine Hand zu nehmen?

Oxenstjerna[44]) hat einst dem brandenburgischen Geheimen Rat auseinandergesetzt, die Absicht des Königs sei im allgemeinen gewesen, sein Reich der Ostsee zu versichern, die gegnerischen Bestrebungen zu brechen, die bedrängten Lande zu befreien, dann weiterzugehen oder innezuhalten, je nachdem es das Bessere erscheine; er habe jedoch nie geglaubt, so weit zu kommen, als er gekommen sei; er sei nur immer der Gelegenheit gefolgt, die Lage des Augenblicks sei die Grundlage seiner Ratschläge gewesen. Dazu nun, das hätte er hoffen können, die höchste Gewalt im Abendland in die Hand zu nehmen, waren in diesem Augenblicke die Verhältnisse nicht angetan: Frankreich hätte es nimmermehr zugelassen. Und auch Oesterreich-Spanien entwickelte Kräfte des Widerstandes, die er nicht hätte überwältigen können.

Noch eine andere vertrauliche Aeußerung des Kanzlers liegt vor, nach welcher der König die Gründung eines selbständigen skandinavischen Reiches beabsichtigte. Schweden, Norwegen und Dänemark bis an den Großen Belt sollten vereinigt und die Küstenländer der Ostsee, im Gegensatze mit Polen und Deutschland, dazu geschlagen werden. Es ist der Grundgedanke der schwedischen Macht, der von da an anderthalb Jahrhunderte die Welt beschäftigt hat. Und wenn es verbürgt ist, was wir sahen, daß der König nicht der Meinung war, die Städte und Lande, welche er eingenommen, obgleich er sie hatte huldigen lassen, zu behalten, sondern nur sie zum Pfande der Abtretungen zu machen, die ihn seiner Macht zur See versicherten, so stimmt das im allgemeinen zusammen. Der Gedanke des skandinavischen Reiches beherrschte auch die deutsche Staatskunst Gustav Adolfs.

Die Echtheit der protestantischen Gesinnung des Königs dürfte man nun nicht leugnen: sie war mit seinem schwedischen Gedanken, und zwar für ihn selbst, ununterscheidbar verbunden. Indem er den Ein-

fluß der Kaiserlichen in Polen brach und sie von der Ostsee verdrängte, kam er zugleich den Protestanten gegen die katholisch-österreichische Uebermacht, wie sie noch 1629 war, zu Hilfe. Dem Protestantismus hat er seine Selbständigkeit im Reiche zurückgegeben, niemand wird ihm diesen Ruhm entreißen. Dessen Belangen entsprach sein Plan und Wunsch, die Gleichheit der Bekenntnisse in dem kurfürstlichen Kollegium herzustellen, wie denn davon dessen Gleichgewicht und der Friede am meisten abhing. Ganz anders verhielt es sich mit seiner Absicht, die Küsten der Ostsee für Schweden zu gewinnen. Wenn er Pommern verlangte, auf welches der Kurfürst von Brandenburg die bestbegründeten Ansprüche hatte, so machte er dadurch eine weitere Umgestaltung notwendig, da es ohne Entschädigung Brandenburgs, diese aber ohne Einziehung geistlicher Fürstentümer nicht möglich war. Die Umwandlung mußte noch weiter geführt werden, als es durch die protestantischen Bistümer und Erzbistümer geschehen war.

Gustav Adolf hatte eine Umgestaltung des Reiches in der Weise, wie sie sich später wirklich vollzogen hat, im Sinn. In dem Eindringen dieses Fürsten ins Reich, das für die Rettung des Protestantismus unentbehrlich war, das nun aber wieder zur Folge hatte, daß er eine Ausstattung vom Reiche verlangte, wie sie für sein Schweden wünschenswert war, lag der Wendepunkt der deutschen Geschicke für alle Zeit.

Weder diese Abtretungen noch die in Aussicht gestellten Verfassungsbestimmungen konnte der Kaiser zugestehen. Friedland durfte auf Zurücknahme des Erlasses[45]), welcher die Protestanten zu dem Aeußersten getrieben hatte, auf weltliche Verwendung der geistlichen Einkünfte dringen, aber nicht auf Abtretung ansehnlicher Gebiete und Einziehung geistlicher Fürstentümer, welche den Rechten und Ansprüchen des Kaisers geradezu entgegengelaufen wären. Der damalige Standpunkt des Kaisers und Wallensteins ist dem verwandt, welchen einst Karl V. einnahm, als er sich dem von Matthias Held[46]) geschlossenen katholischen Bündnisse fernhielt, die Protestanten durch Zugeständnisse zu beruhigen, aber dabei das Uebergewicht des Katholizismus und die Einheit des Reiches aufrecht zu halten suchte. Wenn Wallenstein überdies seinen persönlichen Anspruch in vollster Ausdehnung festhielt, so meinte er ihn noch unter der Ober-

gewalt des Kaisers durchzuführen und durch die Verbindung der früheren mit neuen Verdiensten die höchste Stufe in der Rangordnung deutscher Reichsfürsten zu erwerben.

Die nächste Frage, in der sich in dem Augenblick alle großen Belangen vereinigten, war, ob die protestantischen Fürsten zu einer Vereinbarung mit dem Kaiser ohne Rücksicht auf Schweden gebracht oder ob sie bei diesem Bunde festgehalten werden würden.

Der König wäre geneigt gewesen, wenn ihm seine Grundbedingung bewilligt wurde, den deutschen Fürsten die weitere Vereinbarung unter sich selbst zu überlassen. Friedland meinte noch die Unterordnung der Fürsten unter dem Kaiser festzuhalten. Nicht so sehr jedoch der Gedanke über Kaiser und Reich als der religiöse erregte die Gemüter. Wallenstein war jetzt für die vornehmste Forderung der Protestanten; aber welch eine Gefahr für diese, wenn er den Sieg erfocht, später aber nicht imstande war, den Religionseifer des Kaisers nachhaltig zu mäßigen! Für Gustav Adolf war der evangelische Name alles: er stritt für das Bestehen des Protestantismus mit vollem Herzen. Er hatte ihn zum Beweggrund seiner Heeresführung gemacht: er selbst gehörte ihm mit freudigem und sicherem Bekenntnis an, heiter von Natur, durch und durch volkstümlich, ein Mann der deutschen Bürgerschaften, die ihn mit Freuden selbst als ihren Herrn begrüßt hätten. Die Verehrung, die man ihm zollte, war ihm fast zu stark.

Dagegen konnte dem Friedländer nie Verehrung genug erwiesen werden. Man wußte nicht, ob er der Religion, die er bekannte, wirklich ergeben sei; man sagte, er glaube mehr an die Gestirne, die sein Sterndeuter befrage; manche meinten, er glaube auch daran nicht. Bei ihm war alles bedachter Plan, umfassende Berechnung, ein immer höher strebender Ehrgeiz. Wenn auch der König ein weiteres Ziel verfolgte, so trat das doch vor den freien volkstümlichen Beweggründen zurück, denen er jeden Augenblick Raum gab. Wallenstein war ein an Fußgicht leidender Heerführer, der König ein General von rüstiger Beweglichkeit; er hatte eine bedächtige, kriegsmännische Ader. Wallenstein wollte die Formen des Reiches erhalten mit möglichster Schonung des Protestantismus; Gustav Adolf sie durchbrechen mit

voller Feststellung des Bekenntnisses. Niemand verließ sich auf Wallenstein, zu Gustav Adolf hatte jedermann Vertrauen.

So umfaßte der Widerstreit der beiden Heerführer die Welt und das Reich der Vorstellungen, die staatliche und religiöse Zukunft von Deutschland, als sie an dem Eingang der großen sächsischen Ebene, Gegenden, die noch manchen anderen Weltkampf gesehen haben, aufeinanderstießen. Es entspricht ihrem Verhältnis, daß Gustav Adolf unaufhaltsam vordrang, Wallenstein dort an der Landstraße von Lützen eine von Gräben und Verschanzungen geschützte starke Stellung genommen hatte, um ihn festen Fußes zu empfangen.

Einen Augenblick hielten die beiden Schlachtordnungen einander gegenüber, etwa 300 Schritt voneinander: die Feldstücke spielten gegeneinander. Die Heere waren nicht gerade sehr zahlreich. Die Schweden werden nicht über 14 000, die Kaiserlichen am Morgen nicht über 12 000 Mann stark gewesen sein. Aber noch zur rechten Zeit traf Pappenheim, mit seiner Reiterei von Halle kommend, ein, eben in dem Augenblick, als der König angriff.

Zu persönlichem Zusammentreffen ließen die Schlachten dieser Zeit nicht mehr soviel Raum, wie noch im vorigen Jahrhundert die Schlachten der Hugenotten in Frankreich. Aber es erinnert noch daran, wenn hier auf dem linken Flügel der Kaiserlichen, den der König angriff, zuerst Pappenheim tödlich verwundet weggebracht wurde, gleich darauf auch der König, in den Arm geschossen, sein Pferd nicht mehr führen konnte und, von ein paar Kugeln getroffen, auf dem Schlachtfelde niedersank.

Eigentlich über seiner Leiche entzündete sich auf diesem Flügel die Schlacht. Nach dem ersten, vom Nebel verhüllten Getümmel drang eine kaiserliche Brigade zu Fuß unter dem Obersten Comargo, von Reiterei unterstützt, gegen den schwedischen Schlachthaufen vor, warf ihn auseinander und brachte eine nicht geringe Zahl Feldzeichen in ihre Hand. Aber den Körper des Königs konnten sie nicht mit davonnehmen; denn indem kam schwedische Reiterei den in Verwirrung geratenen Regimentern zu Hülfe und behielt die Oberhand. Die Kaiserlichen wurden nun ihrerseits zurückgeworfen und von ihrem Geschütz weggedrängt: während sich das weichende Fußvolk den anderen Brigaden zugesellte und aufs neue standhielt, warf sich die

Reiterei in eine wilde Flucht; sie war noch halb barbarisch und plünderte im Rücken des eigenen Heeres das dahin in Sicherheit gebrachte Gepäck.

Indes war ein ähnlicher Angriff unter Herzog Bernhard[47]) auf den rechten Flügel der Kaiserlichen unternommen, zwar zurückgewiesen, aber immer wieder erneuert worden. Ueber die ganze Linie hin war dann der Kampf entbrannt. Die beiden Parteien wetteiferten in Tapferkeit. Unter den Kaiserlichen machte sich besonders Ottavio Piccolomini bemerklich in seiner blanken Rüstung, an der Spitze eines wackeren Reitergeschwaders: er schien sich um die Verwundungen, die er erhielt, wenig zu kümmern. Man schlug, wie Wallenstein sagt, mit einer Wut, wie er sie noch nie erlebt hatte; ein Treffen sei immer auf das andere gefolgt; und mit der größten Entschlossenheit habe man gefochten; auf der Seite des Feindes wie auf der kaiserlichen seien große Verluste erlitten worden, die meisten Offiziere seien verwundet oder tot. Er selbst ward von einer Kugel gestreift; unerschrocken, mit dem überlegenen Blick des geübten Heerführers hielt er alles in Ordnung; er wußte die in Nachteil geratenen Regimenter allezeit mit frischem Volk zu unterstützen. Endlich aber wurde dies unmöglich. Herzog Bernhard bemächtigte sich der angegriffenen, obwohl mit gutem Feldgeschütz versehenen Stellung, so daß sie ihm nicht wieder entrissen werden konnte. Wallenstein bemerkte, daß der bessere Teil der Truppen erschöpft, der andere, dessen Haltung überhaupt seinen Erwartungen nicht entsprach, nicht mehr zusammenzuhalten war. Er hatte keine Niederlage erlitten, aber er fühlte, daß er die eingenommene Stellung nicht weiter behaupten könne. Nicht ohne die vornehmsten Führer zu Rate gezogen zu haben, beschloß er, den Rückzug einzuschlagen. Als noch am Abend das Pappenheimsche Fußvolk eintraf mit der Absicht, die Schlacht zu erneuern, gab ihm der General die Weisung, nur eben den Rückzug decken zu helfen. Was diesen Entschluß zu einem unvermeidlichen machte, war die Stimmung der Landesbewohner. Schon waren die Fuhrleute, welche das Geschütz angefahren hatten, mit ihren Pferden davongegangen; es konnte nicht einmal mit fortgeschafft werden. Das ganze Land war feindselig, auch zur Empörung geneigt. Wallenstein hätte fürchten müssen, den Bestand des Heeres zu gefährden, auf der seine Größe beruhte.

Die Schweden und Protestanten hatten ohne Zweifel die Oberhand; aber auch sie waren nach Weißenfeld zurückgegangen, wohin die Leiche des Königs gebracht worden war. Da hielten sie ihren Rat.

Wir können die Schlacht als eine in hervorragendem Sinne weltgeschichtliche bezeichnen. Der Ueberflutung von Norddeutschland durch die Liga seit der Schlacht am weißen Berge[48]) war bei Breitenfeld[49]) ein Ziel gesetzt worden. Noch einmal trat die Wiederherstellung der kaiserlichen Uebermacht in Aussicht; sie würde den Protestantismus unter erträglichen Bedingungen in den alten Formen, aber auch in den alten Gefahren haben bestehen lassen. Ihr ward durch die Schlacht von Lützen Einhalt getan. In dem Kampf zwischen Vorwärts- und Rückwärtsstreben, der Europa umfaßte, stellte sich in Deutschland eine Art von Gleichgewicht der Kriegskräfte, der Bekenntnisse, der Herrscherhäuser her.

Nr. 6. Der westfälische Friede (1648)[50]).

So große Pläne, wie Gustav Adolf auf dem Höhepunkte seiner Macht sie hegte, konnten nach dem frühen Tode dieses Fürsten freilich nicht ausgeführt werden, schon darum nicht, weil ja auch die Erfolge des Protestantismus sich keineswegs allein von eigener Macht herschrieben. Aber auch der Katholizismus vermochte, selbst als er sich besser zusammennahm, als Bayern sich wieder an den Kaiser schloß und auch Papst Urban VIII. (1623—1644) aufs neue Hülfsgelder zahlte, den Protestantismus nicht mehr zu überwältigen. Gar bald gelangte man wenigstens in Deutschland zu dieser Ueberzeugung; schon der Friede von Prag[51]) beruhte darauf. Der Kaiser ließ sein Restitutionsedikt[52]) fallen, der Kurfürst von Sachsen und die Staaten, welche ihm beitraten, gaben die Herstellung des Protestantismus in den Erblanden auf. Zwar widersetzte sich Papst Urban allem, was dem Restitutionsedikt zuwider beschlossen werden könnte, und in dem geistlichen Rate des Kaisers hatte er die Jesuiten, besonders den Pater Lamormain[53]), der denn auch oft genug darüber belobt wurde, „als ein würdiger Beichtvater, als ein Mann, der keine weltliche Rücksicht nehme", auf seiner Seite; allein die Mehrheit war

gegen ihn, die Kapuziner Quiroga und Valerian, die Kardinäle Dittrichstein und Pazmany. Sie behaupteten, wenn man das katholische Bekenntnis in den Erblanden rein erhalte, so könne man wohl Gewissensfreiheit im Reiche geben. Der Prager Friede ward in Wien von allen Kanzeln verkündigt; die Kapuziner rühmten sich ihres Anteils an diesem „ehrenvollen und heiligen“ Werke und stellten besondere Feierlichkeiten dafür an. Kaum konnte der päpstliche Gesandte verhindern, daß man nicht ein Tedeum sang.

Indem Urban VIII., obwohl er tatsächlich soviel dazu beigetragen hatte, daß die Pläne des Katholizismus scheiterten, dennoch grundsätzlich keinen Anspruch fallen lassen wollte, bewirkte er nur, daß das Papsttum eine Stellung außerhalb der lebendigen und wirksamen Belangen der Welt annahm. Wohl schickte der römische Stuhl auch ferner seine Gesandten zur Friedensversammlung; Chigi[54]) war geschickt und beliebt, er richtete doch nichts aus. Unter seinen Augen ward ein Frieden geschlossen, wie ihn der römische Stuhl ausdrücklich verurteilt hatte. Der Kurfürst von der Pfalz, alle verjagten Fürsten wurden hergestellt. Weit gefehlt, daß man an die Bestimmungen des Restitutionsediktes denken konnte, viele Stifte wurden geradezu aufgehoben und den Protestanten überlassen. Spanien entschloß sich, die Unabhängigkeit jener Aufrührer gegen Papst und König, der Holländer, endlich anzuerkennen. Die Schweden behielten einen bedeutenden Teil des Reiches. Selbst den Frieden des Kaisers mit Frankreich konnte die Kurie nicht billigen, weil er Abmachungen über Metz, Tull und Virten enthielt, durch die sie ihre Rechte gekränkt fand. Das Papsttum fand sich in der traurigen Notwendigkeit, Einspruch zu erheben; die Grundsätze, die es nicht hatte geltend machen können, wollte es wenigstens aussprechen. Aber schon hatte man dies vorausgesehen. Die geistlichen Bestimmungen des westfälischen Friedens wurden gleich mit der Erklärung eröffnet, daß man sich dabei an niemandes Widerspruch kehren wolle, er sei wer er wolle, von weltlichem oder geistlichem Stande. Durch den Frieden ward jener große Streit zwischen Protestanten und Katholiken, aber nur ganz anders, als man in dem Restitutionsedikt versucht hatte, endlich zur Entscheidung gebracht. Der Katholizismus behauptete immer große Erwerbungen, indem das Jahr 1624 als Grundjahr, auf welches die Dinge

zurückzuführen seien, angenommen wurde; dagegen bekam der protestantische Teil die ihm so unentbehrliche, so lange vorenthaltene Gleichberechtigung. Nach diesem Grundsatze wurden alle Reichsverhältnisse geregelt.

Wie durfte man da sogar nicht mehr an Unternehmungen denken, wie sie früher gewagt worden und gelungen waren. Vielmehr wirkten die Ergebnisse der deutschen Kämpfe unmittelbar auf die benachbarten Länder zurück. Obwohl der Kaiser in seinen Erblanden den Katholizismus aufrecht zu erhalten vermocht hatte, mußte er doch in Ungarn den Protestanten Zugeständnisse machen; im Jahre 1645 sah er sich genötigt, ihnen eine nicht geringe Zahl von Kirchen zurückzugeben. Und hätte nun wohl nach jenem Aufschwunge der Schweden zu weltgeschichtlicher Bedeutung Polen jemals daran denken können, die alten Ansprüche an dieses Land zu erneuern? Wladislaw IV. (1623—1648) ließ sogar von dem Bekehrungseifer seines Vaters ab und war den Andersgläubigen ein gnädiger König. Selbst in Frankreich begünstigte Richelieu[55]) die Hugenotten, nachdem sie ihrer staatlichen Selbständigkeit beraubt waren. Noch bei weitem mehr aber unterstützte er den protestantischen Gesichtspunkt dadurch, daß er jener vorwaltenden katholischen Macht, dem spanischen Staate, einen Krieg auf Leben und Tod zu machen fortfuhr, welcher sie in ihren Grundfesten erschütterte. Diese Entzweiung war die einzige, die der Papst so ganz ohne Bedenken hätte beilegen können. Während aber alle anderen wirklich beseitigt wurden, blieb diese unausgetragen und zerrüttete unaufhörlich das Innere der katholischen Welt.

An dem Kriege gegen Spanien nahmen bis zum westfälischen Frieden die Holländer den glücklichsten Anteil; es war das goldene Zeitalter ihrer Macht, ihres Reichtums. Indem sie das Uebergewicht in Ostasien erlangten, traten sie zugleich dem Fortgange der katholischen Mission daselbst gewaltig entgegen. Nur in England schien zuweilen der Katholizismus oder wenigstens ein Anklang seiner äußeren Formen Eingang finden zu wollen. Wir finden Abgeordnete des englischen Hofes in Rom, päpstliche Unterhändler in England; die Königin, der man zu Rom eine Art von amtlicher Anerkennung widmete, übte einen Einfluß auf ihren Gemahl, welche sich auch auf die Religion erstrecken zu müssen schien; schon näherte man sich in mancherlei

Aeußerlichkeiten katholischen Gebräuchen. Jedoch aus alledem erfolgte auch hier das Gegenteil. Schwerlich ist Karl I. [56]) in seinem Herzen jemals von der protestantischen Glaubenslehre abgewichen, aber schon die geringen Annäherungen zu den katholischen Kirchengebräuchen, die er sich erlaubte, schlugen ihm zum Verderben aus. Es war, als ob die heftige Aufregung, welche so langjährige, allgemeine, unablässige Angriffe in der protestantischen Welt überhaupt hervorgebracht, sich in den englischen Puritanern [57]) verkörperte. Vergebens suchte sich Irland ihrer Herrschaft zu entziehen und im katholischen Sinne zu ordnen; es wurde um so schwerer unterworfen. In dem Adel und den Gemeinen von England bildete sich eine Weltmacht aus, deren Erhebung die Wiederaufnahme des Protestantismus in Europa überhaupt bezeichnet....

Die religiöse Kraft ist zurückgetreten, die staatlichen Rücksichten beherrschten die Welt.

Fragen wir nach der tieferen Ursache dieser Erscheinung, so würden wir unrecht haben, sie allein in einer Verflachung und Verkümmerung der geistlichen Antriebe zu suchen; ich denke, wir werden den Inhalt und die Bedeutung des Ereignisses anders fassen müssen. Einmal hatte der große geistliche Kampf seine Wirkung in den Gemütern vollbracht. In den früheren Zeiten war das Christentum mehr eine Sache der Ueberlieferung, der kindlichen Annahme des von Zweifeln unberührten Glaubens gewesen; jetzt war es eine Sache der Ueberzeugung, der bewußten Hingebung geworden. Von hoher Bedeutung ist es, daß man zwischen den verschiedenen Bekenntnissen zu wählen hatte, daß man verwerfen, abfallen, übertreten konnte. Die Person ward in Anspruch genommen, ihre freie Selbstbestimmung herausgefordert. Hierdurch geschah, daß die christlichen Gedanken alles Leben und Denken noch tiefer und vollständiger durchdrangen.

Dazu kommt dann ein anderer Umstand. Wohl ist es wahr, daß das Ueberhandnehmen der inneren Gegensätze die Einheit der Gesamtheit zerstört; aber es ist, wenn wir uns nicht täuschen, ein anderes Gesetz des Lebens, daß sich damit doch auch zugleich eine höhere und größere Entwicklung vorbereitet. In dem Gedränge des allgemeinen Kampfes war die Religion nach den verschiedenen Abwandlungen ihrer die Glaubenslehre betreffenden Ausbildung von den Völkern

ergriffen worden. Mit dem Gefühle des Volkstums hatte sich die Glaubenslehre verschmolzen, wie im Besitze der Gemeinsamkeit, des Staates oder des Volkes. Mit den Waffen war sie erkämpft, unter tausend Gefahren behauptet; in Fleisch und Blut war sie übergegangen. Hierdurch ist es geschehen, daß sich die Staaten auf beiden Seiten zu großen kirchlich-staatlichen Eigentümlichkeiten ausgebildet haben, schon auf der katholischen nach dem Maße der Ergebenheit gegen den römischen Stuhl, der Duldung oder Ausschließung der Nichtkatholiken, noch mehr als bei den Protestanten, wo die Abweichung der Bekenntnisbücher, die man beschwört, die Mischung des lutherischen und reformierten Bekenntnisses, die größere oder geringere Annäherung an die bischöfliche Verfassung ebensoviele in die Augen fallende Verschiedenheiten begründen. Es wird die erste Frage bei jedem Lande, welches die herrschende Religion daselbst ist. In mannigfaltigen Gestalten erscheint das Christentum; so groß auch deren Gegensätze sind, so kann kein Teil dem anderen abstreiten, daß auch er den Grund des Glaubens besitze. Vielmehr sind die verschiedenen Formen durch Verträge und Friedensschlüsse, an denen alle teilhaben, Grundgesetze gleichsam eines allgemeinen Freistaates, gewährleistet. Es kann nicht mehr daran gedacht werden, das eine oder das andere Bekenntnis zu einer weltumspannenden Herrschaft zu erheben. Nur darauf kommt es an, wie jeder Staat, jedes Volk von einer staatlich-religiösen Grundlage aus seine Kräfte zu entwickeln vermögen wird; darauf beruht nunmehr die Zukunft der Welt.





B. Das Zeitalter Ludwigs XIV., 1648–1740.

I. Frankreich.

Nr. 1. Kardinal Mazarin (1602–1616) [1].

Noch in seinen letzten Jahren erschien Kardinal Mazarin als ein stattlicher Mann von braunem, lockigem Haupthaare, breiter und hoher Stirn, sorgfältig in seinem Aeußeren, von jener Milde des Ausdrucks, die man an gebildeten Italienern bemerkt, gewinnend und durch eigene Ruhe die anderen beruhigend. Wenn aber bei irgend einem, so lernte man sie bei Mazarin als Außenseite kennen. Bei der ersten Begegnung umarmt er die, welche ihm und der Sache des Königs Dienste geleistet haben, und erwirbt ihr volles Zutrauen. Wie bald aber ändert sich diese Meinung; die meisten sahen sich in ihren Erwartungen geradezu getäuscht. Man sagt von Mazarin, der Dankbarkeit, die man ihm schuldig sei, werde man durch die Art und Weise entledigt, in der er die Erfüllung seiner Zusagen lange verzögere und endlich nicht ohne Unannehmlichkeiten gewähre. Nur diejenigen schien er zu schätzen, die er noch nicht ganz gewonnen hatte; man mußte selbständig sein, gefährlich werden können, um etwas bei ihm zu erreichen. Die, welche weniger von ihm abhingen, hatten sich größerer Berücksichtigung zu erfreuen als die, welche er ganz in seinen Händen hatte; wie unter anderem die Bischöfe einen Vorzug, den er den Marschällen und Herzögen vor ihnen zugestand, sich nur daher erklären konnten, daß er von der Geistlichkeit weniger Widerspruch fürchtete.

Richelieu war ein Lehrer der Gewalt, die er gründete. Er hatte den Geist rücksichtsloser Verfolgung und trieb diese bis zum äußersten. Mazarin suchte zu behaupten, was er fand, oder es wiederherzustellen, wenn es erschüttert war; aber unter ihm hat niemand auf der Richtbühne geblutet, bei ihm war alles Vergleich. Denn nicht von innerer Parteiung war er ausgegangen, wie sein Vorgänger, sondern von auswärtigen Geschäften, in denen Feindschaft und Freundschaft wechseln, der Krieg durch Unterhandlungen beendigt wird. Durch ausgleichende Unterhandlungen suchte er nun auch den großen Kampf der ministeriellen Macht mit der Widersetzlichkeit und Auflehnung der untergeordneten Machthaber zum Ziele zu führen. Unter dem mannigfaltigsten Wechsel von Zuständen hatte er wirklich die alte Grundlage wiedergewonnen, wiewohl sie noch nicht vollständig befestigt war. Seine ganze Natur, seine ganze staatsmännische Gewandtheit, der Einfluß, der seiner Persönlichkeit wie von selbst zufiel, die Oberflächlichkeit selbst, mit welcher er haßte und liebte, machte ihn dazu fähig. Doch sind ihm seine Erfolge nicht ohne Mühe zuteil geworden....

So wenig als denen, die Stellen und Gnaden bei ihm suchten, erschien Mazarin den fremden Gesandten auch der befreundeten Mächte zuverlässig. Eines Tages hören sie ihn alle Möglichkeiten, welche die eingeschlagene Richtung darbietet, mit Fleiß und Beredsamkeit entwickeln; wenn sie ihn wieder besuchen und etwa ein günstiger Augenblick vorübergegangen ist, zieht er aus seinen Vordersätzen vollkommen andere Folgerungen. In den Unterhandlungen, die er persönlich führt, zeigt er beinahe eine kaufmännische Ader. Die Ware, die er los sein will, schlägt er hoch an, obwohl er sie von Herzen gering schätzt; den Wert dessen, was man ihm anbietet, obwohl er ihn vollkommen kennt, sucht er herabzusetzen. Gegen das, was der andere wünscht, stellt er sich gleichgültig an, obgleich er es nicht minder begehrt und begehren muß. Unendlich glücklich fühlt er sich, wenn er am Ende noch größere Vorteile davonträgt, als er ursprünglich erhalten zu können meinte. Dem König und der Königin schildert er sein Verfahren bis ins kleinste, nicht gerade mit Selbstgefälligkeit, aber mit einem gewissen Behagen und mit sichtbarer Freude, wenn ihm sein Vorhaben gelingt.

Unleugbar ist sein Eigennutz. Bei Besetzung der Stellen nimmt er sich nicht übel, auf die eine oder die andere Weise einem Vorteile von ein paar tausend Skudi nachzugehen; er läßt bemerken, indem er eine Bestallung selbst überliefert, daß er dem Ernannten dadurch die Geschenke erspart, die sonst dem Ueberbringer hätten gezahlt werden müssen; er macht Halbpart mit den Kapern, die er ermächtigt. Aber ebenso unleugbar ist, daß sein ganzes Sinnen dahin geht, den französischen Staat groß und mächtig zu machen, in Ludwig XIV. einen König, wie er sein sollte, auszubilden und zurückzulassen. In einem seiner Briefe bald im Anfange seiner Staatsleitung findet sich sogar der höchst auffällige Gedanke, daß ein Mann, der den französischen Staat leite, den Anhauch göttlicher Eingebung erwarten dürfe. Nie ist das Große und Echte mit dem Kleinlichen, ja selbst Gemeinen, enger verbunden gewesen als in Mazarin.

Er ward nun als der Atlas und der Offenbarer des Staates betrachtet, als der Mann, auf dessen Schultern er ruhe, der ihn mit seinem Worte leite. Die ministerielle Gewalt war unter ihm durch die persönliche Gunst des Fürsten mit der königlichen aufs engste vereinigt. Die Königinmutter [2]) blieb ihm, so lange sie Macht und Ansehen besaß, durch Grundsatz und Gewohnheit ergeben. Es scheint wohl, als ob sie später, nachdem alle Zwecke, die sie gehabt hatte, erreicht waren, eine gewisse Verstimmung über die Fortdauer der Machtvollkommenheit des Kardinals empfunden habe; Ludwig XIV. gab einer solchen jedoch nicht Raum, er trug Bedenken, dem Berater, dem er sein Glück zuschrieb, selbst durch kleine Anforderungen unangenehm zu werden.

Das sonderbarste Verhältnis bildete sich. Der König von Frankreich erschien fast als der Hofmann des Ministers; der König besuchte den Minister, der Minister nie den König; er begleitete ihn selbst nicht die Treppe hinab. In diesem hohen Ansehen und seiner ununterbrochenen Anerkennung lag für Mazarin der vornehmste Grund seiner Zufriedenheit. Als er einst nach der Vermählung Ludwigs XIV. ein paar Tage mißvergnügt erschien und man der Ursache nachforschte, so fand sich, daß er auch von der jungen Königin [3]) besucht zu werden erwartet hatte; als dies geschehen war, kehrte seine heitere Miene zurück. Den Vortritt der Prinzen von Geblüt hätte er sich damals

nicht mehr gefallen lassen wie im Anfang; er hielt zuletzt über dem Vorrange der Kardinäle nicht minder streng als einst Richelieu. Wie sehr ihnen beiden in diesen Zeiten der Förmlichkeiten der Besitz ihrer hohen geistlichen Würde zu statten kam, wäre nicht auszusprechen.

Auch der Glanz der Gesittung gehörte zu der Form des Lebens, in der sie sich gefallen. Mazarin konnte als ein Fremder dem Aufschwunge des französischen Schrifttums und der französischen Sprache nicht den lebendigen Anteil seines Vorgängers widmen. Nur etwa das französische Lustspiel gewann ihm Teilnahme ab; er liebte es, auch in dem ernstesten Geschäft ein witziges Wort daraus, eine entsprechende Stelle in Erinnerung zu bringen. Uebrigens aber scheint er das Schrifttum, um das er sich zu kümmern habe, mehr in dem italienischen oder lateinischen gesehen zu haben, wie die Verbindungen schließen lassen, in denen er mit Vittorio Siri, mit Capriata stand; von Strada [4]) ließ er sich wohl eine lateinische Inschrift angeben. Ohne selbst gelehrt zu sein, hatte er doch für die allgemeine Gelehrsamkeit einen lebendig angeregten Sinn. Er sparte weder Geld noch Mühe, um die Bücherei, die ihm während der Unruhen zerstört worden war, wiederherzustellen; sein Bücherwart pflegte ihm die Erwerbungen, die er machte, auf einer Tafel aufzulegen, bei der er, zu seinen Empfängen gehend oder von ihnen kommend, vorüberging, wo er einen Augenblick gewann, um sie in Augenschein zu nehmen. Es freute ihn, wie einst Papst Leo in einem ähnlichen Falle, wenn ihm das eine oder das andere damals verkaufte, besonders wertvolle Werk als wiedererworben zu Gesichte kam. Ueberdies besaß er einige der schönsten Kunstwerke aller Zeiten, das Sposalizio [5]) der heiligen Katharina von Corregio [6]), die Venus del Pardo von Tizian [7]). Das erste hatte ihm sein Gönner, dem er wieder die größten Dienste leistete, Antonio Barberini [8]), abgetreten; manches andere stammte aus der Sammlung Karls I. [9]). Bei ihm fand man die schönsten Stickereien aus Brügge, unvergleichliche Silberarbeiten, orientalische Teppiche, oder worin sonst der Geist der Kunst sich mit dem Prunke vereinigt und ihn geadelt hat. Er selbst verstand sich am meisten auf Edelsteine und ihren Wert....

Mazarin liebte von Jugend auf das Spiel; er wußte, wieviel er bei allem Verdienste dem Glücke verdanke; noch schien er nicht an

seinem höchsten Ziel angekommen zu sein. Man hat versichert, er habe daran gedacht, bei der nächsten Erledigung den päpstlichen Stuhl zu besteigen, und allerdings wäre dies das wahre Mittel gewesen, mit höchster Ehre dem Könige die Verwaltung seines Reiches zurückzugeben und so von Frankreich zu scheiden. Eine recht beglaubigte Spur dieses Planes findet sich nicht; was man von einer darauf zielenden Abkunft zwischen Don Luis de Haro[10]) und dem Kardinal erzählt, muß ohne Zweifel verworfen werden. Und wenigstens fürs erste meinte jedermann, daß Frankreich zur vollkommenen Befestigung der Ruhe seiner Anwesenheit noch nicht entbehren könne. Welch eine Aussicht aber, mag er sie nun selbst oder mögen andere sie gefaßt haben, daß er zunächst die begonnene Einrichtung von Frankreich vollenden und alsdann die päpstliche Macht, mit deren Inhabern er so oft gekämpft hatte, selber erwerben und in Einklang mit dem von ihm erzogenen Könige verwalten sollte.

Das war ihm jedoch nicht beschieden. Schon auf der Rückreise von der Insel der Zusammenkunft[11]) erfuhr er überaus schmerzliche Gichtanfälle, und darauf schwanden seine Kräfte sichtlich.... Am 9. März 1661 starb Mazarin; bei Hofe ward, was außer aller Gewohnheit ist, Trauer für ihn angelegt. Darin, daß er in vollem Genusse von Würde, Macht, Reichtum und Ansehen hinging, sahen die Menschen eine Fortsetzung desselben Glückes, das sein Tun und Lassen von Anfang an begleitet hatte.

Nr. 2. Ludwig XIV. in den ersten Jahren seiner Staatsleitung[12]).

In den Berichten der Gesandten, deren Aufmerksamkeit auf den emporwachsenden Fürsten gerichtet war, findet man wenigstens einige Aufzeichnungen über den Eindruck, den er in den Jahren seiner Jugend machte. Schon in seinem zehnten Jahre fiel nach dem Berichte Nanis der Ernst und die Würde seiner Erscheinung auf; er schien sich zur Schwermut zu neigen, man hielt für möglich, daß er menschenscheu, vielleicht selbst einmal grausam werden könnte. Er war fünf-

zehn Jahre alt, als eines Tages der venezianische Gesandte Michael Morosini in der Unterhaltung absichtlich, um sich einen Begriff von seinen Fähigkeiten zu verschaffen, das Gespräch auf öffentliche Angelegenheiten brachte. Er bemerkte, daß in seinem Geiste etwas keime und lebe, und glaubte alles Gute voraussagen zu dürfen. Besonders von den Grundsätzen der katholischen Kirche und von der Notwendigkeit, sie zu stützen, zeigte sich Ludwig XIV. durchdrungen. Man hörte, daß er den Sitzungen des Staatsrates mit Aufmerksamkeit beiwohne, zuweilen eine eigene Meinung äußere, ohne jedoch darauf zu bestehen, von denen, die mehr wußten, sich belehren ließ und den Dingen weiter nachfragte.

In seinem achtzehnten Jahre erschien er jedoch von Geist und Willensstärke noch wenig ausgebildet; man wußte nicht, ob er nicht einst eben wie sein Vater die Staatsleitung in die Hände eines anderen werde fallen lassen. Wie schon seit einigen Jahren sein vornehmstes Vergnügen in soldatischen Uebungen bestand, in Aufrichtung und Eroberung kleiner Festungen, Anwendung der Feuerwaffe, so schien er nach nichts als nach Waffentaten und Kriegsruhm zu verlangen.

Von jeher ward seine dem Alter entsprechende Schönheit bewundert, damals auch seine Fertigkeit in allen körperlichen Uebungen — wie er nach der Sitte der Zeit sein Tanzspiel tanze, sein Pferd tummele — seine jugendlich aufblühende Manneskraft. Von sinnlichen Ausschweifungen hielt er sich noch einige Jahre später vollkommen frei. Dem Papst Alexander[13]), der danach fragte, ward im Jahre 1659, wie es scheint, mit gutem Grunde versichert, der junge Fürst sei noch so rein, wie er aus der Taufe gehoben worden. Auch für geistig unbedeutend hielten ihn die nicht mehr, die ihm nahestanden. Daß er die Machtfülle des Kardinals[14]) nicht schmälerte, galt nicht mehr für einen Beweis von Unfähigkeit, sondern von Vertrauen und Hingebung. Man setzte voraus, daß er den Anweisungen, die er von jenem erhielt, einst durch seine Staatsleitung Ehre machen werde.

Nur das erwartete man nicht, daß er den Fleiß haben oder die Zeit finden dürfte, die zur Erledigung der Geschäfte erforderlich sei. Aber es gehörte zum Ehrgeiz des Königs, auch in dieser Beziehung die Meinung, die man von ihm hatte, nicht allein zu erreichen, son-

dern zu übertreffen. Er richtete sich seine Woche so ein, daß er Montags, Donnerstags, Freitags zweimal, Dienstags und Sonnabends einmal Sitzung mit seinen Ministern oder auch seinen rechtskundigen und geistlichen Ratgebern hielt; nur Mittwoch und Sonntag hielt er sich zu einem Ausflug nach Versailles oder einer anderen Erholung frei. Aber er fand auch Zeit zu soldatischen Uebungen in der Nähe der Stadt, zu öffentlichen und einzelnen Empfängen, zum Empfang und zur Beantwortung zahlreicher Bittschriften. Daß die päpstlichen Schreiben, welche bei ihm eingingen, in lateinischer Sprache abgefaßt waren, ließ er sich einen Anlaß sein — denn er glaubte sie selbst lesen und verstehen zu müssen —, seinen alten Lehrer Perefixe noch einmal herbeizurufen und die abgebrochenen Uebungen in der lateinischen Sprache wieder aufzunehmen. Alle seine Kräfte, seine ganze Tätigkeit widmete er der Erfüllung seiner Pflicht. Ob das nun aber reines Pflichtgefühl war oder nur lebendig angeregter Ehrgeiz? Ich denke, ausschließend weder das eine noch das andere.

Welche Gefühle konnte ein Fürst in sich tragen, dessen Jugend von Stürmen, wie er sie erfahren hatte, erfüllt gewesen war! Soweit sein Gedächtnis in die früheste Kindheit zurückreichte, hatte er sich selbst als den von Gott bestimmten Vertreter aller weltlichen Macht im Reiche betrachtet, von allem Widerstreben sich persönlich beleidigt gefühlt. Waren es nicht eben die in Person von ihm in feierlichen Sitzungen ausgesprochenen Anordnungen, gegen welche sich die Fronde[15]) erhob? Er hatte einst, um Aergerem zuvorzukommen, seine Hauptstadt bei Nachtzeit verlassen müssen; ein andermal hatte man die Vorhänge seines Bettes weggezogen, um die in den Palast Gekommenen, die ihn nicht noch einmal fliehen lassen wollten, von seiner Anwesenheit zu überzeugen. Seine Mutter hatte ihn unter Gebet für seine rechtmäßige Herrschaft in den Kampf mit den Prinzen geführt, er hatte der Schlacht zugesehen, welche für jene vor den Toren von Paris geschlagen wurde; dann hatte er in dem spanischen Kriege, der zugleich zur Wiederherstellung der Macht im Innern geführt wurde, selber die Waffen getragen, Stenay dem Prinzen von Condé abgewonnen. Wie sollte ihm irgend etwas mehr am Herzen liegen, als diesen so persönlichen Kampf nun vollends durchzuführen, als die zu unterwerfen, welche sich seinem Gebot zu ent-

ziehen getrachtet hatten? Sein fürstliches Selbstgefühl dürstete nach dieser Genugtuung.

Er war in der glücklichen Lage, sich dabei nicht als ein Zwingherr vorkommen zu müssen; denn nach soviel widerwärtigen Unruhen sahen die Franzosen jetzt in der Herstellung einer gesetzlichen Herrschaft selbst ihr Heil. Im Gegensatz mit den Verkündigungen der Fronde kam nunmehr bei ihnen die Lehre vom leidenden Gehorsam auf, nach welcher es dem Volke, auch wenn es von seinem Fürsten Unrecht leidet, darum doch nicht freisteht, die Waffen gegen ihn zu ergreifen, weil dies noch viel größere Uebelstände hervorbringen würde. Einen Fürsten dürfe man nicht nach den Regeln des bürgerlichen Lebens richten; man werde einen Strom nicht trocken legen wollen, weil er sich zuweilen über seine Ufer ergieße. Und auch dahin ging die öffentliche Meinung, daß der König ohne Günstling noch allwaltenden ersten Minister herrschen müsse. In ausführlichen Anmahnungen ward Ludwig gewarnt, es nicht dahin kommen, keinen Sejanus, keinen Alvarez de Luna über seine Beschlüsse Herr werden zu lassen[16]); es wäre besser, er würde ein Zwingherr über sein Volk als ein Sklave anderer. Den jungen Fürsten beseelte ohnehin ein tiefer Widerwille gegen ein solches Verhältnis. Sein Herz schlug ihm, wenn er beim Lernen der französischen Geschichte auf die Hausmeier unter den ersten oder die von ihrer Untätigkeit hergenommenen Beinamen einiger Könige des zweiten Herrschergeschlechtes kam. Welchen Sinn hatte es auch, die Einherrschaft herstellen zu wollen ohne den Einherrscher? Denn hier vor allem ist zur Ausbildung der Gewalt auch ihr Träger erforderlich. Durch den Sieg war es Ludwig XIV. geworden; er nahm sich vor, ein König zu sein, wie er sein müsse.

Er besaß von Natur die zum Geschäft der Staatsleitung erwünschten Eigenschaften, richtigen Verstand, gutes Gedächtnis, festen Willen. Er wollte nicht allein ein weiser oder ein gerechter oder ein tapferer Fürst sein, nicht allein vollkommen frei von fremdem Einfluß, unabhängig im Innern, gefürchtet von seinen Nachbarn, sondern alle diese Vorzüge wollte er zugleich besitzen. Er wollte nicht allein s e i n, noch viel weniger bloß s c h e i n e n, er wollte beides: sein und dafür gelten, was er war. Aus einigen handschriftlichen Aufzeichnungen, die

von ihm übrig sind, erkennt man, wie sehr ihm dies am Herzen lag. Eine der Regeln, die er sich vorschreibt, ist: nie einen Beschluß in der Eile zu fassen; denn ein solcher würde der Reife entbehren; eine andere: niemals schmeichlerischen Hoffnungen zu vertrauen; denn unter ihrem Einfluß handle man schlecht und rede nicht besser; eine dritte: alles, was er zu sagen habe, vorher erwägen, um Ansehen zu gewinnen und zu behaupten.

Wenn man ihn im Felde, hauptsächlich bei Belagerungen mitten unter mörderischem Kugelregen die vollste Ruhe behaupten sah, so zweifelte man wohl, ob das natürliche Furchtlosigkeit oder vielleicht der Erwägung zuzuschreiben sei, daß nur eine solche Haltung ihm bei dem tapferen Adel und in dem kriegsliebenden Volke Ansehen verschaffen werde. Seine natürliche Gelassenheit ward durch das Gefühl des für ihn an seiner Stelle Geziemenden gestärkt. Die Damen des Hofes beklagten, daß er den erhabenen Gaben seines Geistes nicht den freiesten Lauf lasse, sie würden dann noch glänzender erscheinen; daß er sein Selbst allzusehr in die Schranken der Würde einschließe. Aber er wollte nicht glänzen für den Augenblick, sondern Eindruck machen auf immer. Seine Worte sollten nur gereifte Ueberzeugungen würdig aussprechen. Im Gespräch mit ihm sollte man erkennen, daß er die Sachen, um die es sich handelte, vollkommen verstehe, die Menschen, die dabei gebraucht wurden, kenne, durchschaue; er sagte eben, was er sagen mußte, nicht mehr, nicht weniger. Was er sich anfangs als Gesetz aufgelegt haben mochte, ward ihm durch Gewöhnung gleichsam Natur. So hatte er seinen an sich kräftigen Körper durch Mäßigkeit und unablässige strenge Leibesübung, die bisher sein einziges Vergnügen gewesen war, noch kräftiger gemacht; er brachte den ganzen Tag zu Pferde zu, ohne Hitze oder Kälte zu scheuen, ohne Ermüdung an sich spüren zu lassen; zu jeder Stunde konnte er schlafen oder speisen; Anstrengung und Genuß schienen ihm ein Spiel zu sein. Nie hatte er einer Gemütsbewegung über sich Raum gegeben, nicht einmal der Freude, geschweige denn der Traurigkeit oder dem Schrecken, Launen ließ er sich nicht anwandeln.

Er war voll Rücksicht im Umgang, namentlich gegen die Damen, auch gegen Frauen geringster Herkunft; verbindlich selbst gegen die, denen er etwas abschlug, erfinderisch, um eine Gnade, die er erwies,

durch kleine Aufmerksamkeiten noch angenehmer zu machen. Niemals erlaubte er sich einen anzüglichen Scherz, viel weniger hätte er einem anderen einen solchen gestattet. Bemerkte er etwas Ungeziemendes, so liebte er nicht darauf zu achten, ließ aber nach der Hand eine Warnung ergehen. Er war verführerisch, hinreißend, wenn er es sein wollte, in demselben Grade aber schrecklich, wenn er zürnte. Denn auch zu zürnen hielt er für königlich. Seine Stirn war, wie man sich ausdrückte, mit dem Blitz bewaffnet.

Man staunt ihn an, wie Bossuet[17]) sagt, und man fühlt sich von ihm angezogen, man liebt ihn und fürchtet ihn. Eine hohe Gestalt, von jener Schönheit, die in dem Ebenmaß aller Glieder besteht und jedermann in die Augen fällt. Die braune, beinahe bronzene Farbe des Gesichtes, das durch die Kinderblattern, deren Spuren es trug, doch nicht verunstaltet war, stimmt zu dem Ausdruck der Entschlossenheit, die sein ganzes Wesen atmete. In den mancherlei Bildern, die von ihm übrig sind, erscheint das Gefühl der Macht mitnichten eigentlich selbstherrisch, was ihr nicht entspräche, sondern wo ihr gehuldigt wird, teilnehmend, wo sie über besiegte Feinde frohlockt, beinahe bedauernd, aber immer unverkennbares Siegesgefühl; die Mühe des Befehlens nimmt man nicht mehr wahr, alles gehorcht und beugt sich von selbst. Wie der venezianische Gesandte Giustiniani sagt, es scheine, als sei es die Absicht der Natur gewesen, in Ludwig XIV. einen Mann hervorzubringen, der durch persönliche Vorzüge wie durch das Landesgesetz der König dieses Volkes sein solle.

Wollte man unter unumschränkter Einherrschaft eine Staatsgewalt sehen, wo jedes Dasein von dem Dafürhalten des Fürsten abhängt, alle Kräfte von seinem unmittelbaren Gebot beherrscht werden, wo dem höchsten Willen nur die gleiche und unbedingte Unterwürfigkeit aller gegenübersteht, eine solche war die Einherrschaft Ludwigs XIV. nicht. Es ist auffallend, daß auch dieser König, wenngleich in viel minderem Umfang als Karl VII.[18]), Heinrich IV., doch nicht ohne Anlehnung an ihr Beispiel, für ratsam hielt, einige der vornehmsten Großen des Reiches durch ansehnliche Geldzahlungen sich zu verpflichten. Seinem Bruder Philipp, dem Stammvater des Hauses Orleans, gewährte er mitnichten eine durch Statthalterschaften und fürstliche Rechte ausgezeichnete Stellung, wie sie früher den Brü=

dern des Königs zuteil geworden war; aber er gab ihnen außer einem guten Leibgedinge auch noch ein Gehalt von einer halben Million, die seinen Gehorsam fesselte. Wie oft hatten Prinzen in dieser Stellung in den alten wie in den neuesten Zeiten die Ruhe des Reiches gestört; Philipp von Orleans war vollkommen unterwürfig. So erhielt auch der Prinz von Conti ein Jahrgehalt und dessen Gemahlin ein noch reicheres. Auf einer zufällig erhaltenen Liste finden sich die Namen des Herzogs und der Herzogin von Bourbon, der Prinzen de la Roche sur Yonne, der Grafen von La Marche. Reiche Geschenke wurden Jahr für Jahr ausgeteilt; an der Tagesordnung sind Geldanweisungen, deren Bestimmung dem Schatzmeister verborgen blieb.

Die ursprüngliche Absicht und der ergriffene Grundsatz mußten dahin führen, die Erblichkeit und Käuflichkeit der Aemter völlig abzuschaffen; wie gewaltsam aber auch fortgeschritten ward, unendlich weit blieb man von dem vorgesteckten Ziele entfernt. Trotz aller Einschränkungen blieben noch mehr als 45 000 Aemter, welche einen Kaufpreis von mehr als 400 Millionen darstellten. Die Besoldungen, welche der Staat dafür zahlte, waren unbedeutend, das Einkommen aber, das durch die Gefälle entstand, überaus ansehnlich und nur einen geringen Teil davon empfing der Staat durch das Droit annuel[19]) zurück. Nicht allein aber die Aemter der Gerichts- und Einkommenverwaltung, auch die Beamtungen im königlichen Hause, die Offizierstellen im Heere wurden gekauft. Man hat berechnet, daß diese mit jenen zusammen gegen 800 Millionen Kaufpreis tragen konnten, alles Gelder, die im allgemeinen Handelsverkehr besser hätten verwendet werden können und durch deren Annahme die regelmäßige Staatsgewalt sich gleichsam Schranken zog. Sie hielt für nötig, ihre Diener durch den Vorteil ihrer Familien an sich zu fesseln.

Von allgemeinen Ständen war nicht die Rede, aber nicht ohne eigentümliches Leben waren die Provinzstände, welche immer die Aufmerksamkeit der Staatsleitung forderten. Ein Beispiel ist Languedoc, wo die Verordnung Richelieus, welche die Stände zwar bestehen ließ, aber ihnen das Steuerbewilligungsrecht entzog, in den Unruhen der Fronde widerrufen worden war. Die Staatsleitung

machte einen Versuch, sie zu erneuern, stand aber aus mancherlei Gründen davon ab. Die Stände von Languedoc traten in die Gerechtsame zurück, welche sie vor Richelieu ausgeübt hatten, und immer knüpften sich lebhafte landschaftliche Bewegungen an ihre Zusammenkünfte. Die Kapituls von Toulouse stellten die volkstümliche Partei dar; die hohe Geistlichkeit und der Adel hielten sich meist an die Krone, doch bedurfte es in der Regel noch der Einwirkung der Staatsleitung auf die einzelnen Mitglieder, wenn sie mit ihren Anträgen durchdringen wollte. Durch Geldgeschenke und persönliche Begünstigungen erlangte sie dann in der Regel reichlichere Beisteuern, als ihr nach den Festsetzungen Richelieus bestimmt waren. Der Briefwechsel der Minister über die Verhältnisse der Provinzstände bietet übrigens nicht viel Erfreuliches. Man nimmt da nur immer ein Widerstreben örtlicher und persönlicher Belangen und beschränkter Auffassung gegen überlegene Einsicht und umfassende Gesichtspunkte wahr. Um ihre ganze Wirksamkeit zu übersehen, müßte man freilich noch die Akten der Versammlungen vor sich haben. Die Tatsache ist, daß provinzialständische Verfassungen in einem Teile des Reiches in voller Wirksamkeit bestanden; in den neu eroberten Landschaften, wie unter anderem in Artois, wurden sie aufrechterhalten und anerkannt.

Indem alles dem Herrscher und seinen Bestrebungen huldigte, waren doch die fürstenfeindlichen Meinungen nicht erstickt.... Das sind indes vereinzelte Kundgebungen, die aber das Dasein eines unbezwungenen, unversöhnten Teiles in der Tiefe des Volkes beweisen. Die Religion des Königtums herrschte, aber sie fand noch Widerstrebende. Zur völligen Durchführung des einherrschaftlichen Gedankens gehörte die allenthalben sichtbare, alles umfassende, in alles eingreifende Tätigkeit des Königs und der Glanz seiner Erscheinung. Unter den Dingen, welche ihren Sieg beförderten, ist keins von größerem Einfluß als die übereinstimmende Richtung der Geistlichkeit. Nicht als hätte sich die französische Geistlichkeit dem Königtum geradehin untergeordnet.... Die Geistlichen führten ihm zu Gemüte, daß der Gehorsam, den das Volk ihm leiste, ihren Ermahnungen zuzuschreiben sei; durch sie allein werde es unterrichtet, welche Ehrfurcht und welchen Dienst es dem König schuldig sei, daß Gott von den Untertanen unbedingte Treue fordere. Wie seit dem Kon-

kordat[20]) alle Könige, so hatte Ludwig XIV. seine Hand über die Besetzung der Stellen. Er verwaltete dieses Recht in dem Gewissensrat, den er sich aus seinem alten Lehrer Perefixe, seinem Beichtvater Annal und einem oder anderen hohen Geistlichen, dessen er sicher war, z. B. dem Erzbischof Marca, zusammensetzte.... Eine große Entsagung gehörte für die Bischöfe dazu, wenn sie ihre Blicke nicht unaufhörlich auf den Dienst des Königs richten sollten, von welchem ihnen jede Beförderung und Ehre kommen konnte. Daß der König ihr Vorrecht schützte und mehrte, brachte eine allgemeine Befriedigung hervor und befestigte ihre Ergebenheit, welche in Zeiten wie diese, wo die Geistlichen sich der Religion mit Eifer annahmen, unfehlbar eine große Wirksamkeit auf die Menschen ausüben mußte. Einen anderen wesentlichen Bestandteil bot der Hof dar, an welchen alles sich anschloß, was durch Geburt oder Rang ein höheres Ansehen im Reiche besaß. Unter Mazarin, der mancherlei Freunde bedurfte, hatte man, offene Schmeichelei mit versteckter Drohung verbindend, Gnade gefordert; wie ganz anders unter dem König! Ohne dazu aufgefordert zu sein, nach seinem Ermessen, seiner Wahl wollte er seine Gnadenbeweise erteilen; er war nicht sparsam damit, aber von ihm allein hing alles ab.... Colbert[21]) mit allen seinen Verdiensten, seiner Tatkraft und Strenge ward durch ein Wort niedergeworfen, das der König gesagt haben sollte. Der König hielt für gut, ihn auf seinem Krankenlager zu besuchen und ihm Mut einzusprechen; sein Rat war, er solle sich von keiner Schwermut ergreifen lassen, und wie die Sachen standen, war dies Wort und dieser Besuch eben das wahre Heilmittel für ihn!...

Bossuet gibt sich in seinen staatswissenschaftlichen Abhandlungen viele Mühe, unumschränkte Gewalt und Willkür zu unterscheiden; die höchste Machtfülle soll nach ihm der Ausdruck der Religion und der Gerechtigkeit sein. Ich weiß nicht, ob Ludwig XIV. diesen Gedanken mit Bestimmtheit ergriffen hatte. Zunächst sah er sich als den Herrn an, als einen solchen jedoch, dem vor allem die Pflicht obliege, die allgemeinen Belangen aufrecht zu erhalten. Er spottete der Engländer, die ihrem König die Mittel, diese Pflicht zu erfüllen, nicht bewilligen wollten; sein Grundsatz war, so zu verfahren, als wenn nichts im Besonderen sein Eigentum sei und doch alles eben ihm gehöre. Welcher

staatsmännischen Meinung man auch huldigen mag, niemand kann leugnen, daß diese Einherrschaft, wie sie war und immer mehr wurde, eine der größten weltgeschichtlichen Erscheinungen ist.

In ihr leben noch alle Grundsätze des romanisch-germanischen Staates, welche von jeher miteinander in so mannigfaltigen Gegensätzen gestanden und lange Zeiträume mit ihrem Kampfe erfüllt haben: der Adel mit seinen Rangvorrechten, die sich nicht von dem König herschrieben, die Geistlichkeit, die sich in gewissem Bezug ihm gleichstellte, der dritte Stand, zunächst vertreten von den Körperschaften, welche ihre Rechte erkauft hatten und als wohlerworbenes Eigentum betrachteten; ihrer Selbständigkeit eingedenke Landschaften, die bewegliche, gärungsvolle Hauptstadt, eine das ihr aufgelegte Joch ungern tragende, zur Empörung gegen Adel und Beamten geneigte Bauernschaft. Nun aber war ihr Widerstreit, ihr selbständiges Tun und Treiben am Ende. Freiwillig oder gezwungen folgen sie alle einem einzigen Willen. Der König hält sich für verpflichtet, die Stände gleich hoch zu schätzen, denn keiner sei entbehrlich, und glaubt, es sei seines Amtes, einen gegen den anderen, alle gegen den auswärtigen Feind zu verteidigen. In der Geistlichkeit soll die Religion in voller Uebung, in dem Adel Ehre und Unterordnung, in den Parlamenten Handhabung des Rechtes, jenseits ihrer Vorrechte erscheinen; der Bürger wird durch die gewerblichen Bestrebungen zu einem eigentümlichen Leben gefördert, in den Bauern sieht der König den Lebensmittelmeister des Landes und nimmt sich ihrer eifrig an. Als ein besonderes Verdienst des Königtums bezeichnet er es, daß die bewaffnete Macht, welche unentbehrlich sei, gehindert werde, Gewaltsamkeiten, zu denen sie sonst schreiten würde, zu begehen. Indem er aber die Erhaltung der Rechte und die Förderung der Wohlfahrt aller zu seinem Zweck macht, liegt es ihm doch fern, durch Beratung zu finden, wie dies geschehen solle; denn wolle er Stände berufen, so würden sie nur miteinander in Entzweiung geraten; die höchste Macht behielt er sich selber vor. Er übte sie mit Männern aus, die ganz von ihm abhängig waren und seinem Willen keinen anderen Widerstand entgegensetzen konnten, als einen solchen, der aus der Forderung der Sache selber entsprang. Von den Untertanen wollte er nichts als unbedingten, blinden Gehorsam. Gehor-

sam galt ihm an sich als Verdienst, jedes Widerstreben als strafwürdiges Verbrechen.

Fürwahr, eine der größten Stellungen, die der Mensch auf Erden ergreifen kann, die eine ungeheuere Verantwortlichkeit in sich schließt, eine unendliche Fähigkeit voraussetzt! Das persönliche Selbst faßt sich auf als den Inbegriff der allgemeinen Belangen, das Ich wird der Staat. Ist es fähig, die Aufgabe, die es sich setzt, zu erfüllen, die Persönlichkeit dahin zu erweitern, daß der Gedanke des Staates in ihr aufgeht? Und wenn sie, wie sie ist, durch sich selber herrscht, würde nicht zu ihrer unumschränkten Selbstbestimmung gehören, daß auch von außen her ihre Selbständigkeit durch nichts eingeschränkt werde?

Nr. 3. Colbert und Frankreichs Handel und Wandel [22]).

Im persönlichen Dienste des Kardinals Mazarin war Jean Baptist Colbert [23]) emporgekommen; schon längst war er der grundsätzliche Gegner Fouquets [24]) gewesen; wie in der äußeren Haltung so in der Führung der Geschäfte schlug er eben den entgegengesetzten Weg ein. Was das größte Vergnügen Fouquets gewesen war, Prunkwagen an seinem Palast anfahren, Bittsteller sein Vorzimmer erfüllen zu sehen, wäre für Colbert das unerträglichste gewesen. Er zog es vor, fünfzehn Stunden des Tages mit ungestörtem Fleiß über seinen Papieren zu sitzen. Das war für ihn gewissermaßen eine Notwendigkeit; denn durch eine leichte und rasche Auffassung glänzte er nicht. Es kostete ihm Mühe, sich die Gegenstände zu eigen zu machen, erst nach angestrengter Arbeit vermochte er sich mit der Bestimmtheit auszudrücken, die ihm selbst Genüge tat — aber es war ihm auch Natur. Er kannte kein Vergnügen als das, welches in der Abwechselung der Arbeit bestand, noch einen anderen Zweck als den, der in den Geschäften lag, und die Zufriedenheit des Königs. Der Ernst seiner Miene, das wenig Eingehende seiner Antworten auf persönliche Anliegen hatte etwas Abstoßendes; er fragte niemand um Rat, am wenigsten diejenigen, welche ein Recht, gefragt zu werden, zu haben meinten. Feindseligkeiten im Schrifttum oder in der Gesellschaft kümmerten ihn nicht, er schritt immer gerade nach dem einmal

ins Auge gefaßten Ziel vorwärts. Fouquet hatte als großer Herr leben wollen, Colbert erschien, auch als ihn der König an dessen Stelle in den Kronrat aufgenommen hatte, wie ein unbedeutender Schreiber des Parlaments, mit seinem sammetnen Beutel voll Schriften und Papieren. Der König nahm selbst von allen Verfügungen Kenntnis; besonders lag ihm daran, daß jede Gnadenbezeugung ausschließend und unmittelbar von ihm selbst ausging.

1. Die Gewerbe.

Anknüpfend an das, was die kluge Fürsorge einiger italienischer Freistaaten erreicht hatte, faßte man in Frankreich schon im 16. Jahrhundert den Gedanken, durch Erschwerung der Einfuhr fremder Webwaren und der Ausfuhr einheimischer Erzeugnisse das Gewerbe des Landes emporzubringen, seinen Wohlstand zu heben. Doch war das nicht möglich, solange die inneren Zölle den Verkehr hemmten, die Handelsleute, ihre Diener und Wagenführer, wie ein königlicher Erlaß bemerkt, der Willkür der Zollpächter preisgegeben waren. Erst die Aufstellung eines gleichförmigen Zollsatzes an ausgedehnten Grenzen macht überhaupt eine berechnende Handelsstaatskunst möglich. Colbert hielt bei dem seinen von allem Anfang den Gesichtspunkt fest, die Einfuhr der fremden Fertigwaren zurückzuweisen, die Anfertigung französischer zu begünstigen.

Bisher brachte jedes Land die ihm eigentümlichen Erzeugnisse auf den allgemeinen Markt des Verkehrs und Handels, und Frankreich nahm daran einen seiner natürlichen Lage und der Befähigung des Volkes entsprechenden, keineswegs geringen Anteil. Jetzt aber verband sich mit dem aufkommenden Begriff von der Staatseinheit die Absicht, das Land auch in Beziehung auf Kunstfleiß und gewerbliche Erzeugung von allen anderen unabhängig, womöglich die anderen ihm zinsbar zu machen.

Man berechnete, daß Frankreich den Venezianern jährlich für 100 000 Livres[25]) Spiegel und vielleicht für einen dreimal so starken Betrag genähte Spitzen, die dort in den Frauenklöstern in seltener Vollkommenheit gefertigt wurden, abkaufe. Colbert wußte der Eifer-

sucht des Freistaates zum Trotz einige Glasarbeiter von Murano an sich zu ziehen, die gar bald diesseits der Alpen ebenso vortreffliche Spiegel herstellten wie jenseits. Eine Zeitlang sperrten sie sich, ihre Kunstfertigkeiten französischen Lehrlingen mitzuteilen. Auch dazu verstanden sie sich jedoch, und die aus Venedig kommenden Spiegel, welche den Zoll in Lyon und Valence, sowie an der Grenze der vereinigten Zollgebiete tragen mußten, waren sehr bald unfähig, mit den inländischen den Wettbewerb auszuhalten. Unbeschreibliche Mühe kostete es, die in Frankreich übliche Spitzenbereitung, welche in Alençon ihren Sitz hatte und daselbst die halbe Bevölkerung nährte, durch die vorgeschrittene venezianische zu ersetzen. Die Arbeiterinnen zeigten sich ungelehrig, die ganze Einwohnerschaft widerstrebte. Eines der ersten Webwarenunternehmen, welches in guten Gang kam, wurde von einem Franzosen, Charon, der lange in Venedig gelebt, zu Reims eingerichtet. Aus den Geschäftsbriefen sieht man, daß die Schwester und die Muhme Colberts an dem Wohlergehen der daselbst beschäftigten Arbeiterinnen lebhaften Anteil nahmen. Der König war einer der besten Käufer; er legte eines Tages, als er das in Paris angelegte Unternehmen besah, 12 000 Livres in diesem Handerzeugnis an.

So wurde die Strumpfwirkerei, die damals in England am weitesten gediehen, die Tuchbereitung, wie sie in Holland, die Herstellung von Blech und Messing, wie sie in Deutschland üblich war, in Frankreich eingeführt; persische, indische Arbeiten ahmte man nach. Der venezianische Gesandte Giustiniani bemerkt, die französische Staatsleitung suche jedes andere Land dessen zu berauben, was es eigentümlich auch in vorzüglicher Güte besitze, sie trage kein Bedenken, für die niedrigsten Arbeiten königliche Paläste einzuräumen. Ihr Bestreben sei, die Ware wohlfeiler, für den Käufer anlockender und zugleich besser zu liefern.

Zu diesem Zweck wurden die strengsten Regeln festgesetzt. Bei der Tuchbereitung ward die Breite und Länge der Stücke genau vorgeschrieben, für die Färberei eine Anweisung von mehr als dreihundert Punkten gegeben und deren Ueberschreitung bei harter Strafe verpönt. Denn da der Staat in der Arbeit eine öffentliche Angelegenheit sah und sie mit seinen Mitteln förderte, so wollte er auch ihr Gelingen nicht von der Willkür der einzelnen abhangen lassen. Sehr

wahr, nur daß ein allzu langes Festhalten des Gebotes die in sich erstarkende Lebenskraft der Tätigkeit des einzelnen auch wieder zu ersticken in Gefahr gerät; im Anfang wirkten Schutz und Aufsicht nicht nachteilig. Der englische, holländische, italienische Kunstfleiß sah sich in manchem Bezug wirklich übertroffen. Die Meisterschaft der Franzosen zeigt sich oft überhaupt weniger in der Erfindung als in der Ausbildung des von anderen Erfundenen.

Der venezianische Gesandte ist überzeugt, daß dem Verfahren Colberts auch ein staatsmännischer Beweggrund zugrunde liege; er hasse die Macht und den Reichtum der Großen, sein Grundsatz sei, sich der Bauern, der Soldaten und der Kaufleute anzunehmen, um die anderen sich nicht zu bekümmern. Aus den Papieren Colberts ergibt sich wenigstens, daß er auf die gewerbetreibenden, arbeitenden Klassen einen größeren Wert legte als jemals ein Staatsmann. Es wäre nicht auszusprechen, wie sehr der Antrieb, den er gab, ihnen zustatten gekommen ist. In den Briefschaften kann man verfolgen, welche mannigfaltige Teilnahme und Tätigkeit die Anordnungen Colberts gleich damals erweckten, wie in den Städten Ausschüsse gebildet wurden, um die Förderung der Gewerbe gemeinschaftlich zu betreiben, wie man dann die Unbeschädigten zur Arbeit heranzog, die bloß der Verzehrung dienenden Gewerbe beschränkte, die eigentlich hervorbringenden begünstigte, wie man selbst den Andrang Unberufener zu den gelehrten Arbeiten zu hemmen suchte, ganz in seinem Sinne; aber auch zugleich wie mit dem Gelingen dieser Bestrebungen das Eingehen der Auflage, namentlich der Taille [26]) in den Städten zusammenhing. An Geldgewinn fehlte es von Anfang an nicht. Giustiniani weiß bereits im Jahre 1668 nicht genug von der Menge der Aufträge zu sagen, welche aus aller Welt in Paris eingehe; schon ströme, so versichert er, ebenfalls aus aller Welt das Geld herbei, und zwar klingendes Gold und Silber, welches doch, wo man soeben die alten Dublonen [27]) und Goldtaler in Louisdors [28]) umpräge, in gutem Preise stehe.

2. Der Handel.

Colbert, der aus einer kaufmännischen Familie stammte, mag den Wert des Geldes und dessen wirklichen Besitz zu hoch angeschlagen haben; aber er brachte sein kaufmännisches Bestreben mit dem Zwecke des Staates und dessen großen Belangen, dem Emporkommen des dritten Standes, der Einheit des Volkstums, seiner Stellung in der Welt überhaupt in Verbindung. Mazarin und Fouquet hatten, wie bereits Richelieu, daran gedacht, den französischen Handel mit den entferntesten Weltgegenden durch große Gesellschaften, an denen sie selbst mit ihrem Vermögen Anteil nehmen wollten, emporzubringen. Darauf kam nun, durch das Beispiel von England und Holland getrieben, Colbert zurück; Ludwig XIV. ward ganz dafür gewonnen. Wie die Erlasse sagen, zur Größe des Volkes und zum Ruhme des Königs schien es ihnen notwendig. Denn diese Begriffe fingen an, sich miteinander zu verbinden. Hätte es von dem französischen Handelsstand allein abgehangen, so würde die Sache nicht zustande gekommen sein. Die Aufsichtsbeamten der Schiffahrt können nicht genug klagen, wie wenig z. B. die Kaufleute in Marseille das allgemeine Wohl auch nur ihrer Stadt, geschweige des Reiches kümmere, und wie sie durch Sonderbelangen und gegenseitige Eifersucht einander und allem Guten im Wege ständen. Die Handelsgesellschaften sind nicht ein Werk des Handelsstandes, sondern des Staates; an ihren Anteilscheinen beteiligte sich die Staatsleitung meistens zu einem Drittel oder bis zur Hälfte. Die übrigen wurden zum größeren Teile den geldbesitzenden Beamten gleichsam aufgenötigt. In den großen Körperschaften sind die Zeichnungslisten mit dem Bemerken, daß der König die Beteiligung sämtlicher Mitglieder wünsche, vorgelegt, diese Verschreibungen sind dann in Gegenwart des Königs selbst eingereicht worden, der davon persönlich Kenntnis nahm. König Ludwig XIV. meinte damit eine große Pflicht zu erfüllen; denn die kaufmännische Tätigkeit sei dem Geiste des Volkes angemessen und werde ihre Wohlfahrt befördern; er machte sogar die sittliche Erwägung, daß dadurch der Untätigkeit, welche nur zum Laster führe, bei einer großen Anzahl ein Ende gemacht werde.

Es gehörte ganz zu der Anschauung Colberts, wenn er die westindischen Pflanzungen, von denen die meisten zur Zeit der Fronde in Privathände übergegangen waren, aus diesen zurücknahm und einer neuen Handelsgesellschaft übergab, welche sie fortan besitzen und anbauen und in Handelsverbindung mit Frankreich bringen sollte. Richelieu hatte einst eine Gesellschaft zum Handel mit dem nördlichen Amerika gestiftet, die doch nicht zu rechter Blüte gekommen war. Auch deren Rechte wurden an die neue Handelsgesellschaft übertragen; sie sollte den ganzen amerikanischen Handel mit dem afrikanischen bis an das Kap vereinigen. Besonderen Gewinn haben ihre Handelsunternehmungen niemals abgeworfen; das Handelsvorrecht, das sie einführte, störte vielmehr allenthalben den bereits in Gang gesetzten Verkehr. Vorteil für den Staat aber hat die Handelsgesellschaft ohne Zweifel gehabt; zur Behauptung der Pflanzungen ist sie sehr förderlich gewesen. Kanada erhob sich aus dem Zustand der Schwäche und Gefährdung, in der es sich befand, durch die Unterstützung, die es nunmehr erhielt; die Antillen wurden wieder eng mit dem Mutterlande verbunden, Cayenne wurde aufs neue besetzt. Man dachte dem im Norden von Amerika entstehenden Neufrankreich ein anderes in den gleichen Gegenden an die Seite zu setzen.

Die zweite große Handelsgesellschaft, die für den ostafrikanischen und hauptsächlich ostindischen Handel gegründet wurde, machte ebensowenig vorteilhafte Geschäfte. Bei der Rückkehr der ersten Schiffe geriet ihr Weiterbestehen in Frage; aber Colbert war auf diese Verluste gefaßt, die solange anhalten würden, bis der Handel in aller Form eingerichtet sei. Unter Führung zweier höchst befähigter, aber in stetem Streit miteinander begriffener Männer, Caron und Macara, gelang das wirklich nach und nach. In Surate gewährte ein Schutzbrief des Großmoguls den Franzosen ausnehmende Begünstigungen; in Mansulipatam erlangten sie größere Vorteile, als den Holländern bewilligt worden waren; sie dachten ihren Handel im Bunde mit den Portugiesen, die sich ihnen anschließen würden, bis nach China und Japan auszudehnen.

Eine nordische Handelsgesellschaft ward errichtet, hauptsächlich um an dem Handel der Ostsee unmittelbaren Anteil zu nehmen. In

den Pächtern der Güter der Königin Christine[29]), zu denen Gotland gehörte, einem Stockholmer Handelshause, regte sich der Gedanke, diese Insel wieder zum Mittelpunkt des baltischen Handels zu machen. Den Franzosen sollte erspart bleiben, nach Danzig, Riga, Narwa zu fahren; alle Waren des Nordostens sollten sich in Gotland sammeln und hier die französischen oder die englischen Handelsleute erwarten. Denn der Vermittelung der Holländer wollte man sich auf allen Seiten entraten. Wie in Amerika, Ostindien, dem Norden, so stießen die Franzosen auch auf dem Mittelmeer mit den Holländern zusammen, welche mit den Küsten des türkischen Reiches einen sehr vorteilhaften Verkehr trieben, den vorteilhaftesten nach Smyrna, und eben in Livorno oder Portolongone eine kaufmännische Ansiedelung zu gründen vorhatten. Colbert setzte sich ihnen mit einer levantinischen Handelsgesellschaft entgegen, die von allen seinen Handelsgesellschaften den besten Fortgang gewann.

Die früheren Handelsmächte waren dadurch emporgekommen, daß sie den allgemeinen Verkehr von einem Hafen, einer Küste, einem Lande zu den anderen vermittelten, wie die italienischen Freistaaten, so die deutschen Hanse. Holland übertraf, verdrängte sie alle, indem es die Vermittelung zwischen den verschiedenen Weltteilen übernahm. Der Sinn der Franzosen war es nicht und konnte es nicht sein, hierin mit ihnen zu wetteifern, die Waren einer Zone nach der anderen zu tragen. Sie wollten vor allem sich selbst von dem Zwischenhandel ihrer Nachbarn befreien, den Gewinn, der diesen aus dem Verkehr mit französischen Erzeugnissen erwuchs, für sich selbst zu ziehen; in der Entwickelung der handelswirtschaftlichen Kräfte sahen sie auch jetzt den Hebel ihrer staatlichen Macht.

Mit gewaltiger Hand griff der Staat in die Bahnen des freien Handels ein, um die handelswirtschaftlichen Kräfte des Landes von der Herrschaft zu befreien, welche ein anderes Volk, das dadurch staatlich mächtig wurde, über sie ausübte und ihnen eine geschlossene Richtung nach dem Innern des Reiches zu verleihen. Wer wollte einen allgemein gültigen Grundsatz der Handelsfragen daran knüpfen? Aber es war ein Standpunkt, welcher die Welt jahrhundertelang beherrschen sollte, großartig ergriffen und behauptet.

Ein Denkmal der umfassenden Bestrebungen dieser Zeit ist der Kanal des Südens[30]). Der bloße Gedanke, einfach in einem einfachen Wort ausgesprochen, das Mittelmeer mit dem Atlantischen Ozean durch einen Kanal zu verbinden, war fähig, den Ehrgeiz der angeborenen Begabung und der Tatkraft anzuregen. Man bildete sich wohl ein, daß in Zukunft große Seeschiffe ihren Weg von Osten nach Westen durch Languedoc nehmen, die Beschwerlichkeiten der Meerenge von Gibraltar den Seefahrern erspart werden würden. Ein Beamter italienischer Herkunft, namens Riquet, der sich von den Senkungen des schwarzen Gebirges und der Pyrenäen die genaueste Kunde verschaffte, unaufhörlich, wo er sich auch befinden mochte, über die Ausführung brütend, kam endlich — es soll in St. Germain gewesen sein — auf den entscheidenden Gedanken, in welchem die Möglichkeit lag, das Werk zu vollenden. Die Stände von Languedoc, unfähig, von dem Unausführbaren, das ihnen vorher vorgeschlagen worden, das Ausführbare und Echte zu unterscheiden, wiesen seine Vorschläge von sich. Colbert dagegen erkannte ihren Wert, schaffte das erforderliche Geld herbei und stellte die Eigenbelangen des Unternehmers sicher, der nun mit doppeltem Eifer an die Arbeit ging. Wie andere große Dinge gelang auch dieses durch die einfachsten Mittel. Die benachbarten Bäche wurden nach der Stelle geleitet, von welcher die Gewässer nach beiden Seiten ihren Lauf nehmen und den Kanal nähren. Riquet ward von einem jungen Manne unterstützt, der die Kanalbauten von Haarlem zu einem besonderen Unterrichtsgegenstand gemacht hatte. Die überschwenglichen Erwartungen, die man an das Unternehmen knüpfte, wurden nicht erfüllt, aber für den inneren Verkehr von Frankreich, namentlich der benachbarten ackerbauenden und gewerblichen Gebiete, für das Leben von Languedoc ist das Werk von unschätzbarem Wert. Dem König wurde es zur größten Ehre gerechnet; von den Römern sei nicht einmal daran gedacht, von Karl dem Großen und denjenigen der Verweser des Königs, die er am höchsten anschlug, Franz I. und Heinrich IV., beabsichtigt, sei es nun unter seinem Schutze zustandegebracht worden. „Der König sprach,“ sagt Corneille[31]), „die Berge wichen.“ Er erschien als der Herr von Land und Meer.

3. Staatswirtschaft und öffentliche Bauten.

Wenn es wahr ist, daß Colbert durch seine Ratschläge zum Kriege gegen Holland (1672—1678) angetrieben hat, so hat er dafür schwer gebüßt. Er konnte es nur in der Hoffnung getan haben, die französische Handelsschiffahrt vollends von dem Uebergewicht der Holländer zu befreien; und wäre der Friede gleich nach den ersten Schlägen geschlossen worden, so würden ohne Zweifel seine geldwirtschaftlichen Anordnungen gefördert worden sein. Aber daß der Krieg so viele Jahre dauerte und sich so umfassend gestaltete, brachten sie notwendig in Unordnung. Schon war die Verwaltung überaus schwierig geworden, als ihm der König die Notwendigkeit zu erkennen gab, eine außerordentliche Einnahme von jährlich sechzig Millionen für den Krieg herbeizuschaffen. Darin lag der Widerstreit zwischen Louvois[32]) und Colbert, daß jener keine andere Rücksicht kannte als seine Kriegsbedürfnisse, dieser die Staatswirtschaft und die allgemeine Wohlfahrt im Auge behielt. Colbert, hören wir, sei bedeutet worden: sollte er die Herbeischaffung dieser Beträge für untunlich halten, so wisse man schon einen anderen, der das unternehmen werde. Er würde vielleicht für seinen staatswirtschaftlichen Ruf am besten gesorgt haben, wenn er, woran er dachte, sich zurückgezogen hätte. Aber seine Familie beschwor ihn, das nicht zu tun; ihn selbst, versichern seine Freunde, habe noch mehr das Bewußtsein bewogen, daß er allein fähig sein werde, das Land aus der gefährlichen Lage, in die es durch die Fortsetzung des Krieges gerate, zu retten. Und gewiß, in der Mitte der Kriegsbedrängnisse durfte er König und Land nicht verlassen.

Er hat vermittelt, daß die Ausgabe, die sich im Jahre 1670 auf 77 Millionen belief, 1679 auf 131 Millionen ansteigen konnte. Wie wäre das aber möglich gewesen, ohne daß er das ihm grundsätzlich Verhaßte hätte tun oder dulden müssen? Colbert kannte recht wohl die Geheimnisse des geldlichen Vertrauens und hat es durch einige Anordnungen gefördert; es anzuspannen trug er deshalb Bedenken, weil er fürchtete, die Leichtigkeit, es zu benutzen, werde zu unerträglichen Mißbräuchen und Unordnungen führen. Dennoch mußte er

zu Anleihen schreiten, und zwar auf Zinsen zu einer ihm verhaßten Höhe (von achteinhalb v. H.), deren Begebung gleichwohl nicht ohne große Verluste vonstatten ging. Neue Gebühren, Schaffung von Aemtern, mit allerlei drückenden staatlichen Maßregeln waren nicht zu vermeiden. Und zugleich ward es für die Einbringung der Auflage, namentlich der Taille, nachteilig, daß die Truppen mit nicht zurückhaltender Gewalttätigkeit im Lande lagerten oder es von einer Grenze zur anderen durchzogen. Die Besoldungen waren bisher regelmäßig in den bestimmten Zeitpunkten erfolgt; damit hatte es jetzt ein Ende, das Jahr der Bezüge fing an, zu achtzehn Monaten gerechnet zu werden! Die Schatzmeister der öffentlichen Bauten, die in der Regel Ueberschüsse verrechnet hatten, baten um Vorschuß; denn alles eingehende Geld brauchte man unmittelbar für den Krieg. Man bemerkte, daß Colbert, der sonst freudig bei der Arbeit war und sich im Gefühl einer befriedigenden Tätigkeit wohl die Hände rieb, wenn er daran ging, jetzt dagegen Verstimmung und Unmut an den Tag legte.

Nach dem Frieden von Nymegen (1678), als die gemachten Aufwendungen vollends berechnet wurden, sind die Ausgaben noch höher gestiegen; überdies aber blieb das Heer auf dem Kriegsfuß, ungeheuere Kosten machten die Bauten der Festungswerke [33]). Noch ist nichts zutage gekommen, woraus sich ein Widerspruch dieses Ministers gegen die Verfolgung der Reformierten mit Bestimmtheit ergäbe. An der engen Verbindung zwischen Krone und Geistlichkeit, die dadurch befördert wurde, war auch ihm viel gelegen, und zum Aeußersten kam es ja bei seinen Lebzeiten nicht [34]). Er scheint den Erfolg des eingeschlagenen Verfahrens so wenig wie andere vorauszusehen, um die eigentlich religiöse Frage sich soviel nicht bekümmert zu haben. Aber daran kann kein Zweifel sein, daß er den Eintrag in den Einkünften, der schon damals aus den Drangsalen erwuchs, die man den Reformierten antat, aufs schmerzlichste empfand; für die Geldverwaltung lag eine neue Schwierigkeit darin. Dennoch gelang es ihm, das Gleichgewicht zwischen Ausgabe und Einnahme für das Jahr 1683 ziemlich wiederherzustellen; der schwersten Zinszahlungen wußte er das Land glücklich wieder zu entledigen.

Dem Kriege zum Trotz war der Handel, namentlich der levantinische, in Aufnahme geblieben, die Webwaren fanden in aller Welt

reichliche Nachfrage. Der starke Ausgangszoll, mit dem sie belegt waren und der der königlichen Kasse wohl zustatten kam, hinderte ihren Vertrieb nicht. Wie die Landmacht ward auch die Seemacht, und zwar diese unter Colberts eigener Aufsicht, in einen Achtung gebietenden Zustand gebracht. Bei seinem Eintritt in die Verwaltung der Flotte hatte er nur dreißig Kriegsfahrzeuge, darunter drei vom ersten Rang vorgefunden; im Jahre 1683 waren zweiunddreißig Kriegsschiffe ersten Ranges in See, mit den noch im Bau begriffenen zählte Frankreich überhaupt 267 Kriegsfahrzeuge, mehr als irgend eine Macht der Welt.

Für die Bauten der königlichen Schlösser in Fontainebleau, Chambord, St. Germain und ihre Kosten schaffte er Rat. Versailles, das eben damals instand gesetzt wurde, um vom Hofe bezogen werden zu können, hat in den fünf Friedensjahren vierzig Millionen Livres gekostet. An diesen Bau von Versailles knüpfte sich der Tod oder, wenn man will, der Untergang Colberts. Die von einem späteren Schriftsteller herrührenden Nachrichten von einem tadelnden Wort, das der König wegen der großen Kosten einiger Teile des Baues, z. B. des großen Gitters am Eingang, im Vergleich mit den Festungsbauten von Louvois an ihn gerichtet haben solle, wage ich nicht zu wiederholen. Aber ganz ohne Grund sind sie nicht. Auch der brandenburgische Gesandte weiß, daß ein Verdruß Colberts über jenen Bau zu seinem Tode beigetragen; er habe sich über die Arbeiter erzürnt, durch deren Nachlässigkeit die Brüstung eines neuen und schönen Zimmers zusammengebrochen sei. Der venezianische Gesandte meldet seiner Behörde das Ereignis, über das er besser als andere unterrichtet zu sein behauptet, folgendergestalt: Nicht über Colbert selbst, aber über dessen jungen Sohn Arnois, welcher, zu des Vaters Nachfolger bestimmt, die Aufsicht über den Bau von Versailles führte, habe sich der König gegen Colbert beschwert. Er habe gesagt, er wisse nicht, wie es zugehe, daß er trotz seines großen Geldaufwandes schlechter als jeder andere bedient werde. Bald darauf, als Colbert wegen der Zahlung eines Betrages Schwierigkeit erhoben, habe ihm der König seine Verwunderung ausgesprochen, daß er ihn in solchen Dingen hartnäckig finde und ihn bitten müsse; das sei nicht der Fall mit Louvois, dem brauche er seine Wünsche nur anzudeuten, so seien

sie schon ausgeführt. Colbert, von dem wir wissen, wie ganz er von der königlichen Gnade abhing, habe diesen Beweis der Ungunst, diese Bevorzugung seines Nebenbuhlers nicht ertragen können, er habe seinen Sturz vorauszusehen gemeint und sei darüber in eine tödliche Krankheit gefallen. Man habe ihm geraten, dem Könige über die Sache zu schreiben, ihm seine Verdienste in Erinnerung zu bringen; er habe jedoch davon nichts hören mögen, zu sterben sei ihm nicht unlieb gewesen. Mit Gewißheit weiß man, daß der König in seiner Krankheit an ihn schrieb; Colbert, der sich seinem Ende nahe fühlte, wollte den Brief nicht lesen, er wollte sich nur noch mit seinem Gott beschäftigen[35]).

Hat aber Colbert nicht bis zuletzt die volle Gnade des Königs behauptet, so hat ihm das Volk, das in der Strenge seiner Staatsverwaltung eine willkürliche Bedrückung sah und an den Reichtümern, die seine Familie sammelte, Aergernis nahm, mit bitterem Haß verfolgt. Die Leiche mußte mit soldatischem Geleit nach der Grabkapelle geschafft werden, die heftig erregte Menge hätte sie sonst in Stücke gerissen. Man ließ sich nicht abhalten, Schmähzettel an dieser Kapelle anzuschlagen. Vierzehn Tage hörte man von nichts als von Schmähreden gegen den Verstorbenen.

Ein Menschenleben voll Größe, Ernst und Schicksal. Eine für die Welt bedeutende, gleichsam angeborene Geistesrichtung und Gabe, ihr Raum zu verschaffen; auf den ersten Stufen des Dienstes Leistungen, die sich förderlich, unentbehrlich erweisen, und eine unerschütterliche Ergebenheit, die sich Vertrauen gewinnt. Hierauf mutiges Vorgehen gegen einen Feind, der die höchste Stelle besitzt, jedoch einen verderblichen Weg eingeschlagen hat, bis es endlich gelingt, ihn zu stürzen, nunmehr die Gründung einer neuen Ordnung, durchgreifende, rücksichtslose Verbesserungen, nicht allein bedeutend für den Augenblick, sondern für alle Jahrhunderte. Alle Anstrengungen, die gemacht und anderen zugemutet, die Gewaltsamkeiten, die nicht vermieden werden, erscheinen durch die Aussichten eines weltumspannenden Gedeihens, die sich daran knüpfen, der Wohlfahrt des Volkes und der Größe des Staates gerechtfertigt, erträglich, bis dann aus den Gegensätzen der Welt Verwickelungen hervorgehen, welche ein ruhiges Verfolgen des vorgesteckten Zieles unmöglich machen. Das

Schicksal will, daß sie nicht ohne eigenen Anteil eintreten; der Rückschlag der Erfolge nötigt den Staatsmann, in den Verlegenheiten des Augenblickes ja zu dem Gegenteil von dem zu schreiten, was er ursprünglich beabsichtigte; dann erfüllt sich alles mit dornenvollem Mißvergnügen. Niemand erkennt mehr die Absicht, den großen Gedanken, die Ordnung erscheint nur noch als Gewalt und Eigenmacht; sie entrüstet die Menge, für die man sorgen, den Fürsten, dessen Sache man führen wollte. Am wenigsten genügt man sich selbst, bis zuletzt irgend ein Vorteil, der das Herz ergreift, das schon gebrochene Dasein vollends niederwirft und das Los der Sterblichen sich an ihm erfüllt.

Glücklich, wenn der ergriffene Gedanke das Wohlwollen der Nachwelt, eine Fiber ihres Lebens berührt, wie das der Fall Colberts lange Zeit hindurch war; dann reinigt sich das Andenken von den Schlacken des Augenblickes zur Anerkennung dessen, was das Wesen war. Der Name, mit dem Gedanken zusammenfallend, erhebt sich in stolzer Einsamkeit aus der Nacht der Jahrhunderte; auch nachfolgende Veränderungen der Meinung können ihn nicht herabziehen.

Nr. 4. Ludwig XIV. Ausgang; Rückblick auf seine Staatsverwaltung [36]).

I.

Wenn man das Glück eines zu Ende gehenden Lebens in das Bewußtsein setzen darf, die großen vorgesteckten Ziele erreicht zu haben, so kann davon bei Ludwig XIV. nicht eigentlich die Rede sein. Die vornehmsten Pläne des königlichen Ehrgeizes waren nicht durchgeführt, weder der staatliche, der auf ein allgemeines Uebergewicht in Europa, noch der religiöse, der auf eine vollkommen kirchliche Einheitlichkeit gerichtet war. Vielmehr waren aus ihnen, wie es nicht anders sein konnte, widerwärtige und unglückliche Rückwirkungen ohne Zahl hervorgegangen. Es scheint jedoch nicht, als habe ein Gefühl hiervon den König betrübt oder gekränkt. Er sah doch seinen Enkel auf

dem spanischen Thron[37]), sein eigenes Reich erweitert und nach außen mächtig. Den inneren Uebelständen hoffte er noch beizukommen, die Erbfolge meinte er soeben sichergestellt zu haben. In der gewohnten Weise lebte Ludwig XIV. seinen Geschäften und Erheiterungen.

Der Hof war sogar zuweilen noch recht glänzend, z. B. im Herbst 1714, als der Kurfürst von Bayern, der sich den französischen Sitten mit Vorliebe anschloß, anwesend war und vor seiner Rückkehr nach Hause[38]) von allen, die es vermochten, mit Festlichkeiten geehrt wurde. Die Männer waren nach dem Frieden zahlreich zurückgekehrt, viele mit ihren Damen; in Fontainebleau sah man diese in großen und kleinen Wagen, jene zu Pferde, den Kanal umschwärmen, wo der Kurfürst auf einer Barke mit festlichem Klang eine andere Gruppe bildete; der König fehlte nicht. Meistens jedoch war man einsam. Die Prinzessinnen hatten sich zurückgezogen, um nur bevorzugte Freunde zu sehen; der Geschmack an Landhäusern war aufgekommen, jede Familie hatte das ihre. Zu allgemeinen Festen kam es nur dann, wenn etwa Frau von Maintenon[39]) in ihren Gemächern eine Musikaufführung veranstaltete. Nur Tonkunst und die Fortsetzung seiner Bauten schienen dem König noch Vergnügen zu machen. Einige Verschönerungen in Fontainebleau sind das Werk seiner letzten Jahre; er richtete sich selbst noch ein Zimmer ein, das die Bewunderung derer, die es sahen, erweckte. Und dabei entzog er sich doch keinen Augenblick der Arbeit. Seine Minister haben ihm einmal den Vorschlag gemacht, die Geschäfte in einem Ausschuß für sich vorzubereiten und ihm dann erst, wenn sie sich geeinigt hätten, vorzulegen, um nicht mit abweichenden Meinungen vor ihm zu erscheinen. „Wie?" rief er aus, „bin ich zu alt, um zu leiten?" Niemand hätte ihm mit einem solchen Vorschlag wieder kommen dürfen. Es wäre als eine Beleidigung erschienen, wenn man ihn hätte schonen wollen.

Nachdem er eines Tages im August 1715 dem Kronrat beigewohnt und in gewohnter Art mit dem Kanzler gearbeitet hatte, ward er bei seinem Abendwein von einer Betäubung ergriffen, in der man die Vorboten des Todes erkannte. Er bereitete sich zu seinem Hinscheiden — denn er meinte ein wohlbestelltes Haus zurückzulassen — mit ungestörter Seelenruhe vor; er traf alle seine Anordnungen mit vollkommener Unbenommenheit des Gemütes, nicht anders, als gelte

es etwa nur eine Reise anzutreten. Von der Gefährtin seiner letzten Lebensjahre nahm er in der Erwartung Abschied, sie in kurzem wiederzusehen; er sagte ihr, glücklich habe er sie nicht gemacht, aber immer geliebt und hochgehalten. Am schwersten schien er zu empfinden, daß es ihm nicht beschieden gewesen sei, den Kirchenfrieden herzustellen[40]); er tröstete sich damit, daß die Sache vielleicht besser in anderen Händen liege als in den seinen, weil man ihn im Verdacht habe, voreingenommen zu sein und zu weit zu greifen. Ueber seinen Urenkel[41]) sprach er seinen Segen aus, nicht ohne eine Ermahnung zum Frieden, eine Anklage gegen sich selbst, der den Krieg allzu sehr geliebt habe. Er bezeichnete ihn schlechthin als den König; seine Umgebung zeigte sich davon erschüttert, er sagte, ihm errege das kein peinliches Gefühl. Er starb am 10. September 1715, wenige Tage vor Vollendung seines 77. Jahres.

„Wir wollen ihn beweinen", sagte Frau von Maintenon zu ihren Freundinnen, den Damen von St. Cyr, „und seine Verherrlichung im Himmel durch unsere Gebete beschleunigen."

II.

Aus drei verschiedenen Dingen ist die Verfassung der neuen Staaten erwachsen: dem Begriff der höchsten Gewalt, wie sie sich im römischen Reiche darstellte, ihrer Verbindung mit der Kirche, endlich der Durchdringung dieses doppelten Gehorsams mit den Bestrebungen der germanischen Selbstverwaltung. Das ganze Leben der neueren Jahrhunderte beruhte auf deren durch die Ereignisse herbeigeführten unauflöslichen Verbindung und ihrem fortwährend wirksamen inneren Gegensatz. Bald hat das eine, bald das andere überwogen.

Die Stellung Ludwigs XIV. ist nun, daß er der Einherrschaft ein nicht auf vorübergehendem Vorteil beruhendes, sondern nachhaltiges Uebergewicht gab, ohne sich darum mit der großen katholisch-kirchlichen Einrichtung zu entzweien und ohne die Lebensordnung, auf der die romanisch-germanischen Staaten so eigen beruhen, zu erdrücken oder zu vernichten. Der fürstliche Begriff, den Ludwig XIV. geltend machte, entsprang im Grunde der in dem späteren römischen Reiche herrschenden Verfassung, nach welcher nicht allein die ausübende Ge-

walt, sondern auch die gesetzgebende dem Fürstentum gehörte, nicht durch Gewaltsamkeit noch Willkür, sondern notwendig und der Natur der Sache gemäß. Von allen Beschränkungen, welche der germanische Staat der gesetzgebenden Gewalt zu ziehen versucht hat, war in Frankreich nur die eine, die in den Parlamenten[42]) erschien, in ununterbrochener Wirksamkeit geblieben. Uebrigens war das Fürstentum dadurch noch stärker geworden, daß es die germanische Erblichkeit mit dem Besitz der höchsten Gewalt verband. So erinnert auch das Verhältnis, in welchem sich die Kirche befand, an die ältesten Zeiten. Man dürfte sagen: noch immer gab der König, wie einst Chlodwig jenes Gefäß, den besten Teil der Beute dem Bischof und strafte diejenigen gewaltsam, die sich dem zu widersetzen wagten. Der katholischen Kirche zu genügen, war eine seiner vornehmsten Bestrebungen. Wenn aber schon der Stifter der Einherrschaft die Ernennung der Bischöfe in seine Hand nahm, wieviel größer war die Gewalt über die Geistlichkeit, welche Ludwig XIV. aus diesem Recht entwickelte, umfassender, als sie jemals einer seiner Vorfahren besessen hatte.

Und niemand konnte die Kräfte des Lehnsstaates verkennen, die unter ihm noch in großem Umfange bestanden. Wenn man von ihnen mit einemmal eine Anschauung haben will, so braucht man sich bloß zu erinnern, wieviel der Umsturz von 1789 davon zu zerstören notwendig fand: die Besonderheiten der Landschaften, festgehalten durch ständische und gerichtliche Einrichtungen, oder selbst durch Verträge gewährleistet; die Vorrechte der großen Städte, des Adels in seinen verschiedenen Klassen, alle die Herrenrechte, gegen welche später staatliche Lehrmeinungen und der Haß des Volkes vereint oder abwechselnd ankämpften. Noch in seinem Vermächtnis spricht Ludwig XIV. die Ueberzeugung aus, daß die vornehmste Kraft seines Reiches in dem Adel bestehe. Aber die Großen hatte er von aller Teilnahme an der Gewalt zu entfernen und dem gesetzlosen Treiben der Geringeren Schranken zu ziehen gewußt. Sein Erlaß über die Zweikämpfe ist fast sinnbildlich für sein Verhalten gegen den Adel. Diesen letzten Ausdruck der Selbsthilfe und persönlichen Unabhängigkeit verfolgte er mit der äußersten Strenge; aber er tat es zugleich, um den Adel, der durch den Mißbrauch des Zweikampfes zugrunde zu gehen in Gefahr geriet, zu erhalten.

Das Gewicht der fürstlichen Gewalt verkörperte sich in dem Heere und in der Verwaltung. In seinen Kriegen bildete sich Ludwig XIV. ein Heer, dessengleichen die Welt noch nicht gesehen hatte. Wie weit war es von den freiwilligen und auf eine gewisse Zeit beschränkten Dienste des Adels, mit welchem Heinrich IV. seine Feldzüge hatte führen müssen, und von der zweifelhaften Ergebenheit ausländischer Söldner und ihrer Führer, auf welche Richelieu noch angewiesen war, entfernt. Der sonst mit all seinem Tun und Denken im Unterschied der Geburt befangene, von örtlichen Oberhäuptern abhängige Adel unterwarf sich der Rangordnung des königlichen Dienstes. Die Regimenter hörten auf, die Farben ihrer Obersten zu tragen; die Abzeichen und die Tracht des Königs vereinigten die bewaffnete Macht zu einem gleichartigen Körper. Fahnenflucht ward als ein Staatsverbrechen mit dem Tode bestraft; Tapferkeit und Treue zu belohnen genügte ein Zeichen der Gnade des Fürsten, hauptsächlich der kriegerische Orden, den Ludwig XIV. im Jahre 1693 errichtet hatte. Er selbst war erstaunt über seine Wirkung und trug Sorge, sie zu stärken. Der König übernahm, die dienstunfähig Gewordenen zu versorgen. Diese großartige Einheit machte es erst möglich, dem kriegerischen Grundsatz nach seinen inneren Notwendigkeiten gerecht zu werden. Wie viele für die Gesamtheit der Waffenübung zuträgliche Verbesserungen, wie viele für Manneszucht und Führung unentbehrliche Dienstleistungen, welche den heutigen Heeren ihr Gepräge geben, schreiben sich von Ludwig XIV. her. Das heutige Heer gelangte unter ihm zur Erscheinung. Auch die Flotte ist unter ihm gestaltet worden; nach kurzer Abweichung ist die spätere Zeit auf die Einrichtungen zurückgekommen, die er gegründet hat.

Die Verwaltung empfing dadurch einen eigentümlichen Wesenszug, daß es für sie eine Menge ererbter oder erkaufter, durch eine glänzende Bezeichnung ausgezeichneter Aemter gab. Man hätte sie gern abgeschafft, zurückgekauft; da das nicht anging, so ließ man ihnen ihre Ehre, ihren Geldgewinn, vom Anteil an der Verwaltung aber waren sie ausgeschlossen. Die örtlichen Gewalten, Statthalter und Parlamentsvorsitzenden, Stadträte und Lehnsherren bedeuteten nichts mehr neben den Intendanten, die in den Landschaften die oberste Gewalt in die Hände nahmen, und ihren Unterbeamten, den

Bevollmächtigten, Aufsichtsbeamten, welche alles Wesentliche der Geschäfte besorgten. Mochten z. B. die Schatzmeister von Frankreich auch die Bezeichnung Voyers, Aufseher der Wege, führen, die Sorge für die Straßen fiel den Ingenieurs zu, welche von den Intendanten eingesetzt waren.

Der Unterschied der beiden Klassen ist, daß die erste eine Rechtsbezeichnung hatte, die ihr eine gewisse Unabhängigkeit verlieh, die Beamten der zweiten jeden Augenblick abgesetzt werden konnten. Denn eine andere Rücksicht als Tauglichkeit zum Dienst und unbedingter Gehorsam sollten nicht mehr gelten. Es war die Ordnung Richelieus, gegen die man sich in der Fronde erhoben hatte, die aber siegreich geblieben und dann von Ludwig XIV. vollkommen durchgeführt war. An der Spitze dieser Ordnung standen die Minister, deren nach unten hin unbedingten Gehorsam erzwingende, von dem König aber ebenso unbedingt abhängige Gewalt in der langen Staatsleitung Ludwigs XIV. erst Wurzel geschlagen hatte. Sie waren allmächtig, aber jeden Augenblick absetzbar.

Die Vorkämpfer der Sonderrechte des Adels haben geklagt, die Unterordnung des Dienstes sei dazu erfunden worden, um das Vorrecht der Geburt herabzuwürdigen. Sie können sich nicht darüber zufrieden geben, daß die Großen des Landes von der obersten Staatsleitung ausgeschlossen, daß die vornehmsten Edelleute dem Intendanten untergeordnet sind; sie sehen darin fast eine absichtliche Erniedrigung des Adels unter den dritten Stand. Das war nun aber einmal das Ergebnis der geschichtlichen Entwicklung. Die Teilnahme an der höchsten Gewalt war den Großen des Reiches in langem Kampf abgerungen worden; wie hätte man darauf kommen sollen, sie ihnen zurückzugeben?

Für Ludwig XIV. knüpfte sich an seine Verwaltungsweise noch ein besonderes Mittel, den Gehorsam zu befestigen. Unter allem, was um ihn her ein eigenes Recht besaß, genoß das Parlament das größte Ansehen im Lande, jede Bewegung desselben hätte ihm gefährlich werden können. Wenn wir sehen, wie er es geflissentlich niederhielt, so müssen wir noch hinzufügen, daß er es auch zu gewinnen wußte. Die großen Stellen des Staates wurden in der Regel parlamentarischen Männern zuteil; die hohe und beneidete Wirksam=

keit, welche den vornehmsten Persönlichkeiten aus den großen Familien der Robe[43]) zufiel, die vielfache Förderung, die auch den übrigen zugute kam, machte die Parlamente geneigt, sich der Staatsleitung anzuschließen, wie wohl diese ihre besonderen Gerechtsame sonst zurückdrängte.

Der Grundsatz, von dem man ausging, war kein anderer, als welcher schon unter Ludwig d. Hl. gegolten: die allgemeinen Belangen, deren Träger das Königtum ist, denjenigen gegenüber aufrecht zu erhalten, die durch ihren Stand darüber erhaben zu sein glaubten. Der Staat mußte eine ihm eigene lebendige Verkörperung haben. Aber unleugbar ist doch, daß es für den dritten Stand als solchen von Bedeutung war, wenn die Ausübung der höchsten Gewalt an Männer kam, die ihm angehörten und ihm zugeordnet wurden, ob sie schon Adelsbezeichnungen trugen.

III.

Diese in einer Person vereinigte und durch ergebene Hände ausgeübte Gewalt der allgemeinen Belangen, deren Einfluß man nicht leichthin verdammen darf, bemächtigte sich der Gemüter. Gar nicht auszusprechen ist, wie Ludwig XIV. durch Anwendung ansehnlicher Mittel auch in den späteren Jahren zur Förderung der Wissenschaften gewirkt hat. An die Gründung der Sternwarte knüpften sich die Fortschritte der Himmels- und Erdkunde, an die Einrichtung des botanischen Gartens die Entwicklung der Naturgeschichte, selbst der Wissenschaft der Lebenserscheinungen.

Die großen geschichtlichen Sammelwerke verdanken seiner Förderung ihren Ursprung und Fortgang. Verdienste, die weit über die Staatsverhältnisse hinausgreifen und doch auch für diese nicht ohne Bedeutung sind, weil dadurch eine Anzahl ausgezeichneter Männer in nahen Zusammenhang mit der Staatsleitung trat. Auch Gewerbe und Verkehr fühlten sich als ein Teil des Ganzen. Ein jeder wußte, daß, wenn die kaufmännische und gewerbliche Tätigkeit sich in den von dem höchsten Willen vorgeschriebenen Richtungen bewegen mußte, der leitende Gedanke dabei auf Erhöhung der wirtschaftlichen Kräfte des Volkes, Beförderung seines Reichtums nach den noch allenthalben geltenden Begriffen gerichtet war.

So diente der fromme Eifer, welchen der Krieg auf eine und die andere Weise darbot, der **Geistlichkeit** zum Antriebe für die umfassenden Bewilligungen, welche ihre Unterordnung unter die Krone zugleich an den Tag brachten und befestigten. In mancherlei Art kam die Geistlichkeit der königlichen Gewalt zu Hilfe, selbst bei Eintreibung der Steuern. Die Beichtväter wurden erinnert, das Gewissen ihrer Pflegebefohlenen gegen die Steuerhinterziehungen zu schärfen, über welche die Steuerpächter klagten. Die Bischöfe versäumten nicht, ihre Verwandten, die dem Könige mit den Waffen dienten, aus den Ueberschüssen ihrer Pfründen zu unterstützen. Der **Bauer** fluchte, wenn er die Steuer zu zahlen hatte; mit dem Reste seines Geldes begab er sich dann ins Wirtshaus, um mit seinen Nachbarn zu schwatzen. Den Gegenstand ihres Gespräches bildeten die Kriegsereignisse; in Gedanken eroberten sie Festungen, gewannen Schlachten und nahmen teil an den kriegerischen Großtaten ihrer Landsleute. Sie endigten damit, auf die Gesundheit des Königs und der namhaftesten Kriegsführer zu trinken.

An Mißvergnügten konnte es nicht fehlen, aber es gab niemand, um den sie sich hätten sammeln können. Eine so enge Verpflichtung aller Belangen bestand, daß an keine Absonderung eines einzelnen zu denken war. Wenn dennoch Gegensätze auftauchten, so entsprang das vor allem daher, daß die höchste Gewalt auch in der umfassenden Macht, mit der sie ausgerüstet war, ihre Zwecke nicht erreichen konnte. Nachdem der König alles getan, um mit der Kirche in gutem Einvernehmen zu stehen, war er doch zuletzt in eine kirchliche Streitigkeit geraten, aus welcher er keinen Ausgang finden konnte [44]). Sobald hohe Geistliche den Mut faßten, seinem Willen zu widerstreben, hatte man auf geistlichem Gebiete kein gesetzliches Mittel, sie zur Unterwerfung zu nötigen. Das innigste Zusammenwirken des Papsttums mit dem Königtume wäre dazu nötig gewesen; aber es fand entweder an den Satzungen des Königreichs oder an den Grundsätzen von Rom ein unüberwindliches Hindernis. Um seine Herrscherweise über die Dauer seines Lebens hinauszupflanzen, griff der König zu Mitteln, deren Gesetzlichkeit sehr zweifelhafter Natur war.

Man hat in diesem Zeitalter den Versuch gemacht, die Grenzen der unumschränkten Gewalt zu bestimmen. Die Protestanten, welche

früher die gehorsamsten Untertanen gewesen, suchten nach einer Rechtfertigung ihres Widerstandes, wiewohl er nur eigentlich in der Flucht hervorgetreten war, und fanden eine solche in der Lehre von der Staatsgewalt des Volkes[45]), die allerdings auf den König übergegangen sei, aber nicht ohne die Beschränkung, welche ihr von Natur einwohne. Später hat man jede Gewaltsamkeit mit dem Gedanken Staatshoheit des Volkes zu rechtfertigen gemeint; Jurieu dagegen lehrt, daß sie sehr bestimmte Grenzen habe, vor allen Dingen kein Recht, die Gewissen zu zwingen, ein solches also auch nicht auf den König übertragen sein könne. Er unterschied unumschränkte Gewalt, welche den ganzen Inbegriff der Staatshoheit in sich schließe, und schrankenlose Gewalt, die es überhaupt nicht geben könne. Sein Sinn war weniger auf ein Herbeiziehen der Volksmasse als auf die Unterweisung der natürlichen Grenzen der unumschränkten Gewalt aus dem Begriffe der übertragenen Staatshoheit gerichtet.

Es ist sehr erklärlich, daß diese Ansichten in dem damaligen Frankreich wenig Eingang fanden. Wie manche andere regten sich aber auch da, die mit dem Staate Ludwigs XIV. in nicht geringerem Widerspruche standen! Wir gedachten des geistvollen Priesters[46]), der die kriegerische Einherrschaft, welche ihre Größe sich als vornehmsten Zweck setzte und gegen die Nachbarn um sich griff, überhaupt verwarf; ihm und seinen Anhängern stand der Gedanke des Menschengeschlechts höher als der des eigenen Volkstums, sie sahen in jenen Kriegen nichts Besseres als Bürgerkriege, eine Ansicht, welche, ihrem Wesen nach religiös, eine unmittelbare Anwendung auf die kirchlichen Verhältnisse fand. Denn wenn das Volkstum in bezug auf Krieg und Staatskunst keine unbedingte Geltung hatte, welchen Anspruch konnte sie auf einen solchen im Gebiete der Kirche machen, die ihrer Natur nach alle Völker zu umfassen strebt?

Andere wünschten im Gegenteil die Einheit der Gewalt in der Einheit der Gesetzgebung darzustellen, wie denn einer der großen Rechtsgelehrten der Zeit, Domat, unter dem Schutze des Königs den Entwurf eines allgemeinen Gesetzbuches verfaßte, welcher so vielen späteren Versuchen zum Vorbilde gedient hat. Die weitaussehendsten Vorschläge wurden durch die zutage liegenden und immer wachsenden Unordnungen und Mißbräuche hervorgerufen[47])…. So

oft der Vorschlag der Generalstände erscheint, hat er einen adeligen, fast fürstenfeindlichen Anstrich. St. Simon[48]) hoffte von ihnen, daß sie das Reich und den Adel von der Herrschaft der Beamten und von der unbeschränkten Macht des Königtums, aus der er zuletzt alle Uebel herleitet, befreit würden.

Es ist nicht tatsächlicher Widerstand, was den Staat Ludwigs XIV. bedroht, sondern die Gedanken der Menschen reißen sich von ihm los. In jedem Zweige, dem Heere, der Kirche, der Verwaltung, dem Handel, überall stößt die Gewalt des Fürsten auf die beginnende Regung freier Kräfte. Keinem sollte man es glauben, aber es ist wahr: manche begrüßten die Unfälle[49]) als heilbringend, sie hätten fast eine noch entschiedenere Niederlage herbeigewünscht, damit die alte Ordnung vollkommen zugrunde gerichtet würde. Wie Fénelon mit der Salbung seines bischöflichen Stils es ausdrückt: „Was kann uns retten, wenn wir aus diesem Krieg ohne eine gänzliche Demütigung hervorgehen?“ Das wahre Heil Frankreichs sah er in der Anwendung der Mittel, die er vorschrieb, einer gänzlichen Aenderung der inneren Staatskunst; ohne große Unglücksfälle aber schien ihm diese nicht möglich zu sein.

Drei große staatsmännische Richtungen, auf verschiedenen Gedankenreihen beruhend, erscheinen an dieser Stelle in der französischen Welt. Die eine ist das Königtum selbst, das doch die äußersten Unfälle noch vermieden hat und sich durch friedliche Erneuerung auf seinem bisherigen Wege vollkommen wiederherzustellen gedenkt; noch hält es die Geister großenteils durch innere Herrschaft fest. Neben ihm erhebt sich das adelige Verlangen, sich des von ihm auferlegten Gehorsams wieder zu entledigen, zu der alten Selbständigkeit zurückzukehren. Dem aber setzt sich wieder eine Volksanschauung entgegen, welche diesen Gehorsam noch sehr unzureichend findet und eine bei weitem strengere Einheit des Volkes zu verwirklichen meint. Die Bestrebungen der späteren Zeiten gehen in mannigfaltigen und abweichenden Strahlen von diesem Zeitalter aus.

II. England.

Nr. 1. Oliver Cromwell (1653—1658) [1].

I.

Auch für die Familien gibt es einen geistigen Grund und Boden, auf dem sie sich bewegen; an stolzen Erinnerungen halten sie mit Wohlgefallen fest. Wollte man Neigungen und Abneigungen angeben, die sich in diesen Williams Cromwells voraussetzen lassen, so mußten die ersten den protestantischen Grundsätzen, die einst der mächtige Siegelbewahrer [2]), „der Hammer der Mönche", verfochten hatte, die anderen den Gegnern gelten, denen jener erlegen war. Noch immer dauerte der Kampf zwischen beiden fort. Bei den Kindern Roberts [3]) kam dann jener Zusammenhang mit dem königlichen Geschlecht hinzu, das so unerwarteterweise zur Herrschaft in England gekommen war, und man begreift es, wenn alles das in der erregbaren Tiefe eines jungen Gemütes stolze und dunkele Hoffnungen hervorrief. In trüben Tagen einer krankhaft schwermütigen Anwandlung — so erzählt man — meinte der junge Oliver eine riesenhafte Gestalt zu erblicken, welche ihm ankündigte, daß er einmal der größte Mann von England werden sollte.

Verweilen wir aber nicht bei diesem Hintergrunde des Lebens; der Mensch, wie er in der Welt auftritt, wird dann doch durch die Zustände der Zeit und die Verwicklungen seiner eingeborenen Natur mit ihnen gebildet.

Oliver Cromwell war nicht ohne Bildung; er hat sich eine Zeitlang in einem „College" in Cambridge aufgehalten. Besonderen Einfluß hat sie nicht auf ihn ausgeübt. Durch den Tod seines Vaters fast allzu früh selbständig geworden, hatte er eine Zeit, wo er sich den Zerstreuungen einer vergnügungssüchtigen, tobenden und verschwenderischen Jugend hingab. Die erste ernste Einwirkung, die wir an

ihm wahrnehmen, rührte von den Lehren des strengen Puritanertums her, das damals von einem jener „Lecturer", welche man allerorten der herrschenden Kirche entgegensetzte, namens Beard, in Huntingdon[4]) gepredigt wurde. Wir finden ihn dann in den gewaltsamen Erregungen der Gemüter, welche den Uebergang von weltlicher Verwilderung zu frommer Vertiefung und Umkehr bezeichnen. Nur in den „separatistischen" Versammlungen, dem vollkommensten Ausdruck der gläubigen Gemeinschaft, fand er Befriedigung.

Mit dieser Gesinnung verband sich in ihm wie in so vielen anderen öffentlicher Gegensatz gegen die Herrscherweise Karls I. Bei Cromwell erscheint er zunächst in örtlichen Angelegenheiten. Unter anderem widersetzte er sich der Absicht der Staatsleitung, die Stadtverfassung von Huntingdon zu verändern. Allenthalben auf größere Beständigkeit Bedacht nehmend, wollte sie statt der jährlichen Wahlen zum Gemeinderat Wahlen auf Lebenslang einführen. Cromwell stand an der Spitze derer, welche die freiheitlichere Form jährlicher Wahlen behaupteten; er verfuhr dabei mit so ungewohnter Rücksichtslosigkeit, daß man ihn deshalb zur Verantwortung gezogen hat. Bei dem Geschäft der Austrocknung der benachbarten Marschen verfocht er mit gleichem Eifer das Recht der Stadt, welches man dabei für verletzt hielt. Große Erfolge ließen sich davon nicht erwarten, noch ward er selbst davon befriedigt; er gehörte zu denen, welche daran dachten, ihren Gedanken von bürgerlicher und religiöser Freiheit jenseits des Weltmeeres zu verwirklichen, als die Dinge in England eine Wendung nahmen, von der sich ein Umschlag auch im Mutterlande erwarten ließ. Bei dem Ansehen, in welchem seine Familie stand, und seiner persönlichen Haltung konnte es nicht fehlen, bei den Wahlen im Herbst 1640 durchzudringen. Soviel man weiß, hatte er noch die besondere Empfehlung seines Vetters John Hampden für sich; er trat als Mitglied für Cambridge ein.

Wäre es in dem Parlament auf regelmäßige Verhandlungen angekommen, so würde Cromwell, der schon in den ersten Jahren Karls I. Parlamentsmitglied gewesen war, ohne bemerkt zu werden, auch in diesem keine Rolle gespielt haben. Er fiel durch seine Erscheinung — vernachlässigte Kleidung, entflammte Gesichtsfarbe, landmannähnliche Haltung — fast als Sonderling auf. Mit schneidender

Stimme brachte er Bemerkungen vor, durch welche die bestehende Verfassung des Staates verletzt wurde und bei denen man einmal den Antrag machte, ihn an die Barre des Hauses zu verweisen, um sich zu entschuldigen. Eben darin aber, daß endlich durchgreifende Veränderungen erreichbar schienen, lag für Cromwell der Beweggrund seines lebendigen Anteils an den parlamentarischen Verhandlungen. Zu den leitenden Männern der Versammlung gehörte er nicht; in der Verhandlung konnte er nicht glänzen, dazu fehlte es ihm an augenblicklicher Beweglichkeit des Geistes und einer auf eine größere Anzahl Menschen von mannigfaltigen Stimmungen wirksamen Rednergabe. Wie sehr aber irrt man, wenn man meint, er sei damals ohne Bedeutung und Einfluß geblieben!

Wir kennen die Forderungen des Parlamentes, durch welche in der zweiten Hälfte des Jahres 1641 eine Aussöhnung mit dem Könige unmöglich wurde. Cromwell hat den größten Anteil an deren Aufstellung. Von ihm und Haslerigh ist der Gesetzentwurf ausgegangen, welcher Aufhebung der bischöflichen Kirchenordnung von Grund aus forderte; zuerst Cromwell hat darauf angetragen, daß der Oberbefehlshaber über die Landwehr des Landes nicht wie bisher durch den König, sondern durch das Parlament gesetzt werden solle, und zwar auf solange dieses selbst bestimme, also ohne dem König das Recht der Absetzung zu lassen; ein Verlangen, das einen Monat später von Haslerigh zu einem Umfange erweitert wurde, daß sich daran der Streit des soldatischen Oberbefehls entzündete. So war es auch Cromwell, der den Antrag auf Entfernung des Lords Bristol aus dem Rate des Königs einbrachte; diese Absicht, auf Digby ausgedehnt, trug vornehmlich dazu bei, den König zu jenem Eingriff in die parlamentarische Unabhängigkeit zu bewegen [5]), der den Bruch unmittelbar herbeiführte.

Antriebe und Anregungen begründen aber noch lange kein öffentliches Leben. Für Cromwell eröffnete sich eine, seinen eigentümlichen Begabungen entsprechende Laufbahn erst, als man von den Windungen der Gegensätze zum Waffenkampfe überging....

An sich war die Gentry [6]) auch in den östlichen Grafschaften bei dem Ausbruch des Krieges mehr königstreu als parlamentarisch gesinnt. Cromwell suchte sie zuerst durch Vorstellung des Dienstes, den

sie mit ihm dem Könige leisten würde, zu gewinnen; als dies vergeblich war und die Angesehensten sich vielmehr im Sinne der Adeligen zusammenfanden (zu Lowestoff in Suffolk), trug er kein Bedenken, ihre Versammlung mit Gewalt auseinander zu jagen. Er suchte seine Anhänger unter den Freeholders[7]), und hauptsächlich auf den Vorteil dieses Standes wurde der Verbund gegründet, welcher die östlichen Grafschaften zu dem vornehmsten Bollwerk der parlamentarischen Partei machte.

Aus derselben Schicht des Volkes setzte Cromwell, als der Krieg ausbrach, auf den Grund einer Vollmacht, die er von Graf Essex erhielt, die Reiterschar zusammen, der er seine großen Erfolge verdankte. Es waren Männer von soviel Vermögen, daß sie keinen Sold zu nehmen brauchten, von einer bei der Arbeit des Landbaues erprobten und gestärkten Körperkraft. Aber es mußten auch Männer von persönlicher Herzhaftigkeit sein; Cromwell hat wohl die in ihrer Bildung begriffene Schar durch einen plötzlichen Ueberfall geprüft und die ausgestoßen, die dabei den Mut verloren. Sie mußten die geringsten Dienste tun, bei ihren Pferden auf der Spreu schlafen und für sie Sorge tragen; denn auf wohlgehaltene Pferde, glänzende und scharfe Waffen kam es ihm an. Vor allem waren sie zur strengsten Manneszucht verpflichtet. Er urteilte, was die Gegner stark mache, das sei hauptsächlich der Grundsatz der Ehre, dem müsse man einen anderen, der nicht schwächer sei, entgegensetzen. Alle seine Leute wurden durch die gleiche Richtung, die der seinen entsprach, vereinigt; sie waren so feurige Separatisten[8]) wie ihr Führer selbst. Sie schlugen nicht sowohl für die parlamentarischen Ansprüche, die noch ein Bedenken zurückließen, ob man wider den geborenen König die Waffen tragen könne, als für volle Bekenntnisfreiheit und bürgerliche Gleichheit. Es war eine Genossenschaft von religiös-staatlichen Schwärmern, die aber durch die Erörterung der großen Streitfragen, welche in den letzten Jahren die Aufmerksamkeit beschäftigt hatten, über die Verhältnisse zwischen Volk und Fürst, der bischöflichen Kirche und den Sekten, geistig geschult und nun unter strenger Zucht zu einem starken soldatischen Körper vereinigt waren. Einen Psalm anstimmend, „im Namen des Allerhöchsten", warfen sie sich in den Feind; sie gaben keine Gnade. Man sah sie zuweilen zurückweichen, aber nur

um desto heftiger vorzustürmen. Niemals würde einer die Flucht ergriffen haben; in der Regel behielten sie den Platz. Die Eisenseiten Cromwells galten in kurzem als eine Truppe von unwiderstehlicher Tapferkeit. Der Ruhm ihrer Taten bewog die Gleichgesinnten im Lande, sich ihnen anzuschließen und ihre Sache zu der eigenen zu machen, von der sie die Ueberzeugung hegten, daß sie die Sache Gottes sei.

Da die Entscheidung in dem großen religiösen und staatlichen Kampfe von dem Ausgang der Waffen abhing, so liegt am Tage, welch eine Stellung ein Parlamentsmitglied empfing, das zugleich über eine Heerschar von dieser Stärke und Kraft gebot. Ob nun der Sinn Cromwells von Anfang an dahin ging, sich der obersten Gewalt zu bemächtigen? Eine kaum aufzuwerfende, gewiß nicht mit einem raschen Wort zu entscheidende Frage. Das Gefühl einer großen Bestimmung, das ihm innewohnte, mag durch die Ereignisse bestätigt und erhöht worden sein; aber alle seine Handlungen im einzelnen von einem Plan herzuleiten, verwickelt in einen unwahren, die wirksamsten Beweggründe verdunkelnden Pragmatismus. Cromwell hat einmal selbst gesagt, der komme am weitesten, der nicht wisse, wohin er gehe. Der Antrieb zu seinem Tun und Lassen entsprang ihm meist aus den Notwendigkeiten des Augenblicks. Sein Sinn war immer, die Feindseligkeiten, die ihm vorlagen, zu durchbrechen, zu überwältigen, ebensowohl durch List als im offenen Kampf. Ihm volle Wahrhaftigkeit beizumessen — ein Lob, das vielleicht keinem einzigen der Staatsmänner des Zeitalters zukommt! — wäre eine Ueberschätzung der volltönenden Worte, die er liebt. Zuweilen verschwindet die Wahrheit seiner Meinungen im Gedränge der Gegensätze, zuweilen wechselt er seine Waffen. Die Partei, die sich um ihn bildet und die ihm Bedeutung gibt, legt ihm auch wieder Pflichten auf; nicht allemal jedoch, noch unbedingt teilt er ihre Ueberzeugungen.

II.

Eigentlich sind es drei große Handlungen, durch welche er seine persönliche Macht begründet hat; sie tragen alle das Gepräge erzwungener Abwehr, willensstarken Entschlusses und einer Vorbereitung,

die eher das Gegenteil erwarten ließ. Die erste ist die Umbildung des Heeres in den Jahren 1644/45. Es war der Augenblick, in welchem Cromwell trotz der Verdienste, die er sich bei Marstonmoor (2. Juli 1644) erworben, oder vielmehr in deren Folge, da sie ihm einen so großen Anhang verschafften, von der schottisch-presbyterianischen Verbindung, an der die vornehmsten Männer des Staates und des Heeres Anteil nahmen, zugrunde gerichtet werden sollte. In dieser Gefahr führte er das Selbstentäußerungsgesetz durch; es enthielt das entscheidende Mittel, die Großen von dem Heere zu entfernen und sie sowie andere seiner Gegner ihres vornehmsten Einflusses zu berauben. Es ist schon auffallend und anstößig, daß ein frommer Beweggrund dazu dienen mußte, eine Parteimaßregel zu empfehlen und zur Ausführung zu bringen; wieviel mehr, daß sie nur auf einen Mann keine Anwendung fand, nämlich eben auf ihn, von dem sie ausgegangen war. Ob das von vornherein seine bewußte Absicht war, wer will es entscheiden? Es gibt eine Voraussicht dessen, was von selber folgt, die eher Vorgefühl als Absicht zu nennen ist.

Die großen außergewöhnlichen Stellungen in der Welt werden überhaupt nicht allmählich erworben; mehr durch triebartiges Gefühl als durch Berechnung mag sie der Ehrgeiz ins Auge fassen; im Augenblick der Entscheidung bieten sie sich ihm plötzlich dar und werden dann mit einem Male in Besitz genommen. Durch den Sieg von Naseby (14. Juni 1645) wurde Cromwell Meister von England. Wer hätte es wagen können, ihn einer Ungesetzlichkeit zu zeihen, indem er von Sieg zu Sieg fortschritt und den großen Streit entschied, in welchem das Volk mit all seinem Tun und Denken begriffen war. Er war nicht General des Heeres und im Parlament nichts weiter als ein Mitglied, aber er beherrschte das eine durch das Verdienst, das er um es hatte, und sein persönliches Ansehen und übte dadurch auf das andere einen maßgebenden Einfluß aus. Seine Stellung ward durch die zwiefache Grundlage, die sie hatte, von einer unvergleichlichen Stärke. Er war mit einem Schlage der mächtigste Mann von England geworden. Ihrer Natur nach strebt eine Macht wie diese nach einer vollen freien Entwicklung, welche die von ihr herabgedrückten, aber noch nicht eigentlich überwundenen Kräfte ebenso

notwendig bestreiten. Die Presbyterianer und der König trachteten sich gegen ihn zu vereinigen; es ist der zweite große Augenblick in Cromwells nunmehriger Laufbahn, wie er sie auseinanderhielt und danach beide vollends niederwarf. Mit den eifrigen Presbyterianern, die in ihm ihren geschworenen Feind erblickten, hätte er sich nimmermehr verständigen können; leichter erschien ein Einverständnis mit dem König, dessen Anschauungen über religiöse Duldung seinen Forderungen entgegenkamen. Cromwell zeigte ihm Zuneigung, machte ihm Versprechungen, flößte ihm Vertrauen ein, trat mit ihm in eifrige Unterhandlung. Zum Abschluß aber gehörte zweierlei; einmal mußte das Heer mit der Annäherung einverstanden sein, und sodann hätte diesem der König nicht allein Sicherheit vor jedem Rückschlag, sondern auch Fortdauer seiner bevorzugten Stellung im Lande bewilligen müssen. Aber dem Heere, das sich mit volksherrschaftlichen Gedanken erfüllt hatte, wurde der Führer selbst durch seine Unterhandlung verdächtig, als suche er nur durch irgend eine Abkunft für seine eigene Größe und die Zukunft seiner Familie zu sorgen. Von dem König aber war die Anerkennung einer selbständigen Aufstellung nimmermehr zu erreichen; was Cromwell ihm auch verheißen haben mochte, allmählich wandte er sich in offener Feindseligkeit von ihm ab.

Cromwell war nicht ohne Sinn für die Grundanschauungen des Königtums, aber ohne alles Gefühl von dem, was man Königstreue nennt. Er hat gesagt, er würde im Gefecht sein Schießgewehr so gut gegen den König abdrücken wie gegen irgend einen anderen Feind. Er haßte Karl I. nicht, aber er empfand kein Bedenken dabei, ihn zu verderben, wenn es die Dinge so mit sich brachten. Nach seiner Ansicht war es erlaubt, unter dringenden Umständen die herrschenden Gewalten zu stürzen; nur darin sah er die Ordnung Gottes, daß es Gewalten gebe, deren Art und Weise bleibe menschlichem Ermessen anheimgestellt. Cromwell ging nicht wie die „Agitatoren“ [9]) von dem Gedanken der Volksoberherrlichkeit aus, sondern von der Forderung des allgemeinen Besten. Was dem Reiche nützlich oder schädlich sei, darüber habe zuletzt jeder ein Urteil; der Vorteil ehrlicher Leute sei der allgemeine Vorteil; um ihn zur Geltung zu bringen, dürfe man eine bestehende Staatsleitung umstoßen. Denen, die Arges

im Sinne hätten, könne man mit Arglist begegnen; Grundsätze, mit denen sich jede Empörung und Gewalttat rechtfertigen ließe. Sie entsprechen der Stellung eines mächtig emporkommenden, alle Rücksicht von sich weisenden Gewalthabers.

Faßte Cromwell aber den Gedanken, das Königtum zu stürzen, so mußten auch die parlamentarischen Männer fallen, welche ein Abkommen zu treffen suchten, mochten sie früher seine Freunde gewesen sein oder nicht. Er erklärte es für eine Art von Glaubenstat — denn nur von ihrer täglich anschwellenden Wut gegen die Auserwählten Gottes leitete er ihr Verhalten her —, daß er das Parlament von ihnen reinigte. Das Oberhaus war aufgehoben, der König enthauptet; im Unterhause, welches nun als das Parlament erschien, wurden nur Männer von einer ähnlichen, allen Gefühls von Königstreue baren Gesinnung geduldet, die mit ihm gingen.

Daß sie aber auf die Länge geduldet werden würden, war doch nicht zu erwarten. Weit entfernt, sich ihm unterzuordnen, behaupteten sie, die höchste Gewalt zu bilden, der vielmehr das Heer zu gehorchen habe. Als nun Cromwell von den Kriegszügen zurückkehrte, durch welche der Widerstand gegen den Freistaat allenthalben unterdrückt und dessen Gewalt zur Anerkennung gebracht wurde, wie sollte er den Besitz der von ihm gegründeten Gewalt solchen gönnen, welche ihm selbst Gesetze vorzuschreiben und seine Macht zu beschränken trachteten? Cromwell kehrte Vorwürfe hervor, welche die Mitglieder persönlich trafen und ihnen ihre Volkstümlichkeit gekostet hatten; doch war das nicht sein letzter Grund. Es ist etwas Wahres daran, was die Königstreuen sagten: er habe sie vertrieben, um nicht selbst von ihnen gestürzt zu werden. Und wie hätte sich überhaupt eine soldatische und eine bürgerliche Gewalt mit gleichem Anspruch, mit gleicher Macht nebeneinander behaupten wollen? Es war unvermeidlich, daß sie in Streit gerieten. Dann aber behielt mit Naturnotwendigkeit der General die Oberhand, nicht allein weil er die größere Macht besaß, sondern auch weil er zur Gründung des gesamten Zustandes das meiste beigetragen hatte.

Wenn aber jemals, so sprang hierbei der Widerspruch zwischen der ursprünglich ausgesprochenen Absicht und dem nachmaligen Erfolge in die Augen. Bei der Aufhebung des langen Parlaments [10])

hatte Cromwell auf nichts soviel Nachdruck gelegt wie auf die Notwendigkeit einer durchgreifenden Erneuerung und der Erleichterung des Volkes, der es widerstrebe. In diesem Sinne ließ er jene „separatistische“ Versammlung angesehener Bürger zusammentreten, welche den von ihm angedeuteten Weg mit Eifer einschlug. Wie auffallend, daß er nach wenigen Monaten sich auf das entschiedenste von ihr abwandte. Es schien ihm, als ob ihr Verfahren nicht zu einer Erneuerung, sondern zu einem Umsturz, in eine wüste Verwirrung führen werde. Das Gesetz und das Beamtentum, die kirchliche Verfassung, auch in ihren untersten mit dem Volke unmittelbar zusammenhängenden Graden, wurden zweifelhaft. Man geriet bei der Durchführung religiöser Gedanken mit dem persönlichen Eigentum in Streit, der regelmäßige Unterhalt des Heeres und damit sein Bestehen wurde in Frage gestellt. Wenn man die Lage Cromwells würdigen will, so muß man die Königstreuen hören, welche sehr zufrieden waren, daß Männer von tätiger Begabung von der höchsten Gewalt ausgeschlossen und wiedertäuferische Schwindelköpfe zur Beratung der Staatsangelegenheiten berufen wurden. Cromwell sah sich zum Gegensatz gegen die Anschauungen gedrängt, die er noch eben verfochten hatte. Und vielleicht war es nützlich, erst ihre volle Tragweite zur Erscheinung kommen zu lassen, was ja nicht gefährlich werden konnte, da das Wesen der Macht allzeit in den Händen des Generals und des Heeres blieb. In dem entscheidenden Augenblick nahm Cromwell die Maßnahmen, deren Einrichtung er dem langen Parlament zum Vorwurf gemacht, gegen das kleine Parlament[11]) in Schutz. Nicht eigentlich gesprengt wurde es, es löste sich von selber auf und übertrug seine Gewalt dem General.... Indem es sich auflöste und nun seinerseits sein Recht und seine Aufgabe, die als das Werk göttlicher Geschicke betrachtet wurden, zu gunsten des Generals aufgab, bekleidete es ihn mit der Befugnis der bürgerlichen Staatsleitung, die er an sich nicht besaß noch in Anspruch nehmen durfte. Wenigstens ein Vorwand ward dadurch gegeben, der Uebergang vermittelt.... „Ein Heilmittel war notwendig,“ ruft Cromwell aus, „dies Heilmittel ist angewendet worden.“ Es war die Annahme des Protektorates, das Ergreifen der bürgerlichen Gewalt durch die soldatische.

Wenn man den vornehmsten Unterschied zwischen dem Ereignis in England und dem nahe verwandten, das anderthalb Jahrhunderte später in Frankreich eintrat, mit einem Worte bezeichnen wollte, so dürfte man sagen, daß in Frankreich der bürgerliche Umsturz bereits so gut wie vollzogen war, als sich ein siegreicher General der Gewalt bemächtigte, in England dagegen die soldatische Gewalt eingriff, ehe es soweit kam. Sie tat dem Fortgang der Bewegung Einhalt, sobald diese die Grundlagen der bürgerlichen Gesellschaft zu erschüttern begann. König, Lords und Parlament hatte Cromwell an der Spitze des Heeres niedergeworfen und vernichtet; der staatlichen Verfassung des Reiches gegenüber erschien er als ein großer Zerstörer. Weiter aber wollte er nicht gehen. Sobald die Anhänger seiner Partei eine Richtung einschlugen, welche die bürgerlichen Zustände und das gesellschaftliche Leben bedrohte, fanden sie in ihm seinen größten und wirksamsten Feind. Denn in dem Besitz der Macht, namentlich der soldatischen, liegt die Notwendigkeit, die Grundlagen der gesellschaftlichen Ordnung, auf denen sie selbst beruht, zu erhalten.

Mitten in dem Zusammenbruch der staatlichen und kirchlich-öffentlichen Gewalten stellte sich Cromwell als Beschützer der gesellschaftlichen Zustände, des Eigentums, des bürgerlichen Rechtes, der niederen Geistlichkeit auf. In diesem Sinne ergriff er die höchste Gewalt, und seine Stellung selbst bewirkte, daß dies mit Bestimmung eines ansehnlichen Teiles der Bevölkerung geschehen konnte. Die Rechtsgelehrten und Geistlichen hatten sich durch die zerstörenden Beschlüsse der independentischen Versammlung[12]) in ihrem Dasein bedroht gesehen; sie waren glücklich, als sie deren Auflösung vernahmen. Cromwell erschien als ihr Erretter, für sie hatte seine Amtsbezeichnung „Protektor" vollkommen den Sinn, der in dem Worte liegt.

Am 16. Dezember 1653 nahm Cromwell von seiner Würde feierlich Besitz.... Durch eine besondere Bestimmung in der Urkunde seiner Ernennung waren die Mitglieder des Hauses Stuart von dem Protektorat auf immer ausgeschlossen.... Die neue Gewalt trat ins Leben und fand Gehorsam. In den öffentlichen Handlungen erscheint die Formel „Olivarius Protektor" wie einstmals „Carolus Rex". Doch sieht man wohl, daß die neue Staatsleitungsform nur als eine durch die allgemeine Verwirrung und Gefahr gebotene Auskunft an-

gesehen wurde. Es mußte sich erst zeigen, inwiefern sie sich nach außen und nach innen bewähren würde.

III.

Es ist verführerisch, bei dem Ableben bedeutender Menschen den seelischen Triebkräften nachzuforschen und ihnen entscheidenden Einfluß zuzuschreiben. Einer der vertrauten Hausgenossen Cromwells meint behaupten zu dürfen, daß der Versuch, eine unparlamentarische Herrschaft zu führen, seine Lebensgeister aufgezehrt habe. Und gewiß ist, daß das Scheitern seiner Pläne[13]) eine widerwärtige Aufregung in ihm hervorbrachte; in seiner Familie, wo er sonst beim Frühstück und Mittagessen niemals fehlte — denn er war ein guter Hausvater — bekam man ihn wochenlang nicht zu sehen. Die Entdeckung von immer neuen gegen sein Leben gerichteten Anschlägen erfüllte ihn mit Unruhe; man sagt, er habe Opium genommen, was seine Erregung nicht anders als vermehren konnte. Dazu kam die Krankheit und der Tod seiner geliebtesten Tochter, der Lady Claypole, deren Traumbilder vor ihrem Ende die religiös-staatlichen Streitfragen ihres Vaters betrafen: das Recht des Königs, das vergossene Blut, die künftige Rache. Die independentischen Geistlichen fanden wieder Eingang bei ihm; als seine wachsende Verstimmung sich mit Fieber versetzte und ein bedenkliches Aussehen annahm, versicherten sie ihm doch, daß er noch leben werde, weil Gott seiner bedürfe. Indessen sah man ihn dahinsiechen. Wer kennt nicht die Wechselwirkung zwischen den geistigen Stimmungen und den körperlichen Teilen? Cromwells Krankheit war Ueberfüllung der Gehirn-Blutgefäße und innere Zerstörung der Milz. Man hat seinem Uebel noch durch ein Allheilmittel beizukommen versucht, das ihm auch eine gewisse Erleichterung verschaffte und ihn von Hamptoncourt nach Westminster zurückgebracht, in den Palast der alten Könige zu Whitehall. Er starb unmittelbar darauf, am 3. September 1658, dem Jahrestage seiner Siege von Dunbar und Worcester, die ihm diese Behausung verschafft hatten. Das Volk erzählte sich, er sei unter dem Gebrause eines furchtbaren Ungewitters weggerafft worden, zum Beweis seiner Verbindung mit unheimlichen Mächten; andere

sahen darin die Teilnahme der Natur an dem Absterben des ersten Mannes der Welt. Aber die Strömungen der Luft und die Ungewitter werden ihren eigenen Gesetzen folgen; in der Tat hatte der Sturm die Nacht vorher getobt; Cromwell ist erst am Nachmittag verschieden.

So waren jedoch nicht allein die Eindrücke des Volkes. Von der nächsten Nachwelt ist Cromwell als ein sittliches Ungeheuer verdammt, von der späteren Zeit als einer der größten Männer des menschlichen Geschlechtes gefeiert worden. Ihm war das Ungeheuere gelungen, den Kreis, der in den europäischen Völkern den Privatmann fesselt, zu durchbrechen; er hat mit vollkommener Gewalt, die keiner höheren Zustimmung bedurfte — er brauchte nicht erst wie Richelieu seinen König durch Gutachten zu überzeugen oder seinen Blick auf die Umtriebe der Kabinette zu richten — in die Geschicke der Welt eingegriffen. Der König, der hundert Ahnen in Schottland zählte und kraft des Erbrechts, auf welchem die meisten Staaten beruhen, den Thron Englands besaß, war hauptsächlich durch die von ihm gebildete bewaffnete Macht gestürzt und dann durch ihn ersetzt worden. Doch hatte Cromwell die Zurückhaltung, die Krone selbst nicht anzunehmen; sondern was er war, General des siegreichen Heeres, bekleidet mit der höchsten Gewalt, das wollte er bleiben.

Denn nachdem einmal das Parlament dem Königtum die soldatische Gewalt entrissen hatte, war in dieser das Bestreben emporgekommen, sich auch nicht mehr dem Parlament zu unterwerfen; die bürgerliche Gewalt wurde ein Anhang der soldatischen. Cromwell nahm sie in die Hand und war entschlossen, sie gegen alle Feindseligkeiten zu behaupten. Vornehmlich mußte er die Einrichtungen, die mit den alten Zuständen verbunden waren, niederhalten. Von der Einrichtung des Adels oder dem Bistum konnte so wenig die Rede sein wie von dem Königtum selbst; am wenigsten meinte er den Katholizismus dulden zu dürfen. In dem staatlichen und kirchlichen Gegensatz gegen alle diese Dinge sah Cromwell den Zweck seines Daseins; er erblickte darin die Wohlfahrt des Landes, die Förderung der Religion und der Sitte, aber auch zugleich seine eigene Rechtfertigung, wenn er nun, um eine Sache durchzuführen, dazu schritt, auch die Widersacher aus dem Schoß der eigenen Partei zu bekämpfen. Er

hielt für notwendig, alle Kräfte des Landes seinem Willen dienstbar zu machen. So hat er sich eine Gewalt gegründet, die kein Beispiel und keinen ihr entsprechenden Namen hat. Es ist gewiß, die großen Worte, von denen sein Mund überschäumte, waren zugleich die Hebel seiner Macht, und nicht gegen diese ließ er sie gelten. Aber ebenso gewiß ist, die oberste Gewalt war nicht sein Ziel an und für sich; sie sollte ihm dienen, die Gedanken von religiöser Freiheit im protestantischen Sinne, bürgerlicher Ordnung und völkischer Unabhängigkeit, die seine Sache erfüllten, zu verwirklichen. Diese Gedanken sah er nicht in empfundener Genugtuung, sondern in ihrer sachlichen Notwendigkeit.

Eine Kraft von tiefem Antrieb, ureigener Bewegung, breiter Mächtigkeit, langsam und feurig, beständig und treulos, zerstörend und erhaltend, die den ungebahnten Weg immer geradeaus vor sich hintreibt; alles muß vor ihr weichen, was ihr widerstrebt, oder es muß zugrundegehen. Fragt man, was er ausgerichtet hat, was nach ihm blieb, so liegt das nicht in einzelnen Formen des Staates und der Verfassung. Es erhellt nicht einmal mit Bestimmtheit, ob er auf eine Fortpflanzung der Macht, die er selber besaß, Bedacht genommen hat. Weder ein Oberhaus noch ein Unterhaus waren von Bestand, weder das Heer, das er gegründet, noch die „separatistischen" Versuche, von denen er ausging. Die Zeiten haben das alles wieder weggetrieben. Dennoch hat er eine Wirksamkeit von folgenreichstem Inhalt ausgeübt.

Wir sahen, wie der große Kampf aus den geschichtlichen und natürlichen Gegensätzen der drei britannischen Länder entsprang, welche Rolle die freistaatliche Einrichtung bei der Unterwerfung der beiden andern Teile des britannischen Gemeinwesens unter England gespielt hat. Aber es waren doch die Siege Cromwells, die das möglich machten. Was dem letzten Protektor vor ihm, Somerset[14]), vorgeschwebt hatte, die Vereinigung der drei Reiche in und durch den Protestantismus, das hat er glänzend durchgefochten. Seine Erhebung ging von einem vorzugsweise englischen Gedanken aus, das sich zugleich dem Eindringen der Schotten und der irischen Selbständigkeit entgegensetzte; er verschaffte ihm Raum mit den Waffen und hat darum zuerst die irischen und schottischen Abgeordneten, wenn auch

unregelmäßig, in das englische Parlament eingeführt. Kaum läßt sich annehmen, daß eine parlamentarische Staatsleitung der drei Reiche damals möglich gewesen wäre. Wie die Ereignisse gegangen waren, drängten sie nach einer einherrschaftlich-soldatischen Gewalt. Cromwell hat das Verdienst, eine Reihe von Jahren hindurch die britannischen Reiche von einem Gesichtspunkt aus geleitet, ihre Kräfte zu gemeinschaftlichen Unternehmungen vereinigt zu haben. Das letzte Wort der Geschichte war das nicht, die Dinge sollten sich noch auf eine ganz andere Weise ausbilden. Aber vielleicht müssen die großen Gestaltungen durch die unbedingte Gewalt eines einzelnen Willens vorgebildet werden, um später ein freies Leben in ihrem Schoße zu entwickeln.

Für die allgemeine Geschichte von Europa ist aber nichts wichtiger, als daß Cromwell die Kräfte von England gegen den spanischen Staat richtete. Es war sein eigener Gedanke, der Freistaat hätte es schwerlich getan. Wir untersuchen nicht den staatsmännischen Wert der Handlung, gegen den sich vieles einwenden läßt, wir begreifen nur ihre Wirkung. Diese lag darin, daß die Gestalt der europäischen Welt, die aus dem fürstlichen Emporkommen des Hauses Burgund-Oesterreich hervorgegangen war und seit beinahe zwei Jahrhunderten vorgewaltet hatte, zurücktreten und eine neue Bahn sich machen mußte; den Engländern, namentlich ihrer Seemacht fiel dabei vom ersten Augenblick an eine große Rolle zu. Cromwell hat die englische Flotte nicht geschaffen, die Anschauungen ihrer Führer waren ihm vielmehr entgegengesetzt, aber er hat ihr ihre vornehmste Richtung gegeben. Wir sahen, wie gewaltig sie sich in alle Welt aufnahm. Vornehmlich hatten die ozeanischen und mittelländischen Küsten von Europa das Gewicht der englischen Waffen empfunden. Zuweilen ist von Besitzergreifungen an der italienischen, selbst an der deutschen Küste die Rede gewesen; an der niederländischen war eine solche gelungen [15]) und sollte erweitert werden, man sagte, der Schlüssel des Festlandes hange an dem Gürtel Cromwells. Widerstrebend, aber gezwungen folgte Holland damals dem Antrieb, den es von England erhielt [16]), um seiner eigenen Erhaltung nahm ihn Portugal an. England konnte ruhig die Verwickelungen erwarten, die sich später auf dem Festland zutragen mochten.

Wenn nun der protestantische Gedanke die innere Einheit von England begründete, und zwar in unerwarteter Freiheit von sonderkirchlichem Beigeschmack, so war es der Gedanke des Protestantismus mit seiner Aufrechterhaltung, was zur Begründung der Ordnung der Macht Anstoß gab und in ihm mächtig zutage trat. Durch die Einwirkung Frankreichs war der Protestantismus vor seiner Vernichtung gerettet, aber zugleich in Unordnung gehalten worden. Dagegen nahm er durch Cromwell unter den Mächten der Welt eine selbständige Haltung ein, ohne alle weiteren Vermittelungen. Die Abweichung von der alten Lehre und Verfassung der abendländischen Kirche gewann eine ebenso große Stellung, wie die besaßen, welche daran festhielten, und selbst noch eine größere, zukunftsreichere.

Für die innere Staatsleitung hatte Cromwell zwei einander entgegenlaufende, sich gegenseitig ergänzende Eigenschaften, eine gewisse Nachgiebigkeit in den Grundsätzen und eine feste Hand in der Ausübung der Gewalt. Hätte er den Bestrebungen der Separatisten und des volksherrschaftlich angeregten Heeres, mit dem er emporgekommen war, ihren Lauf gelassen, so würde alles in eine grenzenlose Verwirrung geraten und das Bestehen des neuen Staates unmöglich geworden sein. In Sinnesweise, Wesen und allgemeiner Richtung dem König Karl vollkommen entgegengesetzt, hatte Cromwell dennoch eine ähnliche Einwirkung auf die englische Verfassung. Der König hielt den Gedanken der englischen Kirche aufrecht, er ist dafür gestorben. Cromwell stand für das bürgerliche Gesetz und das persönliche Eigentum ein; er brach mit der Partei, als sie diese Hauptgrundlagen der Gesellschaft und des Staates antastete. Es war von nachwirkendem Einfluß auf England, daß er dies mit einer gewissen Loslösung von dem Begriff der königlichen Gewalt, nur auf die Notwendigkeit der Dinge gestützt, durchführte. Doch ward es ihm unmöglich, eine einigermaßen haltbare staatliche Verfassung damit zu vereinbaren. Seine Gewalt war lediglich tatsächlicher Natur; auf die Waffen und seine Persönlichkeit gründete sich ihr Bestehen. Wie sie war, wurde sie als ein schwerer Druck empfunden: im Lande von denen sowohl, welche nach der alten Gesetzlichkeit zurückstrebten, als von seiner Partei, die so von der Teilnahme an der öffentlichen Gewalt ausgeschlossen; im Auslande von denen, die er bedrohte und die mit ihm verbündet

waren. In Amsterdam kam dies Gefühl zu einem seltsamen Ausdruck. Bei der Nachricht von dem Tode Cromwells trat ein augenblicklicher Stillstand in Kauf und Verkauf ein, man sah die Menschen auf den Straßen tanzen; denn, so sagten sie, „der Teufel sei tot"; — so hat man in London das gemeine Volk fluchen hören, als Richard Cromwell, Sohn Olivers, zum Protektor ausgerufen wurde. —

Was aber sollte und konnte nunmehr geschehen? Die allgemeine Ueberzeugung war, daß ein durchgreifender Umschwung in den Verhältnissen der abendländischen Welt bevorstehe, zunächst aber in England. Die Königstreuen waren der Meinung, daß er zu ihren Gunsten ausfallen werde.

Sie behielten recht: 1660 gelangten die Stuarts in England wieder zur Herrschaft.

Nr. 2. Der zweite Krieg mit Holland (1665—1667) [17].

I.

Nach dem Zusammenstoß mit Cromwell [18]) hatten sich Seemacht und Handel von Holland auf das mächtigste wieder aufgenommen. Man geriet in Erstaunen, wenn man einen Blick auf ihre Reeden und Hafenstädte warf, wie sich in Vlissingen der westindische, in Amsterdam der ostindische Handel Europas beinahe vereinigte; der schottisch-englische Handel Dortrecht und Rotterdam, der Heringfang Enkhuyzen, der Schiffbau Zaardam belebte. Die Ostindische Handelsgesellschaft bildete gleichsam einen Freistaat, der als herrschende Macht auftrat. An die auf ihren Schiffen herbeigeführten Waren knüpfte sich der Verkehr mit den südeuropäischen wie mit den nordischen Gebieten und mit Deutschland. Die Engländer machten die Bemerkung, daß dieser große Weltverkehr, durch den sie in Schatten gestellt und benachteiligt würden, doch eigentlich auf England beruhe. Der ganze Reichtum der Holländer, so wurde gesagt, gründe sich auf die Fischerei in der englischen und schottischen See, ihr Gewinn davon belaufe sich auf Millionen; ihnen komme die englische Wolle zugute, die, mit

spanischer vermischt, den Stoff für ihre Webwaren liefere; das englische Webwarengewerbe selbst müsse ihnen dienen, insofern die englische Arbeit in Holland erst zum Verkauf zugerichtet werde. Der größte Gewinn bringe ihnen der noch immer andauernde Vertrieb fremder Erzeugnisse in England, zumal bei dem höheren Wert des englischen Geldes, das man hier nicht nach seinem wahren Verhältnis zu fremden Münzsorten anschlage; wenn ja irgendwo der Preis durch die Engländer höher getrieben werde, so seien sie auf das rascheste bei der Hand, um davon Vorteil zu ziehen. Der alten Handelseifersucht gesellte sich die Meinung bei, daß England sich seiner natürlichen Uebermacht nur zu bedienen brauche, um den unbequemen Nachbar zu erdrücken.

Mit der damaligen adelsherrschaftlichen Staatsleitung in Holland hatte überdies der König [19]) seinen eigenen häuslichen Streit. Seit jener Vermählung des Prinzen Wilhelm II. von Oranien mit einer Tochter Karls I., die von diesem im Augenblick der ausbrechenden Unruhen bewilligt wurde, waren die Häuser Oranien und Stuart auf das engste verbündet; die Stuarts haben die beste Unterstützung, die ihnen überhaupt zuteil wurde, bei den Oraniern gefunden. Daher kam es dann, daß ihre Gegner in beiden Ländern, Cromwell und die Löwensteinsche Parteiung, gemeinschaftliche Sache machten. Der Verjagung der Stuarts entsprach die Ausschließung des Hauses Oranien von der Statthalterschaft und den hohen Aemtern im Kriegsdienst zu Land und See [20]), die es bisher besessen, nach dem frühen Tode Wilhelms II., von welcher zunächst dessen Sohn, der Sprößling aus jener Ehe, Wilhelm III., betroffen wurde. Karl II. hatte zugleich mit der Großmutter des Prinzen und dem Gemahl von dessen Vatersschwester, dem Kurfürsten von Brandenburg, die Vormundschaft übernommen. Seine Absicht war, den Neffen und Mündel wieder in die Stellung seiner Vorfahren einzusetzen; so brachte es die Verflechtung der Begebenheiten mit sich, nachdem er selbst auf den Thron hergestellt worden war. Er hat gesagt, seine Ehre erfordere, in den Niederlanden das Gegenteil von dem zu tun, was Cromwell getan habe. Die Adelspartei in Holland hatte an dem König von England einen Gegner, der nur die Zeit erwartete, um mit seiner Feindseligkeit offen hervorzutreten.

Unter diesen Umständen konnten die Annäherungen, die im Anfange zwischen beiden Staatsleitungen gewechselt wurden, doch zu keinem wirklichen Verständnis führen. Man dürfte sich eher wundern, daß es im September 1662 noch einmal zu einem Vertrage kam, der wenigstens den offenen Ausbruch des Haders verhinderte.... In diesem Vertrag war vieles unentschieden geblieben, und die Mißhelligkeit zwischen den beiden Staaten stieg immer höher. Die Erwerbung des Besitzrechtes auf Bombay[21]) — denn zu wirklicher Besitzergreifung ließ es die Widersetzlichkeit des portugiesischen Befehlshabers und der dortigen Geistlichkeit nicht sogleich kommen — hatte die Eifersucht der Holländisch-Ostindischen Handelsgesellschaft verstärkt. Die Engländer wurden um so sorgsamer von dem Verkehr mit den Eingeborenen ausgeschlossen; eine ihnen im Vertrage zugesprochene Insel, Polaroon, wurde ihnen entweder nicht ausgeliefert oder doch bald wieder entrissen. Sie erhoben laute und heftige Beschwerde, aber die Meinung der Holländer war, wenn sie nachgäben, so würden die Forderungen der Gegner nur um so größer werden, und auch auf ihrer Seite hatte man über tausenderlei Beschädigungen zu klagen. Es kam zu Unterhandlungen, welche die Gemüter beiderseits nur erhitzten. Downings[22]) Briefe verraten eine immer feindseligere Ungeduld. Er sagte endlich unumwunden, daß von staatsmännischen Unterhandlungen nichts mehr zu erwarten sei, man müsse die Holländer mit ihrer Münze bezahlen und Vergeltungsmaßregeln gegen sie brauchen; nur wer ihnen weh tue, finde Rücksicht bei ihnen. Unter dem Eindruck dieser Berichte und der von verschiedenen Handelsgesellschaften eingehenden Klagen über holländische Uebergriffe beschloß das Parlament im April 1664, den König um deren Abhilfe zu ersuchen. Es versprach ihm zugleich, ihn gegen allen Widerstand, den er dabei finde, mit Gut und Blut zu unterstützen. Karl II. war bisher durch die Besorgnisse zurückgehalten worden, daß das Bedürfnis parlamentarischer Unterstützung seiner Macht nachteilig werden könne; die Entschließung, die das Parlament ergriff, machte seiner Bedenklichkeit ein Ende. Er antwortete, er werde noch einmal den Weg der Unterhandlung versuchen; sollte es ihm unmöglich sein, seinen Untertanen auf ihm Gerechtigkeit zu verschaffen, so rechne er auf die Erfüllung des von dem Parlament gegebenen Versprechens.

Indem aber die Unterhandlung fortging und viele noch Erhaltung des Friedens hofften, ließ er doch zu, daß nach dem Rate Downings auch von englischer Seite, wiewohl nicht in seinem Namen, Feindseligkeiten begangen wurden. Immer freigebig in Verleihung amerikanischer Landschaften, hatte Karl II. seinem Bruder Jakob Long Island und die vorliegende Küstenstrecke von der Westseite des Connecticutflusses bis zur Ostseite der Delawarebai mit allen Rechten der Staatsleitung überlassen. Schon seit vierzig Jahren aber war dies Gebiet von der Holländisch-Ostindischen Handelsgesellschaft besiedelt worden. Neu-England zur Seite hatte sie ein Neu-Niederland gegründet, das bereits eine Anzahl blühender Pflanzorte auf der Insel und an der Küste begriff, unter ihnen auf einer von den Eingeborenen durch Kauf erworbenen Stelle ein neues Amsterdam, welches mit dem alten in ununterbrochener Verbindung blieb. Die englische Krone hatte ihrerseits diese Ansiedelungen immer für unbefugt erklärt; denn unlängst seien diese Landstriche von Jakob I. in Besitz genommen worden. Karl II. trug kein Bedenken, den Bruder und einige Edelleute, die zu ihm hielten, mit ihnen zu beleihen.

Es war nicht eigentlich die holländische Staatsleitung, sondern die Holländisch-Ostindische Handelsgesellschaft, mit der man hier sowie noch an anderen Stellen zusammenstieß. Karl II. hatte vor kurzem eine ältere, zum Handel nach Afrika gestiftete Gesellschaft erneuert und seinen Bruder an ihre Spitze gestellt. Deren Unternehmungen waren vornehmlich nach Guinea gerichtet; aus dem Golde, das ihre Schiffe von der Goldküste zurückbrachten, hat man die ersten Guineen[23]) geprägt. Einen reicheren Gewinn warf der Sklavenhandel nach Barbados und anderen Pflanzungen ab. Auch in Afrika waren jedoch die Holländer im Vorteil. Ihre Webwaren von Leyden entsprachen dem Geschmack der Eingeborenen; mit den einen im Frieden, mit den anderen im Krieg griffen sie immer weiter um sich. Damals hatten sie sich in Besitz des vielleicht besten Platzes an der ganzen Küste, Kap Corso — es ist der Haltepunkt Coastcastle — gesetzt; überall sahen sich die Engländer ausgeschlossen oder benachteiligt.

Nach diesen beiden Gegenden nun richteten die Engländer ihre Angriffe, die sie als Vergeltungsmaßregeln gegen vermeintlich oder wirklich erlittene Unbill bezeichneten. Ein kleines Geschwader der Afri-

kanischen Gesellschaft, zu dem auch der König ein paar Fahrzeuge stoßen ließ, bemächtigte sich des Kap Corso; ein anderes, mit einer hinreichenden Anzahl von Landungstruppen ausgerüstet, nahm seinen Lauf nach Neu-Niederland und machte sich ohne viele Mühe zum Meister von Neu-Amsterdam. Der Führer, Oberst Nicholas, der dem Hofhalt des Herzogs von York angehörte, gab der Stadt den Namen Neu-York. Wenn man bemerkt, wie gleich darauf Tabago, das von ein paar seeländischen Kaufleuten in Besitz genommen war und durch seine vor der Wut der Stürme gesicherten Häfen die beste Haltestelle in den Antillen bildete, von den Engländern überfallen und weggenommen wurde, so ermißt man erst die ganze Tragweite dieses Friedensbruches. Man sollte ihn fast einem überlegten Plane, etwa nach dem Rat des von Karl II. eingerichteten Handelsausschusses zuschreiben. Denn auf das beste greifen diese Unternehmungen zusammen. Es war, als wollte England, indem es die nordamerikanische Küste ausschließend in seine Hand brachte, zugleich die große Seestraße, die sich zwischen den beiden Festländern im Angesicht von Britannien eröffnet, entweder in Besitz nehmen oder doch mit einem Schlage von den gehaßten Nebenbuhlern säubern....

Der Freistaat sah sich in seiner großen überseeischen Stellung angegriffen. De Ruyter[24]), der vor Malaga kreuzte, erhielt Befehl, sich nach der afrikanischen Küste zu verfügen, um die Engländer zu verjagen, und hierauf auch ihre westindischen und nordamerikanischen Ansiedelungen heimzusuchen. Die Unterhandlungen, die indes in Gang gesetzt waren, betrafen hauptsächlich Geldforderungen der englischen Seefahrer wegen erlittener Verluste; aber auch in dieser Beziehung war man weit auseinander. König Karl fand die Anerbietungen der Holländer sehr ungenügend. Eines Tages ermahnte ihn der Gesandte van Gogh auch deshalb zum Frieden, weil man sonst in Holland nicht mehr werde für ihn beten können; der König sagte, aus dem Kirchengebet in Holland könne er sich nicht mehr viel machen, da man dort Schmähschriften gegen ihn schreiben dürfe. „Weniger Gebet, aber mehr Geld, das ließe sich hören!“ Ihrerseits aber fanden die Holländer die Forderungen der Engländer bei weitem zu hoch; zusammen gerechnet würden sie sechzig Millionen Gulden betragen; wie solle man einen so hohen Betrag nur aufbringen? Und wenn

man es täte, so würde man den Feind dadurch nicht am Kriege verhindern, sondern ihm die Mittel zum Kriege geben. Das Gerücht, daß Karl II. zugleich die Herstellung des Prinzen von Oranien durchsetzen wolle, regte ihr volles Selbstgefühl an. „Wir bilden", so hörte man sie sagen, „einen freien Staat. In bezug auf den Prinzen werden wir tun, was wir für recht halten, aber uns nicht dazu zwingen lassen." Wenn es einmal zum Kampfe kommen müsse, so schien ihnen eben dies die beste Zeit dazu. „Wir haben mehr Schiffe als der König und bessere; wir haben mehr Vertrauen als er und Ruhe in unserem Lande." Zuweilen sah es aus, als sei Gogh beauftragt, eingehende Vorschläge zu machen. So war es auch; aber bald darauf liefen Anweisungen ein, die sie widerriefen. Dasselbe bemerkte man bei den Verhandlungen im Haag. Wenn es einmal geschienen, als werde de Witt die Forderungen von England nicht gerade von sich weisen, so waren bei der nächsten Fortsetzung des Gespräches seine Aeußerungen doch wieder dagegen. Noch war sein Ansehen im Steigen begriffen; auch die sonst widerstrebenden Landschaften ließen sich zu den erforderlichen Leistungen willig finden. Die alten Mißverständnisse wurden nun durch die neuen erst wahrhaft unaustragbar. Die englische Staatsleitung nahm es selbst übel, daß die holländische so unmittelbar in den Streit der Handelsgesellschaften eingriff, was sie ihrerseits zu vermeiden den Anschein gewahrt hatte. Zu den kaufmännischen Beweggründen kamen staatliche hinzu, Antriebe der inneren Staatskunst schärften die der äußeren. Durch eine Art von Naturnotwendigkeit wurden die beiden Seemächte noch einmal in den Kampf gezogen. Sie waren beide von Eifer dazu erfüllt; die Holländer wollten behaupten, was sie hatten, die Engländer erobern, wovon sie meinten, daß es ihnen gehöre.

Am 24. November 1664 eröffnete König Karl die fünfte Tagung seines zweiten Parlamentes mit der Erinnerung an die letzte Zusage, für deren Erfüllung nun die Zeit gekommen sei. Einer jener seltenen Augenblicke trat ein, der einzige, den Karl II. überhaupt erlebt hat, in welchem die Stimmung der Staatsleitung, der gesetzgebenden Gewalten und der Mehrzahl des Volkes zusammenwirkte. Die Staatsleitung hatte berechnet, wieviel der letzte Krieg gegen Holland in einem Jahre gekostet habe; zusammen mit den bereits

gemachten Aufwendungen belief sich das auf mehr als zwei Millionen Pfund. Ein mit der Staatsleitung einverstandenes, übrigens unabhängiges Mitglied stellte die Forderung auf zweieinhalb Millionen. Soweit das auch über alles hinausging, was bis jetzt jemals geleistet worden war, so wurde es doch auf der Stelle bewilligt. Eine Bedingung machte allerdings das Parlament: die Zahlung des Betrages ward auf drei Jahre ausgedehnt; denn niemand verhehlte sich, daß es nicht eben leicht sein werde, ihn aufzubringen. Es fügte die ausdrückliche Bestimmung hinzu, daß er ausschließend zu dem holländischen Kriege verwandt werden solle. Das konnte aber den Eindruck nicht schmälern, welchen die Höhe des Betrages machte; zweieinhalb Millionen Pfund seien fünfundzwanzig Millionen holländische Gulden, wie wolle Holland mit seinem zweihundertsten Pfennig jemals diesen Betrag erreichen!

Mit dem Parlament und dem Land einverstanden, erhob sich Karl II. zu den stolzesten Entwürfen. Er hat dem brandenburgischen Gesandten gesagt, die Gewährung seiner früheren Forderungen könne ihm nicht mehr genügen, er müsse die Erstattung seiner Kriegskosten, die Einräumung einiger Sicherheitsplätze fordern; denn er könne es nicht darauf ankommen lassen, ob es den Führern und Handelsgesellschaften des Freistaates nicht aufs neue gefalle, englische Untertanen zu mißhandeln. Der Kanzler[25]) äußerte denselben Gedanken: zur Sicherheit des Handels nach beiden Indien sei die Einräumung einiger holländischer Plätze nötig; er fügte hinzu, der König von England sei zugleich König der Meere, seine Herrschaft über die britannische See müsse anerkannt werden; diese schließe das Recht der Durchsuchung fremder Schiffe und selbst ihre Begleitung durch den Kanal in sich; auch die Frage über den Fischfang müsse man regeln. Und wie man einen Grund für die Hartnäckigkeit de Witts[26]) darin zu finden meinte, daß er durch den Krieg gegen den Oheim des Prinzen von Oranien diesem selbst einen Haß des Volkes zuzuziehen hoffe, so sah man in England in dessen Herstellung einen der vornehmsten Zwecke des Krieges. Der König betrachtete es fast als eine persönliche Pflicht; wie Cromwell die Ausschließung der Oranier aus Haß gegen das Haus Stuart gefordert hatte, so meinte er die Herstellung des Prinzen, seines Neffen, fordern zu müssen.

Unter diesen Antrieben wurde die Flotte mit dem angestrengtesten Eifer instand gesetzt. Man hoffte besonders durch stark gebaute und große, mit metallenen Geschützen versehene Fregatten den Holländern überlegen zu werden; im Februar 1665 waren deren bereits gegen hundert fertig. Indessen hatte man sich auch in Holland neue Geldquellen eröffnet, z. B. eine Teilgebühr auf den Anteil an der ostindischen Handelsgesellschaft gelegt, Jahresrenten gestiftet und die Flotte mit einer außerordentlichen Ausrüstung von mächtigen Kriegsschiffen vermehrt. Deren oberste Führung übernahm Jakob von Opdam-Wassenaar, selbst eins der vornehmsten Mitglieder der dem Hause Oranien widerstrebenden edelbürgerlichen Partei. Eben hierdurch war er im Seedienst, dem er sich ursprünglich nicht gewidmet, auf das rascheste emporgekommen; er hatte sich durch die glücklichsten Züge im Norden und Süden von Europa den Ruf eines der ersten Seemänner der Welt erworben. Jetzt führte er die Wimpel im Top der großen Stange am Mittelmast, welchen außer dem seinen noch sechs andere stattliche Geschwader folgten, z. T. unter Männern, deren Ruhm mit dem seinen wetteiferte, wie Jan Everts, Egbert Kortenaar, von denen man, weil sie jünger waren, noch mehr erwartete als von ihm selber.

Die englische Flotte sammelte sich im März 1665 bei Gunfleet. Der Herzog von York hatte sich nicht abhalten lassen, den Oberbefehl selbst zu führen, er betrachtete das Unternehmen als seine eigene Angelegenheit. Die Flotte, welche ungefähr ebensoviele Kriegsfahrzeuge wie die feindliche zählte, gegen hundert, war in drei Geschwader geteilt, welche sich nach alter Sitte durch rote, weiße und blaue Flaggen unterschieden. Die erste wurde unter dem Herzog unter dem Unteradmiral Lawson, die zweite von Prinz Rupert, die dritte von dem Earl von Sandwich befehligt. Man hatte sich auf fünf Monate mit Lebensmitteln versehen, um den Kanal zu beherrschen, wenn es die Holländer nicht wagen sollten, aus ihren Häfen hervorzukommen. Aber der allgemeine Wunsch war, daß das geschehen und die Sache durch einen großen Kampf ausgemacht werden möchte. Sobald es irgend möglich war, Anfang Mai, richtete die englische Flotte ihren Lauf nach der holländischen Küste; in deren Nähe ward sie durch den Umschlag des Windes zur Rückkehr genötigt und nahm alsdann

ihre Stellung in Southwoldsbai. Aber wenn ihre vornehmste Absicht gewesen war, den Feind in die offene See herauszulocken, so ward dies erreicht. Die Holländer waren ohnehin der Meinung, daß nur eine gewonnene Schlacht ihnen einen dauernden Frieden verschaffen könne; ihr Eifer wurde durch die Bedrohung ihrer Küsten noch besonders angespornt. Jean de Witt erschien mit den Abgeordneten der Generalstaaten im Texel, um die Vereinigung der verschiedenen Geschwader zu bewirken und die Ausfahrt zu beschleunigen. Er zeigte eine Ungeduld, die beinahe seine Einsicht in Schatten stellte. Man wollte den Besuch der Küsten den Engländern erwidern; Wassenaar war befehligt, mit ihnen zu schlagen.

Es war wie eine Ehrensache zwischen zwei Fechtern, die durch eine lange zurückgehaltene Feindseligkeit angefeuert sind, und von denen jeder der stärkere zu sein glaubt.

Das erste Zusammentreffen geschah am 13. Juli[27]) in der Nähe der Reede von Harwich; man hörte den Donner des Geschützes in Westminster. Am Morgen machten die beiden Flotten Bewegungen, um den Vorteil der Stellung zu gewinnen, unter stetem Geschützfeuer; am Mittag hielten sie, jede in einer langen Linie, einander gegenüber und beschossen einander, eine Zeitlang mit gleichem Erfolg, aber allmählich erwies sich das englische Geschütz auch diesmal überlegen. Näher heransegelnd begrüßte der „Royal Charles", auf welchem sich der Herzog befand, das feindliche Admiralschiff. Opdam, der holländische Admiral, saß auf dem Verdeck in seinem Stuhl und erteilte seine Befehle unbesorgt und unverletzt, als einer der ersten Schüsse vom „Royal Charles" in seine Pulverkammer traf und ihn samt seinem Schiff in die Luft sprengte. Bei diesem Anblick gerieten die Holländer in Verwirrung; der ungünstige Wind hinderte sie, den Engländern an Bord ihrer Schiffe zu Leibe zu gehen. Um der überlegenen Wirkung der feindlichen Geschütze zu entgehen, traten sie den Rückzug an, auf dem sie sehr bedeutende Verluste erlitten. Wie die Holländer mehrere ihrer Kapitäne bestraft haben, weil sie ihre Pflicht nicht getan, so leiteten es auch die Engländer von der Pflichtvergessenheit des einen und des anderen von ihnen her, daß die Verfolgung nicht noch größere Erfolge gehabt hatte.

Der Sieg erfüllte die Engländer mit Genugtuung und Selbstgefühl; die Holländer schrieben ihren Verlust unglücklichen Zufälligkeiten zu und wollten nicht Wort haben, daß die Feinde ihnen in der Tat überlegen seien. Ein großer Teil ihrer Fahrzeuge war von Cornelis Tromp [28]) wohlbehalten zurückgeführt worden; de Witt eilte nach dem Texel, um die ganze Flotte sobald wie möglich wieder in See zu bringen. Man goß Kanonen von größerer Abmessung, verbesserte die Besoldung der Mannschaften und sorgte für ihre Vermehrung. Jedermann schöpfte Mut, als de Ruyter, der indes an der Küste von Guinea feste Plätze erobert und englische Schiffe weggenommen, auf weitem Umwege durch die norwegische See in Delfzyl anlangte, mit reicher Beute und glänzenden Siegeszeichen. Man kann sich den Jubel denken, mit dem ihn alles Volk bewillkommnete. Auf Vorschlag der Stadt Amsterdam ward ihm die Führung der neugerüsteten Flotte anvertraut; er nahm seine Richtung nach den nordischen Gewässern, aus denen er soeben gekommen war. Denn dahin hatten auch alle die Kauffahrer aus dem Mittelmeer und den beiden Indien, deren Ladungen man auf dreihundert Tonnen Goldes schätzte, ihren Weg genommen und eine Zuflucht in dem Hafen von Bergen gefunden. Lord Sandwich, der indes an die Stelle des Herzogs von York — denn den Thronerben wollte man den Gefahren einer zweiten Seeschlacht nicht aussetzen — den Oberbefehl übernommen hatte, eilte sie daselbst aufzusuchen. Er hatte mit Friedrich III. [29]), König von Dänemark und Norwegen, einen Vertrag geschlossen, an dessen Wirklichkeit man nicht glauben würde, wenn nicht die unverwerflichsten Beweise dafür vorlägen. Der König, der in mannigfaltigem bitterem Hader mit dem Freistaat lag und immer schon Miene machte, auf die Seite der Engländer zu treten, hat ihnen versprochen, ihrem Angriff auf die Holländer im Hafen von Bergen ruhig zuzusehen, vorausgesetzt, daß ihm die Hälfte der Beute zufiele. Das Glück der Holländer wollte, daß die Engländer angriffen, ehe noch die erforderlichen Weisungen von Kopenhagen in Bergen eingetroffen waren. Der Befehlshaber des Platzes hatte den Holländern sein Wort verpfändet; als die Engländer, ungeduldig zu warten, zum Angriff schritten, trug er kein Bedenken, sein Geschütz gegen ihre Fregatten zu richten; sie wurden mit beträchtlichem

Verlust hinausgetrieben. Die Holländer wären dennoch verloren gewesen, hätten sie im Angesicht der feindlichen Kriegsflotte in See gehen wollen. Da erschien Ruyter an der Küste von Bergen, um sie unter seinem Schutze zurückzuführen. Sie hatten dabei mehr von den widrigen Winden als von den Feinden zu leiden; aber zwei ostindische und vier andere Schiffe gerieten doch in die Hände des Lord Sandwich, die übrigen brachten ihre Ladung glücklich nach dem Texel oder dem Vlie[30]). Wären sie nicht zurückgekommen, so würde die volkstümlich-oranische Bewegung, die sich bereits regte, dem Ratspensionarius und der adelsherrschaftlichen Staatsleitung haben gefährlich werden können. Denn auch zu Lande, in ihrer unmittelbarsten Nähe, hatten sie an dem Bischof von Münster[31]), der im Einverständnis mit Karl II. in Zütphen und Overyssel einfiel, einen wenn nicht gefährlichen, aber doch beschwerlichen Gegner zu bestehen.

II.

In dem ersten Gange des großen Seekampfes hatte sich der Freistaat gut geschlagen, aber in empfindliche Nachteile war er dabei doch geraten. Wie lange er Leib an Leib mit dem von Natur bei weitem mächtigeren England würde den Krieg aushalten können, war in der Tat sehr zweifelhaft. Aber schon genug, daß er dem ersten Anlauf nicht erlegen war. Bei dem engen Zusammenhang aller europäischen Staatenverhältnisse konnte es ihm auf die Länge nicht an Bundesgenossen fehlen. Die englische Staatsleitung würde den Krieg von Anfang an nicht so leicht unternommen haben, hätte sie nicht gemeint, auf die Parteilosigkeit des Königs von Frankreich rechnen zu dürfen, der ja auch seinerseits nichts mehr wünschte als sein Reich von dem Uebergewicht der Reederei und des Handels der Holländer zu befreien. Man traute ihm den Gedanken zu, daß der Streit der beiden zu gewaltigen Nachbarn für ihn vorteilhaft sei, und aus einer seiner Dienstanweisungen ersieht man, daß sich der Gedanke bei ihm geregt hat; aber er wurde doch von der anderen Betrachtung überwogen, daß England, wenn es die Holländer unterdrücke, zu einem Uebergewicht zur See gelangen werde, welches für alle anderen Mächte unerträglich werden müßte. Ueberdies hatte er den Holländern in

seinem letzten Vertrage das Wort gegeben, ihnen zu Hülfe zu kommen, wenn sie angegriffen würden. Er erklärte den Engländern geradezu, daß er sein Wort halten müsse, wofern der Krieg seinen Fortgang habe.

Es war eine Vermittelungsgesandtschaft, die er gleich beim Ausbruch des Krieges nach England geschickt hatte, welche diese Erklärung machte. Karl II. antwortete, nicht Holland sei der angegriffene Teil, sondern England. Besonders brachte er die Versicherungen von Freundschaft zur Sprache, die ihm Ludwig XIV. so oft gegeben hatte; es bezeichnete es ihm sogar als eine staatsmännische Pflicht, einen benachbarten König gegen die Freistaatler zu unterstützen. Auf die Franzosen machte das aber keinen Eindruck. Sie untersuchten die vorliegenden Streitfragen mit kühler Unparteilichkeit und schlugen endlich die Auskunft vor, daß Holland auf seine amerikanischen Besitzungen, auf die ihm gleichwohl ein unbezweifeltes Recht zustehe, und England dagegen auf die Insel Polaroon in Ostindien Verzicht leisten, Kap Corso in Guinea geschleift und die übrige Küste zwischen Holland und England geteilt werden möge. Man konnte sich darüber nicht täuschen, daß die Verwerfung dieses Vorschlages eine Teilnahme der Franzosen am Kriege herbeiführen würde.

So stand die staatliche Frage, als das Parlament im Oktober 1665 einer verheerenden Pestseuche halber nicht in London, sondern in Oxford zusammenkam. Es war die Beulenpest, die seit einem Vierteljahrhundert bald in einem, bald in dem anderen Lande erschienen war und wie vor kurzem Holland so nun England heimsuchte. Friedliche Gedanken brachte sie jedoch in den Staatsleitungen der Länder nicht hervor. Auch jetzt waren Karl II. und seine Minister nicht im mindesten geneigt, ihre Ansprüche auf Ostindien und die dahinführenden afrikanischen Besitzungen, überhaupt die Erwerbung der großen Stellung zur See, in der sie begriffen waren, der französischen Vermittelung zuliebe aufzugeben.

In seiner Thronrede machte der König kein Hehl daraus, daß der in der vorigen Sitzung auf drei Jahre bewilligte Betrag bereits ausgegeben sei. Er fügte hinzu, jetzt bedürfe er nicht nur einer neuen Unterstützung, sondern einer solchen, die ihn fähig mache, einen mächtigeren Feind zu bestehen, als die Holländer seien, wenn dieser deren

Freundschaft der seinen vorziehe. Der Kanzler betonte besonders die Gefahr, die aus der Verbindung, in welche die einheimischen Feinde des Königs mit den Holländern getreten seien, entsprang; doch legte auch er großen Nachdruck auf die Verluste, welche die Annahme der französischen Vorschläge in Ostindien und Afrika für die englische Seefahrt herbeiführen würde. Die beiden Reden waren gleichsam Anfragen, ob die Staatsleitung die Vermittelungsvorschläge annehmen oder es auf einen Bruch mit Frankreich ankommen lassen sollte. Durch lauten Zuruf gab die Versammlung zu erkennen, daß das letzte ihre Meinung sei.... Dem entsprachen dann die nächsten Beschlüsse. Die beiden Häuser vereinigten sich zu einer Antwort, indem sie dem König ihren Entschluß aussprachen, ihm mit all ihrem Vermögen, mit Leib und Blut zur Seite zu stehen, nicht allein gegen die Holländer, sondern auch gegen die, welche diesen wider ihn Hülfe leisten würden. Das Unterhaus säumte nicht, über die Anleihenforderung in Beratung zu treten. Ohne sich dadurch irren zu lassen, daß die auf drei Jahre geschehene frühere Bewilligung in einem einzigen verwendet worden war, beschloß es deren Vermehrung um die Hälfte, 1 250 000 Pfund, in dem nächsten; der Betrag sollte durch eine unmittelbare monatliche Auflage aufgebracht werden....

Indessen geschah es nun, daß die Feindseligkeit gegen Holland zu europäischen Verwicklungen führte, die man ursprünglich nicht in Aussicht genommen hatte.

Ludwig brach die Verhandlungen ab, von denen ihm seine Gesandten sagten, den Engländern sei es nur darum zu tun, ihn von der Unterstützung der Holländer abzuhalten. Von beiden Seiten erfolgten Kriegserklärungen, die zwar auf schonende Weise abgefaßt, aber doch ernstlich gemeint und von Tätlichkeiten zur See begleitet waren. Zunächst kam der König von Frankreich mit seinem ganzen staatlichen Gewicht den Generalstaaten in ihren Verhandlungen mit europäischen und deutschen Mächten zu Hülfe[32]).... England war von allen Seiten verlassen, als es im Frühjahr 1666 zur Fortsetzung des Krieges schritt. Nicht einmal auf den Bischof von Münster durfte es rechnen; durch die französische Einwirkung und die veränderte Stellung seiner deutschen Nachbarn war dieser genötigt, seine

Truppen aus den genommenen Orten zurückzuziehen und die Waffen niederzulegen.

Die beiden Flotten waren an Kräften ziemlich gleich, als sie im Mai in See erschienen. Die Holländer hatten stärkere Kriegsfahrzeuge, etwa achtundzwanzig an Zahl, und besseres Geschütz als vor dem Jahre; sie wurden von Ruyter geführt, der das allgemeine Vertrauen des Freistaates besaß. Die englische Flotte wurde von General Monk und dem Prinzen Rupert[33]) befehligt. Den ungeduldigen Kriegseifer des alten Führers der Edelleute zu Land und See meinte man durch die Genossenschaft mit dem General zu mäßigen, dem alten Cromwellisten, in dessen Seele seine früheren Siege hohes Selbstgefühl erweckten und der noch das größte Ansehen bei Volk und Soldaten genoß. Man glaubte, man müsse unter ihm siegen.

Ludwig XIV. nahm an dem Kriege noch nicht unmittelbar Anteil. Aber schon daß man auf seine Rüstungen und die Bewegungen seiner Flotte Rücksicht nehmen mußte, hatte eine große Einwirkung gleich bei dem ersten Zusammentreffen. Wie erschrak man in London, als man den Kanonendonner von den Flotten hörte, die bei Newforeland aneinander gerieten, und zugleich erfuhr, daß ein Teil der englischen unter Prinz Rupert nicht dabei sei! Er hatte auf die Nachricht, daß die französische Flotte, die von Toulon kam, schon bei Belleisle angelangt sei, den Auftrag übernommen, ihr entgegenzugehen. Hierdurch eher angefeuert als zurückgehalten — denn er wollte die Ehre des Sieges allein erfechten —, war Monk zu einem Angriff geschritten, aber von dem kräftigsten Widerstand empfangen worden. Es erfolgte die in der Geschichte der Seekriege berühmte Schlacht von vier Tagen. Der erste (11. Juni) brachte keine Entscheidung, der zweite fiel für die Engländer unglücklich aus. Monk mußte nach der Themse zurückgehen und war in Gefahr, eine Niederlage zu erleiden, als am dritten Tage der Prinz, der auf keinen Feind gestoßen war, mit seinem frischen Geschwader zurückkam. Die Engländer faßten hierauf wieder Mut zum Angriff, aber auch dann, am vierten Tage gerieten sie in Nachteil. Sie waren genötigt, die Schlacht abzubrechen und nach der Themse zurückzugehen; eine ganze Anzahl ihrer Schiffe ging zugrunde oder geriet den Feinden in die Hände.

Wie die vorjährige Schlacht den Holländern, so diente die diesjährige den Engländern zum Anlaß, sich mit der größten Anstrengung zu rüsten. Die Flotte, die sie nach Verlauf einiger Wochen in See brachten, war nach dem Urteil der Kundigen in bezug auf Schiffe, Geschütz und Bemannung die beste, welche sie je besessen. Bei dem nächsten Zusammentreffen (4. August) blieben die Holländer im Nachteil; eine Anzahl ihrer zuverlässigsten und besten Kapitäne ist dabei umgekommen; sie mußten sich zum Rückzug entschließen. De Witt fand jedoch Mittel, die Flotte in kurzem zum dritten Mal in voller Tätigkeit in See zu bringen, und nun war auch die französische im Kanal erschienen, um sich mit der holländischen zu vereinigen. Die Engländer hielten für ratsam, den offenen Kampf zu vermeiden. Nicht sowohl im Seekampf als in der Staatskunst waren sie im Nachteil; der König fühlte sich bewogen, dem Freistaat Friedensanträge zu machen.

Der Krieg griff zugleich tief in das Parteigetriebe der beiden Länder. Zuweilen suchten die Holländer in England zu landen, um die geistlichen und staatlichen Gegner der Staatsleitung für sich aufzurufen. Dagegen gelang wohl den Engländern eine Landung, bei der sie hofften, eine Empörung der oranisch Gesinnten zu veranlassen, die aber zu nichts führte als zu einer Verwüstung des Landes. Den Verlust, den die Holländer am 4. August erlitten, schrieben sie den Verrätereien des Unteradmirals Kornelius Tromp zu, welcher zu den Oraniern hinneigte. Von dieser Partei, welche in stetem Verkehr mit England stand, besorgte de Witt eine unzeitige Parteinahme für den Frieden. Er setzte sich diesem Beginnen mit der rücksichtslosen Entschlossenheit eines freistaatlichen Parteihauptes entgegen. Ein früherer Edelknabe des Prinzen, de Buat, der sich damit befaßte, in dessen Sinne eine Partei für den Frieden zu bilden, und in England Verbindungen unterhielt, mußte dafür mit dem Leben büßen. Kornelius Tromp ward jenes Verdachtes halber seines Dienstes entlassen.

Auf der anderen Seite hat Monk seine Verluste in der viertägigen Schlacht der Unbotmäßigkeit zugeschrieben, die er von vielen Kapitänen erfahren hatte. Durch den älteren Penn waren viele angestellt worden, welche ketzerische und wiedertäuferische Gesinnungen hegten. Wie sollten diese mit vollem Herzen einen Kampf be-

stehen, dessen glücklicher Erfolg die Männer, in denen sie ihre bittersten Feinde sahen, in der Gewalt befestigen mußte? König Ludwig XIV. hat es über sich gewonnen, mit den Freistaatlern in England, den Presbyterianern in Schottland, den Katholiken in Irland in Verbindung zu treten. Denn auch diese waren infolge der zuletzt beschlossenen Landesverteilung, durch welche sie aus ihrem Besitz verdrängt blieben, in eine feindselige Aufregung gegen die englische Staatsleitung geraten. In Schottland finden wir einen gewandten französischen Sendboten, der die staatskirchenfeindlichen Schotten noch einmal in die Waffen bringen zu können meinte; Algernoon Sidney [34]) kam nach Paris und hat Geldunterstützung von Ludwig XIV. genommen. Die verjagten „Regiciden“ [35]) und ihre Anhänger sammelten sich in Holland.

In dieser bedenklichen Lage der Dinge war es, daß London von jener Feuersbrunst betroffen wurde, welche den größten Teil der alten Stadt in Asche legte. In einer engen Gasse von hölzernen, mit brennbaren Stoffen angefüllten Häusern kam das Feuer in der Nacht zum 12. September aus. Von einem starken Ostwind getrieben, warf es sich unerwartet in ziemlich entfernte Viertel und wälzte sich dann von Straße zu Straße. Der höher gelegene Teil der Stadt erschien in kurzem wie ein brennender Berg, vor welchem her die Flammen von einem Ufer der Themse nach dem anderen einen himmelhohen Bogen schlug. Vier Tage lang konnte man ihrer nicht Meister werden. Die Menschen beschäftigten sich weniger damit, dem Brande Einhalt zu tun, was ihnen unmöglich schien, als ihre Habe zu retten. Zu der Unruhe, welche dadurch entstand, gesellte sich ein gräßlicher Verdacht. Da das Feuer eben am 3./13. September wütete, ließen die Menschen sich nicht ausreden, daß es von den Wiedertäufern angelegt sei, zum Totenopfer für Oliver Cromwell am Tage seiner Siege und seines Todes. Andere klagten die Katholiken an; die Meinung griff um sich, Holländer und Franzosen seien dabei wirksam. Einst auf das Gerücht, diese Feinde seien bereits im Anzuge, um sich des günstigen Augenblickes zu einem Anfall zu bedienen, stürzte eine aufgeregte Menge mit allem, was als Waffe dienen konnte, nach der Gegend, die man ihr bezeichnete. Wehe denen, die sich durch ihre

Sprache als Fremde kundgaben! Die öffentliche Gewalt mußte einschreiten, um sie der Wut der Menge zu entziehen.

Erst außerhalb der Ringmauer hatte man das Weiterumsichgreifen der Flamme dadurch gehindert, daß man eine Anzahl Häuser in die Luft sprengte. Aber sie hatte bereits zwei Drittel der Stadt in Asche gelegt, wie die zum Gedächtnis errichtete Inschrift sagt, vierhundert Straßen, mehr als dreizehntausend Wohnhäuser, neunundachtzig Kirchen, darunter die Domkirche von St. Paul, und eine große Anzahl öffentlicher Gebäude. Gold und Silber waren meistens gerettet worden. Und wie ja der Reichtum einer Handelshauptstadt fast am wenigsten auf dem beruht, was sie zur Zeit in sich birgt, so hatte dieser Brand keine sehr tief eingreifenden Wirkungen auf den Handel von London. Aber für den Augenblick war der entstandene Verlust doch sehr empfindlich. Massen von Vorräten, in den Kauf- und Lagerhäusern aufgehäuft, waren vernichtet, darunter auch mannigfaltige Kriegsbedürfnisse. Die Zerstörung der Zollhäuser mit ihren Papieren brachte eine widerwärtige Verwirrung in den Verrechnungen und selbst eine Einbuße in den Einnahmen hervor. Die Schornsteinsteuer, welche eine der vornehmsten Hülfsquellen der Staatsleitung bildete, konnte in den öden Brandstätten unmöglich eingetrieben werden. Und wenn alle Anstrengungen zunächst dahin gerichtet werden mußten, die Stadt wieder aufzubauen, wie konnte man Krieg führen?

In der nächsten Sitzung des Parlamentes, welche am Ende des September eröffnet wurde, beschloß man dennoch, ihn fortzusetzen, und zwar mit um so mehr Anstrengung, weil der Kriegsmut des Feindes durch das Unglück gewachsen sein dürfte. Das Unterhaus bewilligte aufs neue einen ansehnlichen Betrag, 1 800 000 Pfund. Aber jedermann empfand doch, daß es sehr schwer halten werde, ihn zusammenzubringen. Man sah in dem Beschluß mehr einen Ausdruck britischen Stolzes als wirklichen Ernst. Denn es kam nun doch dahin, was man in Holland vorausgesehen, daß die Kosten der Seerüstungen die innere Wohlfahrt des englischen Volkes bedrohten. Die Ueberzeugung brach sich Bahn, daß der Friede notwendig sei.

Der König hatte bereits nach einer entsprechenden Erwiderung der Holländer auf seine friedlichen Eröffnungen ihnen zu erkennen ge-

geben, worauf es ihm dabei ankomme, nämlich nicht auf Vorteile für das Haus Oranien, sondern vornehmlich auf Sicherheit des englischen Handels in Ostindien, und sie eingeladen, ebensogut jetzt wie einst zur Zeit Cromwells ihre Bevollmächtigten nach London zu schicken. Noch schien es möglich, die Belangen von Frankreich und Holland zu trennen; denn die Holländer fürchteten ihrerseits nichts mehr als die Eroberung der spanischen Niederlande durch Ludwig XIV., der ihnen dann mit seiner unwiderstehlichen Uebermacht allzu nahe kommen würde. Eigentlich in diesem Sinne schlossen sie damals einen Vierbund mit Dänemark, Lüneburg und Brandenburg ab, in den sie den Kaiser und Spanien aufzunehmen nur deshalb Bedenken trugen, weil sie mit Frankreich wider England verbündet waren. Es wäre eine große Verstärkung der franzosenfeindlichen Staatskunst gewesen, wenn nun ein Friede zwischen Holland und England durch Vermittelung der von Ludwig XIV. bedrohten Macht zustande gekommen wäre. Auch haben die kaiserlichen und spanischen Gesandten dieses Ziel eine Zeitlang verfolgt, aber in wirkliches Verständnis mit der Staatsleitung Karls II. sind sie auch damals nicht getreten. Sie glaubten zu bemerken, wenn der König einmal Frieden habe, so würde er doch nicht daran denken, in die festländischen Irrungen einzugreifen, sondern sich nur mit der Befestigung seiner inneren Macht beschäftigen. Da schien ihnen die Fortdauer des Krieges noch fast vorteilhafter, weil er zugleich Frankreich und England miteinander in Entzweiung hielt. Wollte Karl II. zu einem Frieden mit Holland gelangen, so blieb ihm nichts übrig als die Vermittelung des Verbündeten der Holländer, des Königs von Frankreich nachzusuchen. Das aber war bei der Lage der Dinge nur unter der einen Bedingung zu erreichen, daß er sich dem Vorhaben Ludwigs XIV. in bezug auf die spanischen Niederlande nicht entgegenstellte. Wie Karl nun einmal gesinnt war, verursachte ihm das wenig Bedenken; überdies machte es seine damalige Lage notwendig....

Zunächst verpflichtete sich ein jeder, binnen eines Jahres in keine den Belangen des anderen zuwiderlaufende Verbindung zu treten. Ludwig XIV. behielt zu seinem Feldzug freie Hand; dagegen versprach er, seine Flotte, von der die Holländer unterstützt zu werden hofften, fürs erste in den Häfen zurückzuhalten. Zwischen den bei-

den Mächten war in der Hauptsache bereits Einverständnis getroffen, als die Friedensversammlung zu Breda, welchen Ort Karl II. unter denen, die ihm vorgeschlagen waren, gewählt hatte, im Mai 1667 eröffnet wurde. Die Bestimmung, daß jeder Teil behalten solle, was in seinem Besitz sei, wurde nun die Hauptgrundlage des Friedens zwischen England und Holland. Aber eine große Meinungsverschiedenheit trat dabei hervor: die Holländer wollten beides behalten, was sie in und was sie vor dem Kriege eingenommen hatten, namentlich die Insel Polaroon. Karl II. wollte seine alten Ansprüche, die zum Teil Ansprüche der ostindischen Handelsgesellschaft waren, nicht aufgeben. Im Laufe des Juni schien es, als ob daran noch alles scheitern könne. Und wie nun, wenn der ausbrechende Krieg in den spanischen Niederlanden, wo Ludwig XIV. im Anfang dieses Monates einrückte, die Belangen weiter umgestaltete und Frankreich ganz auf die Seite Englands trieb? De Witt täuschte sich nicht darüber, daß eine Verbindung zwischen beiden angebahnt wurde. In diesem Augenblick des Zusammentreffens so verschiedenartiger, noch nicht vollständig hervortretender, aber doch erkennbarer Bestrebungen entschloß er sich zu dem kühnsten Unternehmen, das der Freistaat vielleicht überhaupt ausgeführt hat. Die vorgelegte Bedingung konnte und wollte er nicht annehmen, weil er dadurch die Streitigkeiten gebilligt hätte, aus denen der Krieg hervorgegangen war; er wollte sie auf immer abschneiden. Aber Frieden mußte der Freistaat haben, weil er bei der ausbrechenden Irrung keinerlei Einfluß hätte üben können, wenn er in einen anderen Krieg verwickelt gewesen wäre. Er beschloß, sich den Frieden zu erzwingen, und zwar unmittelbar durch einen Angriff auf England, welches damals die Herstellung seiner Flotte versäumt hatte.

Auch ohne französische Hülfe besaßen die Holländer die Uebermacht zur See. Eben in den Tagen, als die Franzosen siegreich in die spanischen Niederlande eindrangen, ging die holländische Flotte, einundsechzig Kriegsfahrzeuge stark, gegen England in See; am 17. Juni war sie im Koningdiep am Ausfluß der Themse. Im Kriegsrat ward für tunlich erachtet, mit den leichtesten Schiffen in die Themse einzulaufen und den stolzen Feind im Mittelpunkt seiner Macht zu bedrohen. Die Engländer waren nicht im mindesten auf einen solchen

Versuch vorbereitet. Den Holländern gelang es, Sheerneß zu nehmen, dann fuhren sie weiter nach Chattam. Hier wurden sie allerdings von Geschützfeuer empfangen, aber dem zum Trotz sprengten sie die Kette, die auf Rollen über den Fluß gezogen war, steckten nacheinander drei englische Kriegsschiffe in Brand, nahmen ein viertes und segelten bis nach Upnor. Man meinte, wären sie weiter gegangen, so hätten sie vielleicht die Kriegswerften von England zerstören können. Was sie erreicht hatten, war genug, sie selbst zu befriedigen und dagegen den Engländern die Scham ins Gesicht zu treiben über einen Vorgang, der nie gesehen worden, seitdem die englische Flagge auf der See erschienen war.

Für den Frieden war das entscheidend. Nachdem der eine der beiden englischen Bevollmächtigten noch einmal persönlich Rücksprache mit König Karl II. genommen hatte, wurde die Abkunft in den wesentlichen Punkten nach dem Sinne der Holländer unterzeichnet. Jeder von beiden Teilen sollte im Besitz der Länder und Ortschaften sowie der Schiffe und Güter bleiben, die er vor und in dem letzten Kriege weggenommen habe; alle Ansprüche aus dem Vertrage von 1662 wurden ausdrücklich aufgehoben. Sogar in bezug auf das Schiffahrtsgesetz ließen sich die Engländer die Erläuterung gefallen, daß Holland deutsche Güter bei ihnen einführen könne. Der Friede gewährte den Engländern einen Vorteil von unermeßlicher Bedeutung: er ließ Neu-Niederland in ihren Händen, was ihrem nordamerikanischen Gebiet einen Zusammenhang gab, ohne den es sich nie hätte entwickeln können. Was wollte der Verlust von Polaroon dagegen sagen? De Witt meinte, indem er diesen großen Erwerb anerkannte und die alten Streitigkeiten hob, aus denen der Krieg hervorgegangen war, den Frieden auf immer zu sichern. Für endgültig haben ihn die Engländer wohl keinen Augenblick gehalten. Der eigentliche Grund der Feindseligkeiten, der in der Eifersucht zur See lag, ward durch das Unternehmen, das den Frieden herbeiführte, vielmehr verstärkt. Einen Angriff, der die Sicherheit von London gefährdete, konnte weder die Staatsleitung noch selbst das Land den Holländern vergeben.

Nr. 3. König Wilhelm III. (1689—1702)[36].

I.

Unter den Kindern Karls I. stellten die Prinzessin von Oranien[37]) und der Herzog von Gloucester, welche beide so früh starben, eine andere Mischung des Wesens dar als Karl II. und York; sie erschienen ernster, sittlich und religiös fester. Es machte guten Eindruck, als der junge Prinz Wilhelm von Oranien[38]) in England erschien und jedermann seine Aehnlichkeit mit seiner Mutter, der Prinzessin, wahrnahm. Bei der ersten Begegnung mit seinen beiden Oheimen, deren katholische Neigungen ihm mißfielen, zeigte er sich als überzeugter, unerschütterlicher Protestant. Von Ausschweifungen, wie sie sich damals mit dem Reiz des Witzes und des Geistes bekleideten, hielt er gleichsam von Natur sich fern. Er liebte Leibesübung, weil sie ihn ermüdete, namentlich die Jagd; er ging früh zu Bett; ein guter Trunk Bier war ihm lieber als aufregende Gelage. In den schwierigen Verhältnissen, in welche ihn seine Herkunft und sein Rechtsanspruch auf die obersten Aemter in dem Freistaat von Anfang an setzte, entwickelte er eine ruhige, verständige Haltung. Prinz Wilhelm III. von Oranien war einer von den seltenen Menschen früher sittlicher Reife, die bei ihrem Eintritt auf den Schauplatz menschlicher Handlungen vollkommen das sind, was sie sein werden und vielleicht sein sollen. Man schreibt ihm manches hochtönende Wort zu, mit dem er, als ihn ein unerwartetes Geschick auf die Stelle erhob, welche seine Väter eingenommen, die auf eine Erniedrigung des Freistaates zielenden Anträge der beiden benachbarten Könige verworfen habe. Ich will sie weder beglaubigen noch verwerfen. Aber das ist in der Tat die großartige Handlung, mit der er in die Geschichte eintritt, daß er eine Erhöhung und Befestigung der eigenen Stellung, die ihm im Zusammenhang mit öffentlichem Verlust angeboten ward, weit von sich wies. Sein innerer Stolz lehnte sich dagegen auf, daß er der Vorsteher, wenngleich der erbliche, eines herabgewürdigten, unselbständigen Landes sein sollte. Die Vorschläge Ludwigs XIV.

weigerte er sich auch nur in Betracht zu ziehen; seinem Oheim antwortete er mit Bedingungen, die, wenngleich beschwerlich, doch erträglich gewesen wären; auch diesen wurde später das, was daran das Lästigste war, abgestreift.

Wenn wir sahen, wie das parlamentarische und das spanische Belangen damals einander nahe berührten, so gehörte der Prinz als Dritter in diesen Bund: Die Leitung der äußeren Staatskunst des Freistaates, in deren Verfolgung die Witts gestürzt worden waren [39]), nahm er nur noch weit kräftiger in die Hand; auch in seiner inneren Stellung war er Fortsetzer. Jener Ausschuß für die geheimen Sachen, auf welchem die Gewalt de Witts beruhte, blieb bestehen. Der Geheimschreiber der Generalstaaten, Kaspar Fagel, früher Anhänger de Witts, wurde doch auf den Wunsch des Prinzen zum Ratspensionarius befördert und trat damit auch an die Spitze des Ausschusses, jedoch mit der Weisung, die wichtigsten Angelegenheiten zuerst immer dem Prinzen mitzuteilen. Durch diesen Beschluß wurde der Prinz, zu welchem Fagel in dem vertrautesten Verhältnis stand, Meister des Ausschusses und gewissermaßen des Staates. Mit wohlbedachter Besonnenheit, für welche den gelehrten Staatsmännern ein Beispiel aus der römischen Geschichte, dessen Livius gedenkt, vor Augen stand, wußte man mitten in dem Umsturz das Volk zu befriedigen, ohne das Ansehen der Obrigkeiten zu untergraben. Auf diesem zwiefachen Grunde erhob sich die Macht des Prinzen. Das Unglück der statthalterlosen Zeit hatte allenthalben die Ueberzeugung hervorgerufen, daß der Wiederkehr einer solchen auf immer vorgebeugt werden müsse. Zuerst in der Ständeversammlung Holland, und zwar von einer Stadt geschah der Vorschlag, die Würde eines Generalkapitäns und Statthalters für erblich zu erklären und ward von Städten und Ritterschaft angenommen. Demgemäß beschlossen am 2. Februar 1674 die vereinigten Stände von Holland und Westfriesland, die Würden eines Statthalters, Generalkapitäns und Generaladmirals dem Prinzen von Oranien und dessen männlichen Nachkommen zu übertragen; Seeland und Westfriesland traten dem nicht allein bei, sondern sie dehnten das Recht der Nachfolge ausdrücklich auf die spätere Nachkommenschaft aus. Einige Tage später erfolgte in den Generalstaaten der Beschluß, daß Generalkapitän- und Admiralschaft

der vereinigten Niederlande in dem Mannesstamme des Prinzen erblich sein solle. Alles beeiferte sich, ihm seine Teilnahme zu beweisen. Reiche Geschenke erfolgten, das reichste von der ostindischen Handelsgesellschaft. Hauptsächlich aber drang man in ihn, sich sobald wie möglich zu vermählen, um das statthalterische Haus neu zu begründen. Merkwürdig, wie in der Mitte des Freistaates das erbliche Fürstentum in der Form eines obersten Amtes emporstieg.

Dieser Erfolg, der mit der Wiederherstellung des Königtums in England eine gewisse Verwandtschaft hatte, machte nun den größten Eindruck auf Karl II.; er fing an, seinen Neffen höher zu schätzen.... Der Prinz hatte das größte Ansehen in England; er konnte einmal um so gefährlicher werden, da ihm viele persönlich ein etwaiges Erbrecht zuschrieben. Die Vermählung des Prinzen mit der ältesten Tochter des Herzogs von York schien dem König eine Sicherung für diesen selbst, solange er lebe, und für den Thron überhaupt zu enthalten. —

Prinz Wilhelm von Oranien wurde von Ludwig XIV. als sein vornehmster Gegner betrachtet. Nicht als ob er sich durch eigene Kräfte mit dem König irgendwie hätte messen können. Was konnte der Generalkapitän eines Freistaates, der für seine Freiheit besorgt, jeden selbständigen Schritt desselben mit Eifersucht beobachtete, für sich selbst so Großes unternehmen und ausrichten? Aber die Wirksamkeit in der Welt hängt oft nicht so sehr von der Macht ab, die man besitzt, als von der Stellung, die man im Kampfe der einander entgegenstrebenden Kräfte des allgemeinen Lebens einnimmt und zu behaupten vermag. Prinz Wilhelm erhob sich zum Vertreter des für das Bestehen der europäischen Staaten unentbehrlichen Gedankens des europäischen Gleichgewichts und zu ihrem tätigen Verfechter. Um ihn her gruppierte sich der Widerstand, auf den Ludwig XIV. überhaupt noch stieß. Die Verfolgungen der Reformierten schafften ihm in der protestantischen, die selbstherrliche Haltung des Königs von Frankreich dem römischen Stuhle gegenüber lebhafte Zuneigungen in der katholischen Welt; jeder Gewaltschritt dieses Fürsten gereichte ihm zum Vorteil. Ludwig XIV. machte den Mann groß, den er fürchtete; durch ihn selbst wurde dessen Haltung zu einer europäischen Notwendigkeit.

Der Prinz war eifriger Kalvinist wie seine Vorfahren; er hielt die Lehre von dem unbedingten Ratschluß fest und mißbilligte den feierlichen Dienst der englischen Kirche. In Holland hatte er sich ferner nicht den Ruf erworben, daß er freie Verfassungen liebe. Wer stand dafür, daß er nicht, wenn er nach England komme, der bischöflich-parlamentarischen Partei in der einen und der anderen Beziehung entgegenarbeiten würde?

II.

Wilhelm III. war keine gebieterische Erscheinung. Weder als Staatsmann noch als General entwickelte er Eigenschaften, welche auf die Menge Eindruck machen oder sie gewinnen können. Im Felde glänzte er nicht durch unerwartete Berechnungen und große Siege; in seinen Schlachten auf dem Festlande hat er meistens zurückweichen müssen. Er gehört zu den namhaften und befähigten, nicht zu den Feldherren ersten Ranges. Wenn man ihm die Förderung bürgerlicher und verfassungsmäßiger Freiheiten zum Verdienst anrechnet, so ist das zwar geschichtlich sehr begründet, doch rührte es mehr von den Umständen als von persönlicher Vorliebe für diese Form des Staates her. In der Stadt Amsterdam sowie in der Landschaft Geldern hat man viel über seine Eigenmächtigkeiten geklagt; auch in England setzte er sich vornehmlich die Aufrechterhaltung der königlichen Vorrechte zum Ziel. Die Verfassungskämpfe widerten ihn an, weil man sie zur Verfolgung selbstsüchtiger Absichten mißbrauche. Eine sehr ausgedehnte Begünstigung seiner persönlichen Freunde und Vertrauten, selbst einer ihm nahestehenden Dame, nahm er sich trotz seiner parlamentarischen Verpflichtungen nicht übel.

Worin besteht nun seine Größe? Sie liegt in der Stellung, die er einnahm und vollkommen ausfüllte, in den weltgeschichtlichen Erfolgen, die er zum Teil bei seinem Leben errungen, zum Teil begründet und herbeigeführt hat.

Wilhelm III. war sozusagen eine zwischenvölkische Natur: von Stammesherkunft ein deutscher Fürst, Sohn einer englischen Mutter, Gemahl einer englischen Prinzessin; durch ältere Blutsverwandtschaft und Bekenntnis dem französischen Protestantentum, durch das Verdienst seiner Väter und ererbten Ansprüche dem Freistaate der ver-

einigten Niederlande angehörig; nach all diesen Seiten in besondere Beziehungen verflochten. Doch war es keine von ihnen, wovon seine Tätigkeit ausgegangen ist; so wirksam waren sie nicht mehr. Die vornehmste Frage der Zeit, welche für die Fortentwicklung der europäischen Menschheit von Bedeutung war, lag in dem Emporkommen des französischen Staates zu einem weltumspannenden Uebergewicht, durch welches die Selbständigkeit jedes einzelnen Landes und jedes Volkstums bedroht wurde. Der lebendige Antrieb nun, der das Tun und Lassen Wilhelms III. bestimmt hat, entsprang aus seinem Gegensatz zu dieser bereits herrschenden und noch immer um sich greifenden, mit allen Werten der geistigen Bildung und einer kraftvollen Staatsentwicklung durchdrungenen, von einem ganz eigens dazu gearteten Fürsten, welcher zugleich der Ausdruck eines großen Volkstums war, geleiteten Weltmacht. Daß der beschränkte Statthalter eines Handelsfreistaates, der seinen Namen von einem halbverlorenen Lande führte, der kleine Herr von Breda, wie ihn die Franzosen nannten, es unternahm, ihr Widerstand zu leisten, war ihm beinahe selbst ein Rätsel. Wie er überhaupt die kalvinische Vorherbestimmungslehre, der er anhing, zugleich in einem von dem Schicksal und der Vorsehung bestimmten Sinne faßte, so erklärte er es für sein Schicksal, seine Bestimmung, er sah darin die Aufgabe seines Lebens.

Sollte sie aber erfüllt werden, so war an keine weltliche oder kirchliche Parteistellung zu denken. Daß das Protestantentum aufrecht erhalten werden mußte, lag am Tage, da der Gegner im Innern seines Reiches zu einem überaus gewaltsamen katholischen Umschwung schritt[40]. Aber wie dieses Verfahren zum großen Teil in der Vorstellung der völkischen Einheit und Macht seinen Grund hatte, so war das keineswegs der einzige Punkt, auf den es ankam. Ohne die Teilnahme der katholischen Welt ließ sich gegen Ludwig XIV. nichts ausrichten; die Hälfte der Verbündeten, die gegen ihn zusammentraten, waren Katholiken. In diesem Widerstreit erschien der Gedanke der Duldung als eine weltgeschichtliche Notwendigkeit; von Anfang an hat sie Wilhelm III. auf seine Fahne geschrieben. Für kein Land ist sie bedeutender geworden als für das Deutsche Reich. Von jeher hatte das norddeutsche Fürstentum die protestantischen Anschauungen dem Kaisertum gegenüber aufrecht erhalten; jetzt traten

die Heerscharen des einen und des anderen der Macht, welche sie beide bedrohte, einträchtig zusammenwirkend entgegen. Das Kaisertum des letzten Habsburgers nahm eine veränderte Stellung ein, durch welche das Emporkommen der protestantischen Fürsten nicht mehr ausgeschlossen und doch dem Kaisertum eine weitere Ausdehnung möglich gemacht wurde. So standen auch in Holland das städtische Freistaatlertum und die statthalterische Gewalt einander nicht mehr unversöhnlich gegenüber, sobald ein Statthalter das Gemeinwesen gegen einen gefährlichen Feind verteidigte. Aber die Hauptsache war, England von der Verbindung mit dem französischen Königtum, die diesem erst das Uebergewicht verlieh, loszureißen. Im Gegensatz mit der Krone, welche daran festhielt, mußten dann die parlamentarischen Gewalten in den europäischen Bund gezogen werden; durch die Teilnahme daran wurden sie selbst für Europa unentbehrlich. Diese Vereinigung der verschiedenartigsten Kräfte zustandegebracht und sie der vorherrschenden Macht mit Erfolg entgegengestellt zu haben, das ist die weltgeschichtliche Handlung Wilhelms III. Was sonst gibt überhaupt einer bedeutenden Persönlichkeit ihr ausgeprägtes Wesen als das Verhältnis der ihr auferlegten oder von ihr übernommenen Verpflichtung zu den angeborenen Eigenschaften? Das Zusammentreffen von beiden bildet die großen Männer.

Seiner krankhaften Natur zum Trotz, zum Erschrecken hager und blaß, mit fortwährender Kurzatmigkeit geplagt, entwickelte Wilhelm III. doch eine unverwüstliche Arbeitskraft. Er kannte fast kein Vergnügen, er lebte nur in Geschäften, er redete wenig und handelte um so mehr. Jeder seiner Schritte zeugt von gesundem Urteil und kluger Entschlossenheit. Niemand war jemals geschickter, Bündnisse zu bilden und zusammenzuhalten, Heere der mannigfaltigsten Zusammensetzung ohne Erweckung völkischer Abneigungen zu befehligen, auch in den inneren Streitigkeiten Zeit und Stunde abzuwarten, zurückzuweichen und doch festzuhalten. In einem seiner Briefe findet sich ein Wort, das als sein Wahlspruch gelten könnte, es lautet: „Vorsichtig und mit Nachdruck." Er unternahm nie etwas, ohne sich allseitig die Schwierigkeiten vorgestellt zu haben, auf die er dabei stoßen mußte. Bei der Ausführung folgt er fast mehr dem Zug der Dinge, als daß er von vornherein viel veranstaltet hätte; sein Ehrgeiz erschien immer höchst gerechtfertigt

und durch die Verhältnisse geboten ... Die Vorbereitung des spanischen Erbfolgekrieges kann als ein staatsmännisches Meisterstück gelten. Noch einmal tritt dabei sein Briefwechsel mit Heinsius [41]) in den Vordergrund; er ist so einfach und treffend, daß man fast das Gefühl hat, als würde ein jeder in dem gegebenen Fall ebenso denken und handeln müssen...

In England ist Wilhelm III. nie recht einheimisch geworden. Die muntere Geselligkeit seiner stuartischen Vorgänger lag außer seiner Natur; zuweilen hat er Feste gegeben, Gesellschaften gesehen, aber nicht weil es ihm selbst Vergnügen gemacht hätte, sondern um seine Dankbarkeit für geschehene Bewilligung zu zeigen oder eine günstige Parlamentssitzung zu gewinnen. Man hatte Mühe, bis zu ihm vorzudringen; dann zeigte er sich unbefangen und gesprächig, er ließ sich auf Streitgespräche ein und suchte zu überzeugen. Vertraulich aber war er nur in seinem engen Kreis von Holländern, deren Bildung, Sinnesart und Geschmack er teilte. Wenn man die Bauten und Anlagen in Hamptoncourt [42]) betrachtet, die sein Andenken erhalten, so empfindet man einen Anhauch holländischen Wesens. Den Gewohnheiten seines frühern Lebens blieb er auch in England treu, vielleicht selbst aus Bedürfnis. Er durfte die Jagden in gewohnter Weise nicht unterlassen, wenn er leben wollte; er brauchte viel Schlaf und reichliche Nahrung. Man hat ihm die langen Mittagsmahle, die er mit seinen Holländern hielt, selbst zum Vorwurfe gemacht; da ruhte er aus und ließ sich gehen. Alle Jahre im Sommer eilte er nach Holland zurück, selbst wenn es die Geschäfte nicht unbedingt erheischten; er befand sich dort, besonders in Loo [43]), immer am besten.

Wilhelm war keineswegs unempfänglich für den Glanz der Krone, die ihm zuteil geworden war, und hielt auf Beobachtung der Aeußerlichkeiten; doch lag in seiner Art und Weise zugleich etwas von der Ungezwungenheit des Privatmannes. Die Franzosen, denen ein gutes Urteil in dieser Beziehung zuzugestehen ist, finden in seiner Erscheinung und seinem Ausdruck Einfachheit, Größe und selbst eine gewisse Anmut. Auch vertraute Freunde klagen doch, wie sie mit der Zeit von ihm vernachlässigt seien; sie geben ihm Herzlosigkeit Schuld. Das mochte daher rühren, daß er eben dann nicht mehr ganz mit ihnen einverstanden war, oder vielleicht daß er ihrer nicht mehr bedurfte. Er lebte

nur immer in den großen Angelegenheiten, die freilich allezeit zugleich seine eigenen waren; davor verschwanden ihm die persönlichen Beziehungen.

Sein Leben macht den Eindruck einer Seefahrt, die zwischen gefährlichen Klippen nicht selten unter heftigen Stürmen dahinführt, in welchen der geschickte Lotse jede Wendung der Naturkräfte benutzen muß.

Sollte man die Stellung, die Wilhelm III. in dem Fortgang der englischen Geschichte einnimmt, im allgemeinen bezeichnen, so möchte sie darin liegen, daß er den Richtungen, welche in dem Zeitalter des Aufruhrs und des Freistaates zutage gekommen waren, eine regelmäßige Einwirkung auf den Staat von England verschafft und gesichert hat. Früher hatte es geschienen, als würden sie die geschichtlich gewordenen Bildungen, in denen sich das innere Leben von England ausgeprägt hatte, zerstören müssen. Wilhelm III. umfaßte diese in der Hauptsache ebenfalls und hielt sie aufrecht. In dem Zusammenwirken des einen mit dem anderen bestand das Wesen seines Staates. Es wäre unmöglich gewesen, die Anschauungen von 1640 und von 1660 grundsätzlich in Uebereinstimmung zu bringen; sie blieben ewig in Widerstreit. Aber Wilhelm III. wußte die Anhänger von beiden zu einer staatlichen Handlung, die dem Vorteil des Landes entsprach, zu vereinigen. Man wird bei ihm an Cromwell erinnert; aber wie verschieden sind sie doch! Bei Cromwell war alles dunkler Antrieb, großer staatsmännischer Naturtrieb, gebieterischer Wille; mit den volksfreundlichen Versammlungen, deren er nicht entbehren konnte, wußte er sich doch niemals zu verständigen. Bei Wilhelm ist alles Ueberlegung, Umsicht, Vorbereitung, bewußte Einsicht in die Verhältnisse. Jener war aus den inneren Kämpfen zum Besitz der Gewalt und dem Gefühl des Gemeinwesens gelangt; dieser griff von dem Gesichtspunkt der äußeren Macht aus in die innere Parteiung ein und wußte sie, so schwer es ihm auch wurde, zuletzt nach seinem Sinn zu leiten; er hielt es für eine höhere Pflicht, die Unannehmlichkeiten zu bestehen, die er dabei erfahren mußte. Aber indem nun mit seinem Willen oder auch wider ihn das englische Parlament zu entscheidendem Uebergewicht in den britannischen und zu maßgebendem Einfluß in den europäischen Angelegenheiten emporkam, gelangte auch der frühere zurückgedrängte Bestandteil der Neuerung, der in ihm mächtig ver-

treten war, zu einer weltgeschichtlichen Bedeutung. Der Widerstreit der Anschauungen von 1640 und von 1660 wurde eine gemeinschaftliche Frage für die europäischen Staaten. Wer könnte die Wirkung ermessen, die daraus in den folgenden Zeiträumen entsprungen ist?

III. Deutschland.

Nr. 1. Die Besetzung Straßburgs 1681 und die türkische Gefahr [1]).

I.

Einsichtsvolle Zeitgenossen sahen in Ludwig XIV. weniger einen Eroberer — und wer wollte ihn mit den großen Eroberern irgend eines Zeitalters vergleichen —, er erschien ihnen mehr in dem Lichte eines Befehlshabers einer Festung, der, um diese zu behaupten und furchtbar zu machen, seine Umgriffe nach allen Seiten über ihre Grenzen ausdehnt. So hat ihn einer der großen geistlichen Redner des Zeitalters gerühmt, daß er ganz Frankreich gleichsam zu einer einzigen Festung gemacht habe.

Ludwig XIV. meinte, ein von den ruhmvollsten seiner Altvordern, wie von Franz I. unternommenes Werk zu vollenden und sie zu übertreffen, wenn er die durch den Frieden eben in dieser Absicht so namhaft erweiterten Grenzen an jeder wichtigen Stelle mit unangreiflichen Befestigungen schirme. Zur Seite stand ihm der Mann, der an den Erfolgen seiner Belagerungen und dadurch an seinen Siegen — denn an die Behauptung und Eroberung fester Plätze knüpfte sich nun einmal der Krieg jener Zeiten — den wesentlichsten Anteil gehabt hatte, Sebastian von Vauban [2]). Vauban hatte einst in den Bürgerkriegen die Waffen gegen den König getragen und war dann von Mazarin hervorgezogen worden wie Turenne [3]); auch ihn zeichnete Bescheidenheit und Wahrhaftigkeit aus, seine Dienste machten

ihn dem König unschätzbar. Es mag zweifelhaft sein, ob die Kunst der Zerstörung ihm nicht noch mehr verdankt als die Kunst der Verteidigung; doch erscheint er auch in der Befestigungskunst als der große Meister. Was einst Ludwig XIV. im Geiste sah, als er Dünkirchen zuerst besuchte, das führte ihm Vauban aus; er erweiterte den dortigen Hafen, der nur für leichte Kaperfahrzeuge dienlich schien, zur Aufnahme großer Kriegsschiffe. Dem Kriegshafen von Toulon gab er die Gestalt, die ihm bis in die neueste Zeit geblieben ist. Und wie viele andere Landungsplätze und Häfen längs der beiden Gestade und auf den nahen Inseln wurden mit neuen Werken versehen! Fast die vornehmste Sorgfalt ward der Landgrenze zugewandt. Vauban hat die Schranke der Pyrenäen durch die Stadtfeste von Bayonne und die Bollwerke von Perpignan vervollständigt; jenseit der Alpen Pignerol, auf dem rechten Rheinufer Freiburg[4]) in haltbaren Stand gesetzt. Zur Sicherung der Verbindung zwischen der Freigrafschaft und dem Oberrhein ward das Werk von Höningen, als ein Außenwerk für Lothringen Saarlouis angelegt. An der Sambre ward Maubeuge befestigt, um das im Frieden[5]) zurückgegebene Charleroi zu ersetzen. Alle durch den Frieden erworbenen Plätze wurden verstärkt und neue Anlagen hinzugefügt. Nach einiger Zeit erhob sich der König selbst, um sie zu besichtigen. Als das Meisterwerk Vaubans wird Lille zu betrachten sein, wo ihm die Verbindung der Wasserwerke mit den Befestigungswerken auf das glücklichste gelang.

Dem König war das alles noch nicht genug. Was er jetzt auf immer sein nannte, erreichte noch lange nicht den Umfang der Grenzen, der ihm und seinen Generälen vom soldatischen Standpunkte zur Sicherung seines Reiches erforderlich schien. Bereits in den nymegischen Verhandlungen kommt der Gedanke vor, der viel später ausgeführt ist, Lothringen gegen irgend eine entferntere Abtretung — man dachte damals an Sizilien — einzutauschen. Da nun aber nicht allein eine solche Auskunft unmöglich, sondern der rechtmäßige Besitzer[6]) nicht einmal dahin zu bringen war, die Bedingungen anzunehmen, unter denen ihm das Land wiedergegeben werden sollte, so daß hier kein gültiges staatsrechtliches Verhältnis zustande kam, so schien es um so nötiger, Lothringen vor möglichen Angriffen zu

sichern. Man kann denken, daß die Franzosen hierfür Luxemburg ins Auge faßten, durch welches der Besitz von Diedenhofen und Longwy doppelten Wert bekommen hätte; in den Vorschlägen zum Frieden ist von der Abtretung dieser großen Festung die Rede. Auch die Erwerbung einiger kleinerer Plätze wie Homburg, Bitsch, Kaiserslautern ward dem König von seinen Generälen empfohlen. Aber vor allem anderen war das Augenmerk auf den Besitz des Elsaß gerichtet, der in vollster Ausdehnung, selbst mit Einschluß von Straßburg und von Kehl, als unentbehrlich für die Aufrechterhaltung der jetzt gegründeten Anordnung betrachtet zu werden anfing. Der Grund ist: wenn der König diese Landschaften in Händen habe, sei Freigrafschaft, Champagne und ein Teil der Bistümer[7]) gedeckt; dann könne Lothringen sich nicht losreißen, dann bliebe die Schweiz um so stärker an Frankreich gebunden, dadurch werde Deutschland in Zaum gehalten. Selbst daß, wenn dies nicht der Fall sei, der Krieg sich dahin wenden müsse, erschien als ein Vorteil. Denn sonst würde sich die gesamte deutsche Macht auf die obere Maas und die obere Mosel stürzen und doppelt gefährlich werden. Genug, das gegenwärtige und künftige Machtverhältnis schien sich daran zu knüpfen, wer dieser Landschaften Meister sei; die Franzosen faßten die bestimmte Absicht, sie sich anzueignen.

II.

Ludwig XIV. glaubte eine neue staatsrechtliche Grundlage für die Ausführung seiner soldatischen Entwürfe gewonnen zu haben; eben das war sein Ehrgeiz, alle seine Ansprüche, so zweifelhaft sie auch sein mochten, jedem anderen zum Trotz zur Geltung zu bringen. Indem die Welt hoffte, sich der Herstellung der allgemeinen Ruhe zu erfreuen, schritt er, diese durchbrechend, zu den Unternehmungen, die er sich vorgenommen hatte, fort, ohne alle Rücksicht auf die Rechte der anderen. Er wendete vielmehr eine lediglich der französischen Ordnung der Dinge entsprechende Form auf diese an[8]).

Gegen Ende September 1681 war ein Aufenthalt des Hofes in Chambord angesagt und Graf St. Aignan bereits dahin abgegangen, um einiges für die Vergnügungen, Lustspiel und Tonkunst

vorzubereiten, als der König plötzlich zu erkennen gab, er werde sich nicht nach Chambord, sondern nach Metz und in das Elsaß begeben. Wenn gefragt ward, in welcher Absicht, so machte man selbst dem kaiserlichen Gesandten kein Hehl daraus. Der König wolle, sagte man ihm, die im westfälischen Frieden (1648) ihm abgetretenen Rechte vollends zur Ausführung bringen, er wolle die Huldigung der Stadt Straßburg einnehmen. Die Huldigung einer freien Stadt, die seit unvordenklicher Zeit ihre Freiheit unter dem Schutze des Deutschen Reiches genossen hatte!

Auch das war aber schon vorbereitet. Indem das Elsaß sich unterwarf, hat man auch der Stadt Straßburg bereits gegen Ende des Jahres 1680 angemutet, sich von dem Reiche freiwillig zu trennen, um fortan im Besitz ihrer alten Freiheit unter dem Schutze von Frankreich zu leben. Da sie darauf nicht einging, so beschloß man, sie mit Gewalt zu unterwerfen. Sich zu verteidigen war Straßburg damals nicht fähig. Die kaiserliche Besatzung, die es zuletzt aufgenommen, war auf Andringen des französischen Hofes abgezogen, der größte Teil der städtischen und schweizerischen entlassen; man zählte etwa vierhundert Kriegsleute von Gewerbe im Dienste der Stadt. Von den vierzehn Bollwerken der Befestigung hätte kaum eines gehörig besetzt werden können. Wohl war die Bürgerschaft kaiserlich und von ganzem Herzen deutsch gesinnt, aber auch eine französische Partei gab es, deren Mittelpunkt die Domherren bildeten; der Rat der Stadt selbst nahm eine zweifelhafte Haltung an. Wenn Kaiser und Reich den Mut des Widerstandes nicht besaßen, woher sollte die Obrigkeit und eine einzelne Stadt ihn nehmen? Von der deutschen Seite hilflos gelassen, dachte der Rat nur noch auf Rettung der Stadt von dem von Frankreich angedrohten Verderben. Man hat gesagt, einige seiner Mitglieder seien mit Geld bestochen worden. Bewiesen ist es nicht, und kaum sollte man glauben, daß Ratsherren einer alten freien Stadt sich so tief hätten wegwerfen können. Aber anders ist es doch nicht: von der Bedrängnis ihrer Stadt und zugleich auf Sicherstellung ihrer Person Bedacht nehmend, mögen einige Ratsherren sich zu Schritten haben hinreißen lassen, bei denen sie ihre Pflicht gegen das gemeinsame Vaterland aus den Augen verloren. Noch immer sind ihre Verhandlungen mit dem französischen

Hofe in Dunkel begraben. Sehr unterrichtete, diesem Hofe nahestehende Männer hielten sich überzeugt, und es ist in der Tat wahrscheinlich, daß sie schon im voraus einen Uebergabevertrag, durch welchen die Freiheiten und Rechte ihrer Stadt gesichert werden sollten, mit Louvois verabredet hatten. Genug, mit so gut wie vollkommener Gewißheit des Gelingens konnte der König zur Unterwerfung von Straßburg schreiten. Doch wurden schon deshalb, um nicht eine Gegenwirkung von Deutschland her zu veranlassen, die Vorbereitungen dazu im tiefsten Geheimnis getroffen.

Früh am Morgen des 28. September, es war eines Sonntags, nahmen zuerst ein paar tausend französische Dragoner die Rheinschanze in Besitz; dann erschienen eine Anzahl Regimenter und besetzten ringsumher die Zugänge der Stadt. Sie hatten in der Stille um Freiburg und Breisach her gelagert[9]) und wurden plötzlich herangezogen. Des anderen Tages traf Louvois im Hauptquartier zu Illkirch ein. Auf Grund des Anspruches der Kammer zu Breisach, welche das Recht des Hoheitsrechtes über das Elsaß dem Könige zuerkannt hatte, forderte er die Stadt auf, sich ihm ebenfalls zu unterwerfen. Jede Unterhandlung darüber wies er von der Hand; würde die Stadt sich der königlichen Gnade würdig machen, so sei er ermächtigt, ihr die Erhaltung ihrer Vorrechte zuzusichern; solle sie widerstehen, so sei er stark genug, sie der Verwüstung preiszugeben, und werde die Bürger als Aufsässige wider ihren rechtmäßigen Herrn behandeln. Nur der entschlossenste Heldenmut hätte eine Verteidigung wagen können. Einem eben in Belagerungen geübten Feinde gegenüber, wie dieser war (auch Vauban war bereits in die Nähe gekommen), hatte ein solcher Versuch keinerlei Aussicht auf Erfolg. Das Zeitalter, wo streitbare Bürgerschaften auf eigene Kraft sich mit mächtigen Fürsten messen konnten, und damit das Zeitalter der städtischen Freiheit war längst vorbei. Der Stadtrat hat keinen Augenblick an Widerstand gedacht. Absichtlich ließ er die Geschütze auf den Wällen ohne Schießvorrat, damit nicht der Unbedacht der Bürger einen Zwischenfall veranlassen möge; mit einer Art von Bedauern mit der volksherrschaftlichen Verfassung, die das notwendig mache, bat er Louvois um ein paar Stunden länger Bedenkzeit, auf so lange, bis die Bürgerschaft zu derselben Gesinnung gebracht sei, die er selber

hege. Die Schöffen der Zünfte wurden zusammengerufen; als diese überzeugt waren, daß der Widerstand ins Verderben führen müßte, ward ihre Meinung den Bürgern, die auf den Wällen und unter den Waffen standen, kundgetan. Tausendmal lieber hätten sie sich zur Wehr gesetzt; sie verwünschten den Rat, aber sie unterwarfen sich der Notwendigkeit. Der Uebergabevertrag, den man nun von beiden Seiten unterschrieb, sicherte der Stadt ihre Verfassung, ihre Rechte, Besitztümer und die Ausübung ihres Bekenntnisses; nur das Münster hatte sie dem Bischof und das Zeughaus dem König zu überliefern. Eigengerechtsame konnte sie retten, die staatsrechtliche und religiöse Selbständigkeit, welche sie beim Deutschen Reiche von jeher behauptet hatte, war auf immer verloren. Die französische Staatsleitung, wo alles der großen Einheit untertan war, konnte eine solche ihrer Natur nach nicht gestatten.

Vierzehn Tage darauf hielt der König einen prächtigen Einzug in Straßburg. Sein erster Besuch galt dem Platz, auf welchem Vauban die neu zu errichtende Stadtfeste bereits abgesteckt hatte. Die vorhandenen Befestigungen wurden besichtigt, der Entwurf zu denen gemacht, welche, um den Rhein zu sichern, hinzugefügt werden sollten. Ludwig XIV. verschaffte es nun auch unter den Deutschen eine gewisse persönliche Bewunderung, daß er überall selbst zur Stelle war und die Anordnungen traf, zu deren Ausführung des anderen Tages geschritten ward. Die aus der Umgegend aufgebotenen Landsleute sah man auch Sonntags an den Schanzen arbeiten. Fünftausend Mann lagerten in der Nähe und hielten Wache an der gewonnenen großen Grenzfeste...

Das Unternehmen trug ungefähr denselben Wesenszug wie der erste Einfall in die spanischen Niederlande [10]) und den Einfall von Holland, den der plötzlich hervorbrechenden Gewaltsamkeit auf Grund einseitiger Ansprüche. Den Spaniern waren die Generalstaaten zur Hülfe gekommen, diesem Kaiser und Reich; der endgültige Erfolg war aber beidemale das Verderben eben derer gewesen, welche die anderen hatten retten wollen.

III.

Wer sollte es jetzt wagen, trotz dieser Erfahrung sich dem Allgewaltigen entgegenzusetzen? Wohl fehlte es nicht an Regungen dafür. Eine sonderbare Verwicklung lag darin, daß Schweden, das doch in alle europäischen Angelegenheiten eingriff, von den „Reunionen" unmittelbar berührt wurde. König Karl XI.[11]), der aus dem Hause Pfalz-Kleeburg stammt, gelangte eben damals durch Erbrecht in den Besitz von Zweibrücken, das von der Reunionskammer zu Metz als französisches Lehen betrachtet ward. Ludwig XIV. ließ ihm sagen, er schmeichele sich, ein alter Verbündeter werde die Anerkennung der Lehenshoheit Frankreichs dem Verhältnis zum Kaiser vorziehen. Welch ein Unterschied aber: deutscher Reichsfürst und Lehnsmann von Frankreich, wo alle Selbständigkeit der Großen gebrochen war! Und ohnehin war Karl XI. nicht mehr französisch gesinnt; er war auch über den Frieden von Nymegen mißvergnügt, indem ihm doch einige Verluste zugemutet worden waren. Sein vornehmster Minister, Benedikt Oxenstierna[12]), ging von dem Grundsatz aus, daß Schweden, wenn es werden wolle, was es sein könne, nicht mehr im Gefolge der französischen Staatskunst einhergehen dürfe. Die zweibrückischen Lehen wurden in Wien nachgesucht; anstatt des französischen ein anderes Bündnis zu haben, wandte sich Oxenstierna an Holland. Auch dahin hatten die „Reunionen" zurückgewirkt. Von der Einziehung der Grafschaft Chiny war der Prinz von Oranien[13]) als Besitzer der Herrschaften Vianden und St. Vith[14]), die zu dieser Grafschaft gehörten, persönlich berührt; er war selbst vor die Kammer von Metz geladen worden. Aber sein Entschluß stand fest, niemals ein Lehnsmann Frankreichs zu sein, als dessen grundsätzlicher Gegner er in der Welt erschien. Unter seinem Einfluß wurde zwischen Holland und Schweden ein Vertrag zur Aufrechterhaltung des westfälischen und nymegischen Friedens geschlossen, nach welchem jeder Beteiligte, der seine Bedingungen überschreite, sich einem Schiedsgericht unterwerfen sollte. Eine Festsetzung wie diese hätte ohne Zweifel bei dem Friedensschluß selbst getroffen werden müssen. Obwohl sie jetzt zu spät kam

und in den friedlichsten Ausdrücken, die sich finden ließen, abgefaßt wurde, — denn sonst wäre sie in den Generalstaaten niemals durchgegangen — so erschien sie dem französischen Hofe doch noch immer als ein unwillkommener Einspruch gegen sein Verfahren und seinen Gegnern als ein Zeichen des Widerstandes. Im Februar 1681 trat der Kaiser, einige Monate später der König von Spanien dem Vertrage bei. Ihr Einfluß auf eine Anzahl Fürsten und Stände des Reiches war so stark, daß man sofort von einer Erneuerung des Krieges gegen Frankreich redete.

Dem aber setzten sich andere entgegen, vor allem der Fürst, welcher zu Nymegen aufs entschiedenste gegen den Abschluß des Friedens gewesen war, Kurfürst Friedrich Wilhelm von Brandenburg. Damals, sagte er, habe man auf einen längeren Stillstand mit den Türken zählen können, tapfere und erfahrene Kriegshäupter seien vorhanden gewesen, ein Heer im Anzuge, das einige Jahre vorher einen Sieg nach dem anderen erfochten, Straßburg noch unerobert und mit allen notwendigen Kriegsmitteln versehen; dennoch habe der Kaiser damals den Frieden unter den ungünstigsten Bedingungen geschlossen. Jetzt seien die besten Truppen abgedankt, der türkische Stillstand dem Ablauf nahe, an Einigkeit im Reiche nicht zu denken, Straßburg verloren, und da solle nun der Krieg wieder angefangen werden. Kein Zweifel, daß das Reich an sich zu berechtigt wäre, aber welche Mittel habe es, den gerüsteten, übermächtigen König zu bestehen? Wenn es mit ihm breche, wer könne ihn hindern, Mainz zu erobern und seine Besitzergreifungen bis nach Franken auszudehnen? Auch das bisher Eingenommene werde er dann mit besserem Schein und größerer Sicherheit besitzen. Jene zu einem Austrag bestimmte Zusammenkunft war indes zusammengetreten[15]); der Kurfürst drang darauf, daß man den König von Frankreich bei seinem Versprechen, nicht weiter gehen zu wollen, festhalten und, da man ihn nicht angreifen könne, ohne das Bestehen des Reiches in Frage zu stellen, eine Abkunft mit ihm treffen möge. Die Wahrheit dieser Erwägungen ist einleuchtend; denn wie darf man die Entscheidung des Schwertes herausfordern, wenn man zum Kampfe nicht gerüstet ist? Vor allem stimmten die zunächst bedrohten rheinischen Fürsten bei; sie erwarteten nicht das mindeste von den Truppen des Reiches. Eine kriegerische

Bewegung, meinten sie, werde nichts anderes bewirken, als daß die französische Kriegsmacht mit ungeheuerem Uebergewicht das gesamte Reich überflute.

Ueberdies aber hatte eine erbitterte Stimmung gegen ein Oberhaupt, das sie nicht mehr schützen zu können schien, im Reiche um sich gegriffen. Bei dem Falle von Straßburg hat der Kurfürst von Mainz ausgerufen, Oesterreich sei nicht mehr fähig, das Reich zu behaupten, man müsse sich einen anderen Kaiser suchen. Und diese Gesinnung teilte nun wieder der Kurfürst von Brandenburg. Ergrimmt über den Kaiser, der in Nymegen gegen seinen Wunsch zum Frieden geschritten, empört über Spanien, durch dessen nachlässige Kriegsführung die Zurückgabe seiner über Schweden gemachten Eroberungen zur Ausgleichung notwendig geworden war, und entschlossen, diese ein andermal wiederzugewinnen, hatte er mit Spanien-Oesterreich gebrochen und dagegen die engste Verbindung mit Frankreich getroffen[16]). Sobald Schweden einen Rückhalt an dem Kaiser fand, warf sich Brandenburg, wie von Naturnotwendigkeit gedrängt, auf die Seite von Frankreich. Nur mit Hülfe von Frankreich und Dänemark meinte der Kurfürst die Schweden vom deutschen Boden verjagen zu können; er behauptete, mit diesen beiden Reichen darin einig zu sein, daß die schwedische Macht wieder in ihre alte Grenze zurückgetrieben werden müsse. Aber überdies machte sich Frankreich anheischig, ihm zu seinen schlesischen Ansprüchen zu verhelfen[17]). Eben das sind die beiden Richtlinien, durch deren Innehaltung Brandenburg später eine Macht geworden ist. Noch nie hatte sich die brandenburgische Selbständigkeit im Deutschen Reiche so hervorgetan. Immer gewohnt, die entschiedensten Richtungen einzuschlagen, ihre letzten Folgen kühnlich ins Auge zu fassen, ging Kurfürst Friedrich Wilhelm auf den Gedanken ein, dem Hause Oesterreich bei der nächsten Erledigung das Kaisertum zu entreißen und entweder wie sein Vorfahr Joachim I. (1499—1535) dem König von Frankreich selbst oder, was später der ruhmvollste seiner Nachfolger getan hat, einem Fürsten, über den er sich mit Frankreich verständigen würde, seine Stimme bei der Kaiserwahl zu geben. Hatte er nicht einst (1658) dem Kaiser Leopold I. die Krone im Gegensatz gegen die Anhänger von Frankreich verschafft? Er meinte ihn zu dem Manne gemacht zu haben, der er war, und wollte sich

nun nicht von seiner einseitigen Staatskunst ins Verderben ziehen lassen. Alles Heil schien ihm darin zu liegen, daß das Reich vor weiteren Verlusten gesichert würde. Der König von Frankreich mußte ihm versprechen, von allen Umgriffen im Reiche fortan abzustehen, allen Rechten und Ansprüchen, welche er auf Besitzungen oder Rechte in ihnen sonst wohl machen könnte, für sich und seine Erben zu entsagen.

So geschah, indem Deutschland eine Vergewaltigung erlitt, wie es noch nie erfahren, daß im Innern ein Zwiespalt ausbrach, der jeden Widerstand dagegen unmöglich machte, beruhend auf den alten Gegensätzen des Bekenntnisses und der Staatskunst, der Verstimmung, welche die letzten Ereignisse hervorgebracht hatten, der Furcht vor den noch bestehenden. Ueberhaupt für das Deutsche Reich ein Augenblick der größten Gefahr, den es je erlebt. Zu der Entzweiung, die sich in zweifelhaften Beschlüssen kundgab, und den Feindseligkeiten von Frankreich kam noch ein mit aller Heftigkeit eines rohen Heerhaufens unternommener Angriff der Türkei. Mit den ungarischen Mißvergnügten, die sonst von Frankreich her gegen Oesterreich unterstützt worden, einverstanden, im Verein mit Tököli, den sie als König anerkannten, wälzten sie sich im Jahre 1683 daher, um die Unternehmung gegen Wien durchzuführen, die ihnen anderthalb Jahrhunderte früher mißlungen war[18]).

IV.

Man hat oft angenommen, der König von Frankreich habe diesen Anfall hervorgerufen oder einen wesentlichen Einfluß darauf ausgeübt. Ich denke nicht, daß sich das behaupten läßt. Die Franzosen waren damals im regelrechten Kriege gegen die Raubstaaten, welche die Oberhoheit der Pforte anerkannten, begriffen; du Quesne[19]) verfolgte im Jahre 1681 flüchtige Tripolitaner bis in den Hafen von Chios, und da sie nicht entfernt wurden, eröffnete er das Feuer gegen die Festungswerke, Häuser und Moscheen der Insel. Der Schaden, den er anrichtete, hatte durch ein großes Geschenk vergütet werden müssen, aber ein freundschaftliches Verhältnis war damit nicht hergestellt; noch mehrere Jahre lang ward dem Gesandten der Ehrenplatz versagt, den er forderte. Und unaufhörlich ging der Krieg gegen Algier fort. Auch auf der türkischen Seite fühlte man eine nicht geringe Eifersucht

gegen die anwachsende Macht von Frankreich und Furcht vor den französischen Seeleuten. Von du Quesne sagten die Türken, er freue sich des aufgeregten Meeres und schreite auf ihm daher wie auf dem festen Lande. Genug, ein wirkliches Einverständnis zwischen den beiden Mächten vorauszusetzen, liegt kein Grund vor. Jede Andeutung von dem Bestehen eines solchen hat der französische Minister Colbert Croissey[20]) mit Ausdrücken des Abscheues zurückgewiesen. Dennoch ist unleugbar, daß auch ohne Uebereinkunft ein in der Lage der Dinge begründetes Verhältnis zwischen dem Anfall der Türken und der feindlichen Haltung der Franzosen bestand. Colbert Croissey sagte einmal, nicht die Eroberung von Wien durch die Türken liege im Wunsche der Franzosen, aber allerdings eine längere Dauer der Belagerung; sie meinten, unter dem Eindrucke dieser Gefahr alle ihre Ansprüche gegen den Kaiser und gegen Spanien durchzuführen.

Wie aber, wenn Wien in die Hände der Türken fiel? Was war dann die Meinung des „allerchristlichsten" Königs? Der venezianische Gesandte, der diesen Verhältnissen eine ganz besondere Aufmerksamkeit widmet, versichert, der Gedanke sei gewesen, daß in einem solchen Fall Ludwig XIV. sich erbieten solle, an der Spitze seiner gerüsteten und kriegsgeübten Heerscharen den Streitkräften des Deutschen Reiches zu Hülfe zu kommen und mit den Deutschen gemeinschaftlich die Barbaren zu verjagen. Ohne Zweifel werde ihm das gelingen; als der Retter der Christenheit erscheinend, würde er erst zur Fülle seines Ruhms und der höchsten Macht, die sich erreichen lasse, aufsteigen; durch den einstimmigen Zuruf des Abendlandes werde ihm das römische Kaisertum übertragen werden.

Aber die Ereignisse nahmen einen anderen Gang. Die Belagerung von Wien gelang den Türken nicht; sie scheiterte nicht gerade daran, daß die Befestigung und Verteidigung den Belagerern unüberwindliche Schwierigkeiten entgegengesetzt hätte; die Stadt wurde durch eine der rühmlichsten Kriegstaten der neueren Geschichte entsetzt. Der König von Polen[21]) hatte sich, allen Gegenbemühungen der französischen Partei zum Trotz, eben im Angesichte der türkischen Gefahr, die sonst auch ihn erreicht haben würde, auf die Seite von Oesterreich geschlagen; durch seine Tapferkeit hat er zum Erfolg am entschiedensten mitgewirkt, die ganze Ehre davon ward ihm zuteil: nicht Ludwig XIV., sondern

der König von Polen erschien im Licht eines Retters der Christenheit. Man begreift es, wenn die Franzosen in den allgemeinen Jubel von Europa nicht einstimmten. In dem Bestreben begriffen, ihr Reich aufzurichten und nach allen Seiten hin unantastbar zu befestigen, zögerten sie, den alten Ruhm ihrer Vorfahren, welche den allgemeinen Streit des Abendlandes wie den ihrigen durchfochten, zu erneuern. Sie wollten, so scheint es, erst das eine, dann das andere tun, die allgemeine Gefahr sogar zum Hebel ihrer besonderen Belangen machen, erst in dem Augenblick, wo sie am dringendsten geworden sei, entscheidend eingreifend. Irren wir uns, wenn wir an dieser Stelle das Geschick der Dinge wahrzunehmen glauben? Bis dahin hatte Ludwig XIV. die erste Rolle in Europa gespielt; die größte Angelegenheit aber, die in seine Zeit traf, der sich in voller Heftigkeit erneuernde Kampf zwischen Morgenland und Abendland wurde durch die ihm entgegengesetzten Kräfte und Bündnisse entschieden. Diese nahmen sich nun im Gegensatz mit ihm mächtig wieder auf, um ihm dereinst feindlich zu begegnen. Man kann nicht anders als den heldenhaften Brandenburger bedauern, der durch die Verwicklung der Umstände und die Staatskunst des Augenblickes davon abgehalten wurde, dem Kaiser seine Hülfe zu leisten[22]). Er hatte ihm 18 000 Mann der geübtesten Truppen versprochen, wenn er den Frieden mit Frankreich schließe; denn erst alsdann werde er über die gesamten Kräfte des Reiches gebieten und nichts mehr zu fürchten brauchen. Allein das war nun das Geschick der Welt, daß die Türken nicht durch eine gemeinschaftliche Anstrengung, noch auch die vereinigte Kraft des Deutschen Reiches, sondern durch eine Verbindung Oesterreichs und seiner Bundesgenossen mit den östlichen Mächten zurückgetrieben werden sollten.

Auf die zwischen Frankreich und dem Deutschen Reiche obwaltenden Streitigkeiten hatte das türkische Ereignis, wenn es damit auch nicht in unmittelbarem Zusammenhang stand, gleichwohl einen großen Einfluß. Ludwig XIV., der bei der ersten Nachricht von dem bevorstehenden Zuge der Türken die Umschließung von Luxemburg aufgehoben hatte, und zwar, wie er verkündigte, um die Verteidigung gegen jene nicht zu hindern — denn er wollte zwar noch nichts gegen sie unternehmen, aber auch um keinen Preis als ihr Verbündeter

erscheinen — wurde im Sommer 1683 bewogen, auch in deutschen Sachen von der Strenge seiner Forderungen nachzulassen. Er bestand nicht mehr auf einer endgültigen Annahme der von ihm vorgelegten Bedingungen durch einen förmlichen Friedensvertrag, sondern nur auf den Abschluß eines langjährigen Stillstandes.

(Er wurde 1684 zu Regensburg auf zwanzig Jahre abgeschlossen; aber schon 1688 brach ihn Ludwig XIV., siehe unten Seite 307.)

Nr. 2. Die Verwüstung der Pfalz durch die Franzosen 1689 [23]).

I. Einheit und Macht des französischen Staates (1687/88).

In der Natur vorwaltender Mächte liegt es nicht, sich selbst zu beschränken, die Grenzen müssen ihnen gesetzt werden.

War das nicht schon einst mit dem altrömischen Reiche der Fall? Die deutschen Kaiser, welche es fortzusetzen berufen zu sein glaubten, sind nie zu vollkommener Uebermacht gelangt, aber schon, daß sie diesen Anspruch machen konnten, reichte hin, die unabhängigen Staaten und Länder zum Widerstand gegen sie aufzurufen. Bei weitem besser wurde die Herrschaft des Papsttums durchgeführt. Wer weiß jedoch nicht, wie zuerst der Kampf gegen die Ausdehnung der kirchlichen Macht über das Gebiet der weltlichen, und da dieser nicht zum Ziele führte, gegen den geistlichen Grundsatz der Päpste die Welt des Mittelalters nach und nach zersetzt hat. Denn nicht zufrieden mit der Zurückweisung drückender Ansprüche, erreichen die großen Gegensätze dieser Art das innerste Selbst der vorherrschenden Gewalten und bringen allgemeine Veränderungen hervor. Das neuere Europa hatte schon zweimal etwas Aehnliches erlebt; im 16. Jahrhundert, als Karl V. das Kaisertum, wie er es besaß, zum weltumspannenden Uebergewicht zu erheben suchte, und in der ersten Hälfte des 17., als die, wenngleich unter zwei Häuptern, doch wieder engvereinte spanisch-österreichische Macht, durch plötzliches Waffenglück gehoben und durch den Zug der Herstellung des Katholizismus gefördert, die unabhängige

Entfaltung neubegründeter Bildungen erdrücken zu wollen schien. Hierüber waren die großen europäischen Kriege jener Zeiten ausgebrochen, die eine neue Ordnung europäischer Staaten begründeten. Eben in denen hatte die französische Krone die hohe Stufe der Macht, die sie einnahm, errungen. Nun aber entwickelte auch sie ihrerseits Bestrebungen, welche nicht allein die Unabhängigkeit ihrer Nachbarn, sondern auch die allgemeine Freiheit von Europa bedrohten. Wir haben gesehen, wie sich an allen Seiten ein Gefühl der Notwendigkeit des Widerstandes gegen sie regte; ein abermaliger Weltkampf stand bevor. Ehe wir daran gehen, ihn zu schildern, fassen wir noch einmal die Lage der Dinge, die ihn veranlaßte, ins Auge.

Wir nehmen nicht an, daß die Einherrschaft Ludwigs XIV. mit unbedingter Notwendigkeit aus den früheren Zeiten und Richtungen hervorgegangen sei. Die Vorstellungen Heinrichs IV., der zur bourbonischen Größe den Grund legte, trugen doch einen ganz anderen Wesenszug; abweichende Richtungen in vielem Bezug verfolgten Richelieu und Mazarin; in den ersten Jahrzehnten dürfte Ludwig XIV. selbst ein anderes Endziel vorgeschwebt haben. Denn *nicht wie Naturgewächse erheben sich die Gebilde der Staaten; in ihren Abwandlungen hängt fast das Meiste von den Umständen, der Sinnesweise der Menschen, wie sie eben zueinander sind, den zu überwindenden Gegensätzen, dem Zwecke, welchen die vorwaltenden Geister in jedem Augenblicke verfolgen, und dem Glück ab, mit dem das geschieht. Wenn irgendwo, so greifen hier Freiheit und Notwendigkeit ineinander. Was dem freien Entschlusse angehört, indem man es versucht, wird unwiderruflich, in seinen Wirkungen von jedem menschlichen Willen unabhängig, ein Glied in der Kette der allgemeinen Notwendigkeiten, sobald es getan ist, und beherrscht die Folgezeit.*

So hatten Umstände, deren niemand Meister war, und einige große Persönlichkeiten zur Aufrichtung der Einherrschaft Ludwigs XIV. zusammengewirkt. Man dürfte sie nicht als ein Werk der Willkür bezeichnen. Denn nachdem einmal, ohne daß dabei viel Wahl gewesen

wäre, der große Kampf gegen Spanien unternommen worden und die dem königlichen Ansehen widerstrebenden französischen Großen sich in ihn ziehen und zuweilen zur Parteinahme für den auswärtigen Feind hatten fortreißen lassen, war aus dem inneren und äußeren Kriege zusammen diese zugleich in Europa überaus gewaltige und im Innern wenig beschränkte Macht hervorgegangen. Die Gewalt der Krone erschien als die Hervorbringung dieses zweifachen Sieges.

So stark nun im Innern die Hand empfunden wurde, welche die Zügel ergriffen hatte, so darf man doch den allgemeinen Gehorsam, den sie fand, nicht lediglich von dieser Gewalt herleiten. Die Hingebung der Großen wie des Adels, die fast ununterbrochene Ruhe der Landschaften, die Anhänglichkeit des Bürgerstandes beruhten noch auf einem anderen, tieferen Grunde. Es waren die großen Gedanken der Einheit des Volkstums, einer durchgreifenden gesetzlichen Ordnung und einer ruhmvollen Stellung in der Welt, die dem Königtum, welches sie vertrat, Dienstwilligkeit und selbst freudiges Anschließen verschafften. An Generalstände dachte man in Frankreich auch deshalb wenig, weil sich an ihren Namen eine Erinnerung an die alten Entzweiungen knüpfte. Damals schienen sie unnütz, da das siegreiche Königtum Mittel gefunden hatte, Frankreich groß und blühend zu machen; niemand verlangte nach ihnen. In ihren bestimmten Wirkungskreisen bewegten sich Landstände und Parlamente; der Rat des Königs stellte die allgemeinen Belangen dar; der König meinte fast durch besondere göttliche Veranstaltung in deren Verwaltung nicht irren zu können.

Wie oben angedeutet, ließe sich vielleicht noch darüber streiten, was für ein großes Volk förderlicher ist, die unbedingte Einheit oder das Bestehen verschiedener Bildungsformen und selbst Religionsübungen in ihrem Schoße. Der Zusammenhang einer freien geschichtlichen Entwicklung scheint das letztere zu fordern; eine reichere Fülle lebensfähiger Erscheinungen, wie das Beispiel von Deutschland zeigt, vielleicht auch eine mannigfaltigere und kernhaftere persönliche Ausbildung wird dadurch möglich. In Frankreich jedoch hatte der Gedanke der völkischen Einheit den Sieg errungen, ihr hauptsächlich sind die Protestanten zum Opfer gefallen. Ihr auf bestimmten Gesetzen beruhendes Recht, ihre große Zahl, der unberechenbare Nutzen, den

sie durch gewerbliche und kaufmännische Tätigkeit dem Staate leisteten, fielen in die Wagschale für sie. Aber diese Rücksichten verschwanden vor den Bestrebungen der religiösen und staatlichen Einheitlichkeit. Man wollte eine Genossenschaft nicht dulden, die, wie in dem Grunde ihres Glaubens, so in ihrer Lehransicht und ihrer Verfassung auf sich selbst beruhte. Der Geist der Staatseigenart kam dem Königtum in seinem Gegensatz mit ihr zur Hülfe. Wir wissen wohl, wie wenig dabei Ludwig XIV. an der Herstellung der Herrschaft des römischen Stuhles lag, dessen Ansprüche er vielmehr, insofern sie ihm in der Ausübung seiner weltlichen Gewalt hätten hinderlich werden können, tatkräftig bekämpfte. Die Unterdrückung des Protestanten, durch welche die Körperschaft der Geistlichkeit ein seit mehr als einem Jahrhundert im Auge behaltenes Ziel erreichte, war der Preis, für den sie mit dem König gemeinschaftliche Sache gegen das Papsttum machte. Diese beiden Dinge zusammen gaben dem Volkstum das Gefühl und Bewußtsein auch einer religiösen Einheit, in welcher sich katholische Rechtgläubigkeit und kirchliche Unabhängigkeit mit dem Gedanken des Königtums verschmolzen. Der Grund, weshalb die Jansenisten [24]) die Gnade des Königs nie erlangen konnten, lag darin, daß sie den religiösen Dingen eine eigene Berechtigung vorbehalten wollten, welche in der völkischen Einheit und Macht nicht aufging.

II. Anlaß und Ausbruch des Krieges 1688.

Schon hierüber geriet Frankreich in ein fortwährendes Mißverständnis. Jeder Schritt der Gewalt, welcher gegen die Neubekehrten, die ihrer Prediger und ihrer alten Religionsübung beraubt, aber mit nichten eigentlich übergetreten waren, ausgeübt wurde, vermehrte nicht allein deren Aufregung, sodaß sie ebenso schlechte Untertanen wie Katholiken wurden, sondern erweckte eine allgemeine Abneigung in den protestantischen Ländern, die sich unter dem Einflusse der ankommenden Flüchtlinge zu Haß und Abscheu steigerte. Wir berichteten schon, daß die katholische Welt die kirchliche Haltung von Frankreich großenteils ebenfalls mißbilligte und die Sache des

Papstes für die gerechtere hielt. Für den König war es ein Gegenstand der größten Aufmerksamkeit und Anstrengung, auf der einen Seite den Zusammenhang der Kirchenfürsten des Reiches mit dem römischen Hofe, von dem sie sonst so viel Vorteil und Förderung erwarteten, auf der anderen die Berührung der ihrer Prediger beraubten Untertanen mit den protestantischen Ländern zu verhindern oder doch zu beaufsichtigen.

Einen anderen Beweggrund europäischer Irrungen bildeten die Handelsbestrebungen des französischen Staates, die so tief mit dessen Wesen zusammenhingen. Um den französischen Handel gegen eine plötzlich erwachte Strenge der spanischen Zollbeamten zu schützen, ließ Ludwig XIV. im Jahre 1686 seine Flotte vor dem Hafen von Cadiz erscheinen, worauf die Spanier nachgaben. Jeder Veränderung in den Handelseinrichtungen, welche den Verkehr der Holländer nachteilig berührte, antworteten diese mit Erhöhungen der Zollsätze, durch welche der französische Handel in Schaden geriet. Diese Feindseligkeiten umspannten die Welt. Im Jahre 1686 ward eine Unterhandlung mit den Türken unternommen, um die Holländer von dem Handel mit dem türkischen Reiche womöglich auszuschließen. Die Vorteile, welche England und Venedig in der Levante genossen, die Waren, die sie brachten, die Menschen, deren sie sich bedienten, die Art und Weise ihres Verkehrs waren stets der Gegenstand eifersüchtiger Aufmerksamkeit der französischen Staatsleitung, welche jedes Mittel wahrnahm, den Handel im Schwarzen Meer und den Verkehr zwischen dem Westen von Europa und Konstantinopel ausschließend in französische Hände zu bringen. Dazu eben diente ihr, daß sie sich von dem Kriege der östlichen Mächte gegen die Türkei fernhielt.

Aber die allgemeinste Bewegung erregten die Verhältnisse zwischen dem französischen und dem deutschen Reiche, die aus der gewaltsamen Besitznahme deutscher Grenzlande entsprungen waren. Wir müssen ihres damaligen Fortganges etwas näher gedenken. Einmal hielt der Zustand einer einstweiligen Abtretung alles in fortwährender Spannung. Der König betrachtete sich in den ihm durch den Regensburger Waffenstillstand [25]) überlassenen Gebieten als Herr und Meister, aber die deutschen Reichsstände sahen in Ausübung eigentlicher Hoheitsrechte eine Eigenmächtigkeit des Königs, die nicht zu

dulden sei; auf den Reichstagen drängten sich die Beschwerden über sein Verfahren. Und in kurzem gewann es das Ansehen, als denke Ludwig XIV. an eine neue Besitzergreifung. Nach dem Aussterben der simmernschen Linie des Hauses Pfalz erhob er im Namen der Tochter des letzten Kurfürsten aus diesem Hause, Gemahlin seines Bruders Philipp[26]), Anspruch auf einen ansehnlichen Teil der Rheinpfalz, Simmern, Lautern, Sponheim, Germersheim.

Dazu kam der Streit um die Besetzung des erzbischöflichen Stuhles von Köln, der seit dem 3. Juni 1688 erledigt war. Ludwigs XIV. Bewerber war der Bischof von Straßburg, Kardinal von Fürstenberg, die Minderheit des Kapitels wählte den Dombechanten von Eldern, der die Bestätigung des Papstes erhielt.

Von Wien und von Regensburg sowie vom Haag ward Ludwig XIV. geschrieben, man halte dafür, nach der Auswanderung so vieler Protestanten mit einem so großen Teil des Volksvermögens, und von den übrigen mit Empörung bedroht, werde er nicht mehr fähig sein, einen großen Krieg zu bestehen. Sein Ehrgeiz war, zu beweisen, daß seine Unternehmung gegen die Protestanten ihn nicht im mindesten geschwächt habe, daß für ihn der Krieg noch immer leichter sei als für irgend einen von den anderen Fürsten von Europa. Ein großes Ereignis jener Tage trug bei, ihn in dieser Haltung zu befestigen. Den Waffenstillstand, auf dem der allgemeine Friede beruhte, hatte man in Deutschland angenommen, weil man nicht zugleich einen doppelten Krieg, gegen die Franzosen und gegen die Türken, führen konnte; der König hatte ihn beliebt, weil er nicht geradezu als der Verbündete der Türken erscheinen mochte. Seitdem aber war in den Verhältnissen des südöstlichen Europa ein vollkommener Umschwung eingetreten. Noch niemals seit dem Bestehen ihres Reiches hatten die Türken Niederlagen erlitten wie in diesem Kriege, in welchem Venezianer, Polen, Russen den Anstrengungen des Kaisers und des um den Kaiser her vereinigten Reiches zur Seite traten. Da zuerst eroberte das Haus Oesterreich die Herrschaft über Ungarn, in einer großen Schlacht[27]), wie sie einst auch die Türken durch eine solche gewannen; fast auf denselben Feldern ward sie geschlagen. Hierauf fielen ihre festen Plätze einer nach dem anderen in die Hände ihrer Feinde. Die Ungarn erkannten den Kaiser als ihren erblichen König an; endlich, am 6. September 1688, ward auch das große

Bollwerk, an dessen Besitz sich die Herrschaft über das Gebiet der unteren Donau knüpfte, die Stadt Belgrad, von den deutschen Fürsten und Heerscharen, welche die Sache des Kaisers führten, erstürmt. Welch ein Wechsel in wenig Jahren! Im Jahre 1683 war Wien in Gefahr, den Türken in die Hand zu fallen; im Jahre 1688 baten die Türken um Frieden, und in Wien ward überlegt, ob man ihnen diesen gewähren oder den Krieg bis zur Eroberung von Konstantinopel, welche möglich schien, fortführen solle. Der Kaiser Leopold nahm im östlichen Europa eine Stellung ein, wie noch niemals einer seiner mächtigsten Vorfahren; er ward wieder mit einem gewissen Rechte als das Haupt der Christenheit betrachtet. Daß er das sei, war ein Beweismittel, mit dem man ihn zur Fortführung des Krieges zu bewegen suchte. Für unbegründet darf man es nun wohl nicht erklären, wenn die Franzosen Besorgnisse für sich selbst und ihre Verhältnisse zu Deutschland hieraus schöpften. Hatten sie früher oftmals behauptet, der Kaiser denke daran, mit den Türken Frieden zu schließen, um seine Waffen gegen sie zu wenden, so machte das jetzt mehr Eindruck, da der Friede auch von den Türken gesucht wurde. Und konnten nicht, nachdem die Dinge sich so ganz geändert hatten, die kaiserlichen und deutschen Kriegsvölker allenfalls auch nach beiden Seiten sich schlagen, der französischen und türkischen? Der Kaiser hatte erklärt, er werde den Stillstand halten; aber niemals war er zu dem Versprechen gebracht worden, den einstweilen zugegebenen Zustand in einen endgültigen zu verwandeln. Abgesehen von allen Plänen, die man ihm beimaß, in der Umgestaltung der Machtverhältnisse lag ein Grund der Besorgnis für die Franzosen; kein anderes freilich als eben das, daß die Deutschen stark genug werden dürften, die Auslegung des Münsterer Friedens, welcher dem Sinne, in dem sie ihn geschlossen hatten, entsprach, nun auch ihrerseits mit Nachdruck wieder geltend zu machen....

Im September 1688 schickte sich Ludwig XIV. zu offenem Bruche an. Der allerchristlichste König hatte keinen anderen Bundesgenossen, der die Waffen hätte ergreifen können, als die Türken, welche sie für sich selbst führten. Dadurch nahm nun aber der Krieg, den Louvois [28]) nicht ohne gewichtige Gründe, aber zur ungünstigsten Stunde angeraten, und den man in kürzester Frist glücklich zu beendigen ge-

meint hatte, eine überaus weitaussehende Gestalt an. Louvois hatte gehofft, die obschwebenden Irrungen mit dem Deutschen Reiche durch einen raschen Schlag zu beendigen, er hatte neue Entzweiungen in Deutschland erwartet. Aber nicht allein hielt sich das Deutsche Reich in einer ungewohnten Eintracht, wie man sie seit Jahrhunderten nicht erlebt hatte und in den folgenden Zeiten kaum einmal wieder erleben sollte — protestantische und katholische, geistliche und weltliche, süddeutsche und norddeutsche Belangen standen zueinander —, sondern auch das Haus Oesterreich erhob sich, obgleich der Anlauf diesmal nicht gerade gegen seine besonderen Gebiete ging, in dem Bewußtsein der künftigen Gefahr für sie mit Glück und Kraft; es stellte sie vor den Augen von ganz Europa fest. Holland wollte nicht immer aufs neue für sein Dasein fürchten müssen, sondern sich dem Bedrängnisse ein für allemal entschlagen; und was die Hauptsache ist, England schickte sich zu einem ernstlichen Kampfe gegen Frankreich an.

III. Die Verwüstung der Pfalz, 1689.

Noch zwei Tage früher, als Vauban angekündigt hatte, war Philippsburg und gleich darauf die gesamte Pfalz in die Hände des Dauphin gefallen; eine Denkmünze rühmt ihn, daß er innerhalb eines Monats zwanzig Städte in Besitz genommen habe. Tief in Schwaben und Franken trieben die Franzosen Brandschatzungen ein. Schon in der Mitte des Oktober 1688 erschien Marquis Boufflers an der Spitze von 20000 Mann vor Mainz. Es war erst fünfzehn Jahre her, daß ein weitschauender und tatkräftiger Kurfürst-Erzbischof[29]) seine Hauptstadt regelmäßig hatte befestigen lassen, damit, durch die neuen Bollwerke gesichert, Fürst und Kapitel ruhig bei Land und Leuten bleiben möchten. Kaum aber zeigte sich eine feindliche Macht vor den Bollwerken, so hatte weder der Fürst noch sein Kapitel den Mut, sich ihrer zu bedienen, die Verteidigungswerke zu verteidigen. Bei der geringen Anzahl der Mannschaften, über die sie geboten, schienen ihnen gerade der Umfang der Werke die Behauptung unmöglich zu machen. Sie wurden den Franzosen ohne Widerstand eingeräumt, die nun sofort Hand anlegten, sie noch zu verstärken, und eine Besetzung hineinwarfen, welche sie zu halten vermochte.

Koblenz und Köln wurden noch durch rechtzeitiges Eintreffen nachbarlicher Hülfe geschützt. Aber wie Trier, von seinem Erzbischof verlassen, in der Tat nicht hatte gerettet werden können, so wurden die Festungen des Kölner Erzstiftes, Neuß, Bonn, Rheinberg und Kaiserswerth, von dem Kardinal Fürstenberg aus freien Stücken den Franzosen überliefert; diese sollten sie für ihn gegen Kaiser und Reich behaupten. Auf diese Weise waren die Franzosen Meister der vier vorliegenden Kurfürstentümer geworden; sie beherrschten den Rhein weit und breit an beiden Ufern, sowie den Neckar. Unschätzbare Vorteile, wenn nun der Krieg mit den zuerst gefaßten Absichten weitergeführt werden konnte; sie waren recht geeignet, die deutschen Vaterlandsfreunde, die von der Haltbarkeit ihrer Festungen und Städte einen ganz anderen Begriff gehabt hatten, zu entmutigen und sie zur Annahme des Friedens zu stimmen. Aber als der große Bund geschlossen ward[30]), fühlte sich alles in demselben Grade zum Widerstand angefeuert, da es am Tage lag, daß Frankreich nunmehr Feindseligkeiten von größerer Nachhaltigkeit zu bestehen haben würde als bisher.

Zunächst hatten die Franzosen für Verstärkung der Verteidigungsanstalten längs des Ozeans Sorge zu tragen. Bei 50 000 Mann Landwehr, welche die Pfarrer stellen mußten, wurden an den Küsten von Guienne, Bretagne und Normandie verteilt und geübten Offizieren zur Einübung anvertraut, um die bedroht scheinenden Punkte zu schützen. Besonders auf Guienne war die Aufmerksamkeit gerichtet, wie denn in der Tat in England gleich anfangs ein Anfall auf diese Landschaft beabsichtigt worden ist, weil sie noch Hugenotten in Menge enthielt, von denen man meinte, sie würden sich bei der ersten Gelegenheit erheben. Galeeren wurden daselbst instand gesetzt, um jede Annäherung kleiner Fahrzeuge zu verhindern. Aber überdies mußte der Krieg in den Niederlanden und an den Pyrenäen geführt werden. Die Franzosen versicherten zwar, daß sie 300 000 Mann aufstellen und von diesen gewiß die Hälfte im offenen Felde würden verwenden können, aber wenigstens in dem ersten Feldzuge haben sie diese Anzahl nicht von ferne erreicht. Wohlunterrichtete Männer berechnen, daß sie anfangs an den Pyrenäen 10 000, in den Niederlanden etwa 40 000 Mann, in Deutschland gewiß ebenfalls nicht mehr im wirk-

lichen Dienst hatten. Wie es sich aber auch mit der Richtigkeit dieser Ziffern verhalte, auf keinen Fall waren die Franzosen stark genug, alle die Plätze, welche sie am Mittelrhein besetzt hatten, zu behaupten. Die Unfähigkeit, dies zu bewirken, die Verlegenheit, in die sie dadurch gerieten, führte sie zu einer gräßlichen Handlung. Sie entschlossen sich, von den eingenommenen Plätzen nur die beiden mit den besten Werken versehenen, Philippsburg[31]) und Mainz, ernstlich zu verteidigen. Was sollte aber mit den übrigen geschehen? Sollten sie den vordringenden deutschen Heeren einfach wieder überlassen werden?

Vauban hatte von der Stadtfeste von Mannheim, Friedrichsburg, die mehr durch Verrat als Ueberlegenheit der Waffen gewonnen worden, bemerkt, daß man sie um keinen Preis wieder in die Hände der Deutschen dürfe geraten lassen; sie könnte dann an dieser wichtigen Stelle bis zur Unbezwinglichkeit befestigt werden und jetzt oder in Zukunft viel zu schaffen machen. Dann äußerte Marschall Duras, der mit dem Oberbefehl am Rhein betraut war, für die Verteidigung von Mainz und Philippsburg werde aus jenen zwar nur mittelgroßen, aber begüterten Ortschaften eine Gefahr entspringen, da sie dem deutschen Heere Hülfsquellen zu seinen Angriffen bieten würden. Folgerichtigermaßen regte sich der Gedanke und ward von dem erbarmungslosen Louvois ergriffen, daß es das beste sei, die Städte zu zerstören und ihre Einwohner nach dem französischen Gebiete wegzuführen. Man wünschte besonders die Pfalz in einen so wehrlosen Zustand zu setzen, daß der Kurfürst nicht daran denken könne, dahin zurückzukehren und wieder festen Besitz zu ergreifen. Aber auch die Bemerkung soll gemacht worden sein, daß dann um so leichter zwischen den Verbündeten wegen der Unterkünfte Streit ausbrechen werde! In früheren Zeiten war immer der gute und der böse Krieg unterschieden worden. Daß die Maßregel, die Frankreich vorhatte, allem Kriegsgebrauch entgegenlief und unbeschreibliches Unheil über ein großes blühendes Land verhängte, konnte diejenigen nicht irren, die einer vermeinten Beleidigung wegen Genua beschlossen, dem Vorurteil der religiösen Einheit zuliebe Hunderttausende ihrer eigenen Angehörigen mit den äußersten Gewalttätigkeiten bedrängt und schon in dem letzten Kriege ähnliche Verwüstungen, wiewohl in kleinerem Umfange, angeordnet hatten. Sie hatten nur dafür Sinn, daß sie

dadurch in den Stand kommen würden, die eingenommene Heeresstellung im ganzen zu behaupten; wie den Einwohnern von Speier angekündigt worden ist, der König habe nicht Truppen genug, eine so große Stadt wie die ihre zu bewahren, aber auch der Feind dürfe hier keinen Unterhalt finden, nicht die Handreichung eines einzigen Menschen solle ihm zugute kommen, deshalb müsse Speier geschleift und verlassen werden; nicht etwa durch Mißvergnügen über die Einwohner werde der König zu diesem Entschlusse bestimmt, die Beschaffenheit der Dinge bringe es so mit sich. Wie Speier, so wurden Worms, Mannheim und Heidelberg der Verwüstung preisgegeben; die Schlösser und Dörfer, die Zinnen der Mauern und die Bürgerwohnungen, die Rathäuser und die Dome, die Brücken über die Flüsse, die Grabstätten der alten Kaiser: der Besitz des lebenden Geschlechtes und die Denkmale der Vergangenheit, unschätzbar in diesem alten Lande der Gesittung. Man kann noch heute die Holzschnitte der Zeit, in denen über den Türmen und Dächern so vieler altberühmten und kunstgeschmückten Städte die herausschlagenden Flammen und die darüberliegenden Rauchwolken abgebildet sind, nicht ohne Herzeleid ansehen.

Der Herzogin von Orleans, Elisabeth Charlotte, hatte man den Dauphin, als er nach Philippsburg ging, als ihren Ritter bezeichnet, der ihr Recht an die Pfalz mit dem Schwerte verteidige, und sie meinte später selbst, daß die Erinnerung an sie, die alte Hingebung an ihr Haus dazu beigetragen habe, daß er in der Pfalz so gut wie keinen Widerstand fand. Aber von Anfang an ahnte sie Unheil. Zum Erstaunen und Mißfallen des Hofes und des Königs verhielt sie sich schweigsam bei der Verteidigung ihrer Rechte oder äußerte sich mit Kälte und Besorgnis. Wie mußte sie es empfinden, als die Dinge nun trotz der Bitte, die sie für Mannheim und Heidelberg einlegte, eine so entsetzliche Wendung nahmen. Sie betrachtet sich als die Ursache zu dem Untergang ihres Vaterlandes[32]), den sie von der Ferne mit durchlebt, als wenn sie gegenwärtig wäre; mitten im Schlaf fährt sie auf, und alles stellt sich ihr vor, wie es früher gewesen war, sich unter dem fürsorgenden Auge ihres Vaters erst recht gestaltet hatte und wie es nunmehr geworden sein mußte und in welchem Zustande sie sich selber befand; in lautem Weinen brachte sie die Nächte zu.

Wenn aber diese Gewaltsamkeiten dienen sollten, Mainz zu verteidigen, so ward der Zweck dadurch nicht erreicht. Die deutschen Streitkräfte, welche sich unter dem Herzog von Lothringen[33]) sammelten, wurden durch die Hülfstruppen, welche der Kurfürst von Bayern[34]) freiwillig herbeiführte, stark genug, um zugleich die Belagerung der Stadt zu unternehmen und die Belagernden vor einem Entsatz zu schützen. Aus den großen Lagerhäusern von Frankfurt und Koblenz ward das Heer ununterbrochen auf das beste verpflegt. Die französische Besetzung, die aus mehr als 10000 Mann bestand, wehrte sich gut; aber noch ehe der Versuch, sie zu entsetzen, zu dem sich Duras eben anschickte, ernstlich gemacht werden konnte, sah sie sich bereits zur Uebergabe genötigt. Indessen waren Rheinberg, Kaiserswerth und Bonn durch die brandenburgischen Waffen bezwungen worden. Wie ein Jahrhundert später, so haben schon damals die Deutschen die Gebiete am mittleren und niederen Rhein, die den Franzosen auf das leichteste in die Hände geraten waren, mit ungeheueren Anstrengungen wieder eingenommen. Am oberen Laufe dieses Stromes dagegen konnten sie nichts unternehmen; auch in den nächsten Jahren richteten sie daselbst nichts aus. Den Franzosen kam es für die Behauptung ihrer dortigen Stellung sehr zustatten, daß Kaiser und Reich einen ansehnlichen Teil ihrer Streitkräfte an der türkischen Grenze verwenden mußten.





Anmerkungen.

A. Das Zeitalter der Reformation und Gegenreformation, 1517—1648.

I. Südeuropa.

1. Italien.

1) Historisch-biographische Studien (Sämtliche Werke 40. u. 41. Band), S. 222—232, 235, 237/238, 247, 254—257, 259, 320, 327—332.

2) Begründet durch Cosimo (gest. 1429), ihm folgten zu Savonarolas Lebzeiten Pierro (gest. 1469), Lorenzo I. (gest. 1492) und Lorenzo II. (gest. 1519).

3) 1464—1471.

4) Brief an seinen Vater vom 25. 4. 1475. (Ranke.)

5) 1471—1484.

6) Brief vom 25. 1. 1490. (Ranke.)

7) 1484—1492.

8) Herrschte von 1483—1498. Er eroberte 1495 Neapel, mußte aber infolge des Bundes zwischen Papst, Kaiser, Mailand, Venedig und Aragon nach Frankreich zurückkehren.

9) Papst 1492—1503, sittenlos, aber staatsmännisch und künstlerisch veranlagt.

10) Thomas von Aquino.

11) Geb. 1475, gest. 1507; wurde 1493 Kardinal, 1497 Herzog der Romagna. Fiel 1507 vor Viana bei Pamplona.

12) Leihanstalt, 1462 zu Perugia zuerst gegründet. Noch heute gibt es in Italien solche „Monti di pietà“. Vgl. unten Seite 331, Anm. 46!

13) 8. April 1498.

14) Savonarola und zwei Mitbrüder aus dem Kloster.

15) Zur Geschichte der italienischen Kunst, 6 (Abhandlungen und Versuche, neue Sammlung), Sämtliche Werke 51. und 52. Band, Seite 157—159, 278, 312—314.

16) Michelangelo B., geb. 1475 zu Caprese, gest. 1564 zu Rom.

17) Geb. 1483, gest. 1520 zu Rom.

18) Römische Päpste I, S. 117—129 und 151/152.

[19]) Der Held zahlreicher Ritterromane des 16. Jahrh.; die früheste uns erhaltene Fassung stammt von dem Spanier Garcia Ordoñez de Montalvo, Salamanca 1519.

[20]) Vgl. Band I der Auswahl, S. 275, Anm. 8.

[21]) Südlich von Manresa, 1238 m hoch; auf halber Höhe die Benediktinerabtei M.

[22]) Entspringt in den Ostpyrenäen, fließt am Monserrat vorüber und mündet südlich von Barcelona ins Mittelmeer.

[23]) Gestiftet von dem Ingolstädter Kanonist Weishaupt (1776) mit dem ausgesprochenen Zwecke, dem „Pfaffen- und Junkerregiment" den Garaus zu machen. Rankes Meinung, die Jesuiten seien nach Aufhebung ihres Ordens (1773) Illuminaten geworden, ist ein krasser Irrtum.

[24]) Alcalá, 1508 von dem Kardinal Ximenes gestiftet, 1807 aufgehoben, 1837 nach Madrid verlegt; Salamanca, vom 13.—17. Jahrh. die berühmteste Hochschule Spaniens.

[25]) Geb. 1506 in Savoyen, gest. 1546 zu Rom; von der katholischen Kirche selig gesprochen.

[26]) Geb. 1506 zu Pamplona, gest. 1552. Er reiste 1541 nach Indien, 1549 nach Japan und starb auf der Insel Sancian, im Begriffe, den Boden Chinas zu betreten.

[27]) Geb. 1515 zu Toledo, gest. 1585 zu Neapel.

[28]) Geb. 1512 zu Almazan (Kastilien), gest. 1569 zu Rom; er wurde 1558 nach dem Tode des hl. Ignatius von Loyola General des Jesuitenordens.

[29]) Geb. 1511 in Bobadilla (Bist. Valencia), gest. 1590 in Loreto; er war ein scharfer Gegner des Augsburger Interims von 1548.

[30]) Geb. 1476, legte 1524 alle geistlichen Würden nieder und gründete den Orden der Theatiner. 1536 wurde er Kardinal und Erzbischof von Neapel, eifrig um die Erneuerung des kirchlichen Lebens bemüht, 1555 Papst, starb aber schon 1559.

[31]) Oder Paulaner, 1530 zu Mailand gegründet zur Verbreitung eines wahrhaft christlichen Lebens durch Predigten und Ausspenden der Sakramente, nach dem 1538 bezogenen Kloster des hl. Barnabas genannt.

[32]) Vgl. diesen Auswahlband unten Seite 55 f.

[33]) Geb. 1510, trat er 1546 nach dem Tode seiner Gattin in den Orden, wurde 1565 Ordensgeneral, starb 1572; 1671 wurde er heilig gesprochen.

[34]) Päpstlicher Gesandter in Wien bei König Ferdinand I.; er war 1541 in Worms, 1555 in Augsburg.

[35]) Philipp lag damals im Kriege mit dem Papste Paul IV., der die spanische Herrschaft über Neapel nicht dulden wollte.

[36]) Römische Päpste, I. Band, S. 229—244.

[37]) Geb. 1538 zu Arona (Langensee), gest. 1584 zu Mailand; Hauptförderer der katholischen Erneuerung durch den Abschluß der Trienter Kirchenversammlung (1563) und durch die rückhaltlose Durchführung der Beschlüsse

in seinem Sprengel Mailand mit Hilfe der Jesuiten und anderer Gesellschaften und Orden. 1610 wurde er heilig gesprochen.

[38]) 1555—1559.

[39]) Sie enthielt das Verzeichnis der jeweilig zu Recht bestehenden, dem Papste vorbehaltenen kirchlichen Zensuren (Strafen), jährlich feierlich am Gründonnerstag verkündigt. Die jetzt gültigen Zensuren finden sich in der Verordnung „Apostolicae sedis“ von 1869.

[40]) Venezianischer Gesandte.

[41]) 1519—1574. Vgl. Rankes Aufsatz „Filippo Strozzi und Cosimo Medici, der erste Großherzog von Toscana“. (Historisch-biographische Studien, Sämtl. Werke Bd. 40/41, S. 359—445.)

[42]) Geb. 1495 zu Palermo, wurde 1524 Bischof von Verona, Ratgeber Leos X. und Klemens' VII., starb 1543. Er gab die griechischen Kirchenväter und Uebersetzungen aus dem Griechischen heraus.

[43]) Orden, im 12. Jahrh. aus einer Büßerbruderschaft gegründet nach der Satzung des hl. Benedikt. Von Pius V. wegen der von den Humiliarden auf den hl. Karl Borromeo gemachten Mordanschläge 1571 aufgehoben.

[44]) Geb. 1522 zu Bologna, gest. als Kardinal in Rom 1597; er war hervorragend an den Erneuerungsbeschlüssen der Trienter Kirchenversammlung beteiligt.

[45]) Des hl. Ambrosius, 1578 vom hl. Karl B. gestiftet, zur freien Verwendung des Bischofs für die Seelsorge; 1844 wegen Mitgliedermangel aufgehoben, 1848 jedoch wiederhergestellt, 1857 nach England verpflanzt.

[46]) Siehe oben Anm. 31.

[47]) Er mußte einige Zeit auf die Verwaltung seines Sprengels verzichten und 16 lutherisch klingende Sätze aus seinem „Comentarios sobre el catecismo Cristiano“ (1558) abschwören. Doch starb er schon bald darauf (1576), nachdem er seit 1559 in Haft gehalten war.

[48]) = Glaubensakt, d. h. die feierliche Verkündigung der spanischen Inquisition.

[49]) Die maßlose Uebertreibung der Tätigkeit der Inquisition in Spanien wird neuerdings von den Forschern zugegeben. Vor allem verdienstlich das große Werk von E. Schäfer, Beiträge zur Geschichte des spanischen Protestantismus und der Inquisition im 16. Jahrh., 3 Bände, 1902.

[50]) 1565 durch La Valette ruhmreich verteidigt.

[51]) 1571 von den Türken erobert.

[52]) Natürlicher Sohn Karls V. und der Barbara Blomberg, geb. 1547 zu Regensburg, gest. 1578 in Namen. 1576 wurde er Statthalter in den Niederlanden.

[53]) Am 7. Oktober 1571. Der gewaltige Sieg wurde leider nicht ausgenützt.

[54]) Römische Päpste I. Band, S. 307—315. Vgl. zu diesem Aufsatz das schön bebilderte Buch von L. v. Pastor, Die Stadt Rom zu Ende der Renaissance, 1916.

[55]) Die sog. babylonische Gefangenschaft der Päpste (1304—1377).

[56]) 1447—1455.

[57]) 1471—1484. Er erbaute die nach ihm benannte Kapelle im Vatikan und vergrößerte die Bücherei.

[58]) 1484—1492.

[59]) 1513—1521, aus dem Hause Medici.

[60]) D. h. Stadträte Roms.

[61]) Er führte mit Frankreich, das ihm Mailand und Neapel versprochen hatte, gegen Karl V. und Spanien einen unglücklichen Krieg.

[62]) 1559—1565.

[63]) Eig. M. Buonaroti, Maler, Bilderhauer und Baumeister, geb. 1475 zu Caprese, gest. 1564 zu Rom. Berühmt sind seine Malereien in der Sixtinischen Kapelle, seine Kuppel der Peterskirche und die Medicäergräber in Florenz. Vgl. Aufsatz S. 21 f.

[64]) 1572—1585.

[65]) Das sind rund 33 km.

[66]) Die berühmte Prunkschauseite des Palatins, von Septimius Severus im 3. Jahrh. erbaut.

[67]) Geb. 1543 zu Mili (Comer See), gest. 1607 zu Neapel; er baute den Lateranpalast, einen neuen Teil des Vatikans und die Stirnseite des Quirinals.

[68]) Ital. Maß, etwa 26 cm, heute noch in Malta gebräuchlich.

[69]) Die sog. Engelsburg, ursprünglich das gewaltige Grabmal des Kaisers Hadrian.

[70]) Römischer Geschichtschreiber des 4. nachchristlichen Jahrh.; von seiner Kaisergeschichte, die von Nerva bis Valens reichte, sind nur die Jahre 353 bis 378 erhalten.

[71]) Römische Päpste, II. Band, S. 319—327.

[72]) Das gilt leider auch heute noch in den überseeischen Pflanzungen der Europäer.

[73]) Vgl. oben Seite 326, Anm. 26.

[74]) Großmogul v. Indien, 1542—1606.

[75]) Geb. 1552; 1601 kam er als erster Jesuit nach Peking.

[76]) Zur venetianischen Geschichte. (Sämtliche Werke Bd. 42, S. 11—30.)

[77]) 1402—1441 den Visconti von Mailand entrissen.

[78]) Kaiser Karl V. hat 1556 Mailand seinem Sohne Philipp II. gegeben.

[79]) Kleine Segelschiffe.

[80]) Dalmatinische Seeräuber.

[81]) Venezianischer Gesandter.

[82]) Jenes war seit 1204, dieses seit 1489 in venezianischem Besitz.

[83]) Berühmter Baumeister (1508/1580). Hauptwerke: die Basilika, das Theater und viele Paläste in Vicenza, die Kirche S. Giorgio Maggiore und del Redentore auf der Giudecca. Er schrieb auch ein vierbändiges Werk „Ueber die Baukunst".

[84]) Bürgermeister und Richter.

[85]) D. h. Friaul.

[86]) D. h. Engpässe des Etschtals bei Roveredo.

[87]) D. h. die Raubstaaten der Berber in Nordafrika (Tunis, Algier, Marokko).

[88]) Ein Buch, welches ich zuerst aus Schlossers Weltgeschichte kennen lernte. (Ranke.)

[89]) Oder Basra, am Schat-el-arab, 110 km vom Persischen Meerbusen entfernt.

[90]) In seiner „Beschreibung des Türkischen Reiches". (Ranke.)

[91]) Gesandtschaftsbericht aus Konstantinopel, 1558. (Ranke.)

[92]) Oder Ormus, Stadt auf der gleichnamigen Insel am Ausgange des Persischen Meerbusens.

[93]) Das sind rund 300 km.

[94]) Schrieb eine „Geschichte Venedigs".

[95]) Das große Lager- und Kaufhaus, noch im 18. Jahrh. für den deutsch-italienischen Handel bedeutend.

[96]) Geb. 1476 zu Pieve di Cadore, gest. 1576 zu Venedig. „Der größte Kolorist seines Zeitalters."

[97]) Geb. 1494, gest. 1534 in Coreggio. Am berühmtesten ist seine „Hl. Nacht" (Dresden).

[98]) 1509—1547.

[99]) D. h. Amerika.

2. Spanien.

[1]) Die Osmanen und die spanische Monarchie. (Sämtl. Werke Bd. 35/36.) S. 96—104.

[2]) 1548 erschien er auf Karls V. Wunsch auf dem Reichstage zu Augsburg, um die Nachfolge im Kaisertum zu erlangen.

[3]) Um sich in England mit der Königin Maria zu vermählen. Von dort reiste er nach den Niederlanden. Vgl. I. Band dieser Auswahl, Seite 287, Anm. 25.

[4]) Gemeindevorsteher und zugleich Friedensrichter. Vgl. auch Anm. 27.

[5]) Spanischer Geschichtschreiber, der eine Lebensbeschreibung Philipps II. verfaßte.

[6]) 1497 zuerst geprägt, seit 1870 nicht mehr im Umlauf, etwa 50 Pf.

[7]) Philipps Urgroßvater, gestorben 1516.

[8]) Vgl. I. Band der Auswahl, Seite 225 f.

[9]) Vgl. I. Band der Auswahl, Seite 286 u. Anm. 15.

[10]) Geb. 1539 zu Saragossa, gest. 1611 zu Paris; mit 25 Jahren Staatssekretär; 1579 wegen eines polit. Mordes zum Tode verurteilt, entkam er nach Aragonien. 1591 mußte er nach einer mißglückten Erhebung Aragoniens nach Frankreich fliehen.

[11]) Vgl. unten Seite 330, Anm. 14, und Seite 330, Anm. 22

[12]) Vgl. I. Band der Auswahl, Seite 286, Anm. 7.

[13]) Vgl. I. Band der Auswahl, Seite 200 f.

[14]) Erzherzog Ernst von Oesterreich, Schwestersohn Philipps II., 1593 Statthalter in den Niederlanden und zum Gemahl Isabellas von Spanien ausersehen; er starb 1595.

[15]) Vgl. I. Band der Auswahl, Seite 176 f. und 217. Statthalter 1567 bis 1573.

[16]) Statthalter 1573—1576.

[17]) Vgl. oben Seite 327, Anm. 52! Der glänzende Feldherr besiegte die türkische Flotte 1571 bei Lepanto.

[18]) Vgl. unten Seite 141 f.

[19]) D. h. im übrigen.

[20]) Vgl. unten Nr. 2 (Seite 86 f.).

[21]) Philipp III., 1578 aus vierter Ehe geboren. Er herrschte von 1598 bis 1621.

[22]) Jüngerer Bruder des Erzherzogs Ernst, 1595—1621 Statthalter in den Niederlanden, seit 1599 mit Isabella vermählt.

[23]) Er herrschte von 1621—1665.

[24]) Herrschte von 1665—1700; Karl V. war in Spanien der erste seines Namens.

[25]) Ist mir leider nicht bekannt. Bei Gregor von Tours findet sich nichts darüber.

[26]) Die Osmanen und die spanische Monarchie. (Sämtl. Werke Bd. 35/36.) Seite 299—313.

[27]) Ritter und Bauern bzw. Bürger.

[28]) Gemeinden.

[29]) Stadtrichter.

[30]) Zollamt.

[31]) Etwa 140 000 Mark.

[32]) Posse.

[33]) Weiches Leder aus Bock- und Ziegenfellen, zuerst in Cordoba von Mauren verfertigt.

[34]) Grobgemahlene Wurzeln der sog. Färberröte, ein rotgelbes Pulver, das in der Färberei Verwendung fand.

[35]) Ranke schreibt: Sacas. In England enthielt ein Sack Wolle 165 kg. Ob es in Spanien auch so war, kann ich nicht ausmachen.

[36]) Ballen, etwa 45 kg.

[37]) Teppichwaren.

[38]) Ursprünglich die vorläufige Verwaltung eines Kirchenamtes, später die Nutznießung der Einkünfte ohne Führung der Amtsgeschäfte.

[39]) In seinen „Problemas naturales“, 1534 (Ranke).

[40]) Arroba: altes spanisches Handelsgewicht, etwa 11,5 kg; als Hohlmaß über 16 l.

[41]) Graf, Franz Christoph (geb. 1588, gest. 1650), war 1617—1631 österreichischer Gesandter in Madrid; er ist der Verfasser der sehr umfangreichen Annales Ferdinandei.

[42]) Regidor: Stadtrichter und Bürgermeister in einer Person.

[43]) In seiner Geschichte Philipps III. (Ranke.)

[44]) Vorstellungen der Stände (Ranke).

[45]) In seiner „Staatlichen Wiederauffrischung Spaniens".

[46]) Wohltätigkeitsanstalten, die Bedürftigen gegen Pfand Geld und Getreide vorstreckten. Vgl. oben Seite 325, Anm. 12!

[47]) Span. Staatsmann (1587—1645), wurde 1621 Minister, uneigennützig und eifrig. Aber die Mißerfolge in der äußeren Staatskunst (Abfall Portugals) bewirkten seine Entlassung und Verbannung.

[48]) In seiner Lebensbeschreibung Philipps IV.

[49]) Karmeliterin (seit 1533), geb. 1515 zu Avila, gest. 1582 zu Alba de Tormes. Vorzügliche geistliche Schriftstellerin: „Buch der Erbarmungen Gottes", „Weg zur Vollkommenheit", herrliche Gedichte und Briefe. Von der kath. Kirche heilig gesprochen.

[50]) Hl. Jakobus, Apostel, Sohn des Zebedäus, Bruder des Evangelisten Johannes; auf Befehl des Herodes 42 n. Chr. enthauptet. Seine Gebeine ruhen nach alter Nachricht in Santiago di Kompostella.

[51]) Aus den Verhandlungen der Cortes.

[52]) Die Osmanen und die spanische Monarchie (Sämtl. Werke Band 35/36). Seite 339—356.

[53]) Siehe oben Anm. 42.

[54]) D. h. Landzuteilungen.

[55]) Geb. 1474 zu Sevilla, seit 1502 in Amerika, 1543/51 Bischof von Chiapa, gest. 1566 zu Madrid. Seine berühmteste Schrift ist die „Kurze Berichterstattung über die Verwüstung Amerikas" (Sevilla 1552).

[56]) Indianischer Gemeindevorsteher.

[57]) Siehe oben Seite 330, Anm. 29.

[58]) Oberherrschaft und Einkünfte eines Bezirkes von mehreren hundert Indianerfamilien.

[59]) Abgabe (vgl. Zehnten).

[60]) Hohe Umsatzsteuer, namentlich auf Lebensmittel. (Vgl. Akzise!)

[61]) Erz-, Silber- und Goldsucher.

[62]) Spanische Meile = 6,25 km.

II. Frankreich.

[1]) Französische Geschichte I. (Sämtliche Werke 8. Bd.) Seite 227—239.

[2]) Geb. 1519 zu Florenz, gest. 1589 zu Paris. Seit 1533 mit dem späteren König Heinrich II. vermählt, führte sie nach dessen Tode seit 1560 die Herrschaft für den minderjährigen Karl IX.

[3]) Von St. Germain. Zwischen den Katholiken und Hugenotten.

[4]) Heinrich von Navarra, der spätere König von Frankreich. Vgl. unten Seite 127 f.

[5]) Coligny, geb. 1519; seit 1559 bekannte er sich offen zum Calvinismus und wurde der Führer der Hugenotten in deren Kampfe gegen die Guisen.

[6]) Geb. 1519, von den Hugenotten 1563 ermordet; er stellte sich mit seinem Bruder Karl, Kardinal von Lothringen, 1559/60 an die Spitze der Staatsleitung, bis Katharina von Medici und Coligny ihn stürzten. Das von seinem Gefolge an den Hugenotten vollzogene Blutbad von Vassy (1560) leitete den Bürgerkrieg ein.

[7]) Geb. 1550; seit 1563 mündig, doch erst seit 1570 selbständig herrschend, begünstigte er bis 1572 die Hugenotten. Er starb 1574, von Gewissensbissen gequält, infolge ausschweifender Vergnügungen.

[8]) Heinrich IV. Vgl. unten Seite 127 f.

[9]) Franz v. M., Marschall v. Frankreich, der den Frieden von 1570 geschlossen hatte. Vgl. oben Anm. 3.

[10]) Von Kastilien, geb. 1187, gest. 1252; Gemahlin des Königs Ludwig VIII. von Frankreich. Ihr Sohn war Ludwig IX., der ebenso wie seine Mutter von der Kirche heilig gesprochen wurde.

[11]) 1592—1605.

[12]) Vgl. oben Seite 327, Anm. 41.

[13]) Franz III., ein Schwager Colignys.

[14]) Empörung gegen die Franzosenherrschaft Karls von Anjou; am Ostermontag 1282 begann sie zur Zeit der Vesper in Palermo und ergriff die ganze Insel.

[15]) Vernunftgelehrter, begeisterter Anhänger der Renaissance.

[16]) Französische Geschichte II. (Sämtliche Werke Bd. 9.) Seite 74—78, 107/108.

[17]) Geb. 1553 zu Pau, gest. 1610, der erste König aus dem Hause Bourbon. Seit 1569 Haupt der Hugenotten, vermählte er sich 1572 mit Margarete von Valois. Als 1589 der letzte Valois, sein Schwager Heinrich III., ermordet wurde, ward er König von Frankreich, aber erst 1594 vom Papste anerkannt.

[18]) Eig. Farnese, geb. 1545, gest. 1592 zu Atrecht (Arras); seit 1578 Statthalter der Niederlande, wußte er durch Sieg und Staatskunst die südlichen, katholischen Teile für Spanien zu erhalten.

[19]) Karl von Guise, Herzog von Mayenne, geb. 1554, gest. 1611; seit 1588 an der Spitze der Liga, unterlag 1590 bei Ivry Heinrich IV. und unterwarf sich ihm 1596.

[20]) Eig. Maximilian de Béthune, seit 1606 Herzog von Sully, geb. 1560, gest. 1641. Vertrauter Heinrichs IV., Mitkämpfer von Ivry, wurde 1596 Staatsrat, 1598 Finanzminister. Nach Heinrichs IV. Tode wurde er 1611 entlassen. Er bewahrte Frankreich durch seine tüchtige Verwaltung vor dem geldlichen Zusammenbruch. Seine „Erinnerungen" gelten heute nicht mehr als sehr zuverlässig.

[21]) König von Schottland und Irland, Sohn der Maria Stuart (1603 bis 1625).

[22]) Marschall von Frankreich, geb. 1579, gest. 1646; 1610 Mitglied des Staatsrats, 1622 Marschall. Er war nacheinander Gesandter in Spanien, der Schweiz und England.

[23]) Mornay, Philippe du Plessis (1549—1623), franz. Schriftsteller, Vertrauter Heinrichs IV. bis zu dessen Religionswechsel.

[24]) Heinrich IV. wollte Krieg führen gegen die Reiche der Habsburger (Spanien und Deutschland), sie zerstückeln und dann unter Frankreichs Vorherrschaft den ewigen Frieden in Europa aufrichten.

[25]) Maria von Medici, die zweite Gemahlin Heinrichs; er hatte sich 1599 von seiner ersten Gemahlin scheiden lassen.

[26]) Marschall von Frankreich, 1602 wegen Hochverrats hingerichtet.

[27]) Er war von den Barfüßern, bei denen er eintreten wollte, wegen seiner verrückten Vorstellungen abgewiesen worden.

[28]) Chastel hat 1594 einen Mordversuch auf Heinrich IV. gemacht, Clément 1589 Heinrich III. ermordet.

[29]) Französische Geschichte II. (Sämtl. Werke 9. Bd.) S. 406—410. — Richelieu, geb. 1585 zu Paris, gest. 1642 ebda.; er wurde 1600 Bischof von Luçon, 1622 Kardinal, 1629 leitender Staatsmann.

[30]) Zweig des Hauses Bourbon; damals lebte noch Heinrich II. (1588/1646), dessen Sohn Ludwig II., der große Condé, 1621 geboren wurde.

[31]) Ludwig XIII. (1610—1643).

[32]) 1635 gegründet, die Zahl ihrer Mitglieder war von Anfang an auf 40 festgesetzt.

[33]) Seit 1631.

[34]) Ueber diese Gutachten verbreitet sich Ranke ganz ausführlich im 5. Bde. der „Französischen Geschichte", Seite 137 f. und 180.

[35]) Florentiner Staatsmann und Geschichtschreiber (1469—1527). Berühmt ist sein „Buch vom Fürsten", in dem er die gewissenlose Staatskunst der damaligen italienischen Gewalthaber als grundsätzliche Klugheitslehre darstellte, die dem Fürsten zur Aufrechthaltung seiner Macht und des Staatswohles alles erlaubt. (Machiavellismus.) Friedrich der Große bekämpfte diese Auffassung in seinem „Antimachiavell". Vgl. III. Band dieser Auswahl, Seite 122 unten.

III. England.

[1]) Englische Geschichte I. (Sämtliche Werke 14. Bd.) S. 323—334, 347.

[2]) König Philipp II. von Spanien, vermählt mit Elisabeths Halbschwester, der Vorgängerin Maria der Katholischen. Vgl. den Aufsatz über Philipp II. oben Seite 77 f.

[3]) Vgl. unten Nr. 2 (S. 146 f.).

4) Vgl. unten Nr. 3 (S. 158 f.).

5) Burleigh, geb. 1520, gest. 1598; 1548/53 und dann seit 1558 Staatssekretär, seit 1572 auch Lordschatzmeister.

6) Dichter, geb. 1561, gest. 1612; Patenkind der Königin. Sein Hauptwerk ist die Uebersetzung des „Rasenden Roland" von Ariost, schrieb außerdem Epigramme und humorvolle Briefe.

7) Sohn der Maria Stuart, geb. 1566, gest. 1625. 1603 wurde er Nachfolger Elisabeths in England.

8) 1570 durch Pius V.

9) Heinrich VIII. (1509—1547).

10) Anna Boleyn, die zweite Gemahlin Heinrichs VIII., der sich von Katharina von Aragon hatte scheiden lassen.

11) Geb. 1553 zu London, gest. 1599 ebda. Er war der erste Hofdichter. Er schrieb u. a. ein Hirtengedicht (Shepherds Calender) und ein Epos „Fairy Queen".

12) Der erste staatliche Lehrer der Beredsamkeit in Rom, lebte im ersten christlichen Jahrhundert. Von ihm erhalten ist ein „Lehrbuch der Beredsamkeit".

13) Siehe unten Nr. 3 (Seite 158 f.).

14) Robert Dudley, Graf von Leicester, geb. 1532 oder 33, gest. 1588, der Günstling Elisabeths, eitel und sittenlos.

15) Heinrich VII., der Begründer des Hauses Tudor; er herrschte, nachdem er den Krieg zwischen den Häusern York und Lancester beendet, von 1485—1509.

16) Heinrich VIII. (1509—1547).

17) Englische Geschichte I. (Sämtliche Werke 14. Bd.) Seite 307—322.

18) Geb. 1542 zu Linlihtgow, gest. 1587 zu Fotheringhay. 1558 Gemahlin des Dauphin Franz II., wurde sie schon 1560 Witwe. 1561 kehrte sie nach Schottland zurück. Im Kampf der staatlichen und religiösen Parteien wußte sie keinen Rat; 1565 heiratete sie den Wüstling Darnley, der 1567 von Bothwell ermordet wurde. Dieser zwang Maria zur Ehe. Schon im nächsten Jahre wurde sie zur Abdankung gezwungen, da entfloh sie nach England, wo sie zwanzig Jahre in Haft gehalten wurde. Auf Grund gefälschter Briefe wurde sie 1587 zum Tode verurteilt. (Die neuesten Untersuchungen sprechen sich für die Echtheit der sog. Kassettenbriefe aus.)

19) Geb. 1545, gest. 1596; 1577/81 machte er die zweite große Weltumsegelung.

20) D. h. bei seiner ersten großen Fahrt 1572; schon 1513 hatte der Spanier Balboa die Landenge südwärts durchmessen und die „Südsee" entdeckt.

21) 1493 hatte Papst Alexander VI. eine Grenzlinie gezogen zwischen den Besitzungen der Spanier und Portugiesen; sie lief 370 Leguas (= rd. 2200 km) westlich des Kap Verde von Nord nach Süd, etwa längs des 46. ° w. L. Alles Land bis 180° westlich dieser Linie sollte den Spaniern, östlich dieser Linie den Portugiesen zufallen.

22) Geb. 1552, gest. 1618.

23) Siehe oben Anm. 8.

[24]) Nach spanischen Gutachten (Ranke).

[25]) Der spätere König Jakob I. von England. Vgl. oben Seite 334, Anm. 7.

[26]) Nichte Heinrich Darnleys, des Gemahls der Maria Stuart. Vgl. oben Anm. 18.

[27]) Vgl. oben Seite 123 f.

[28]) Als König Sebastian von Portugal 1578 im Kampfe gegen den Sultan von Marokko gefallen war, versuchte Don Antonio, Enkel König Emanuels d. Gr., den Thron zu behaupten, er wurde aber 1580 von den Spaniern vertrieben. Erst 1640 wurde Portugal wieder selbständig.

[29]) 1589, durch Franz Drake.

[30]) 1596.

[31]) Englische Geschichte II. (Sämtliche Werke 1. Bd.) Seite 87—99.

[32]) Gelehrter und Prediger, nächst Knox der eifrigste Verkündiger der Reformation.

[33]) Begründer der Erfahrungswissenschaft, geb. 1561 zu London, gest. 1626 zu Highgate.

[34]) Herausgeber der „Chronicles of England, Scotland and Ireland" (1577).

[35]) Geb. um 40 n. Chr. zu Charonäa, gest. nach 120 n. Chr. zu Delphi. Wertvoll sind seine Lebensbeschreibungen, in denen 46 Paare (je ein Grieche und Römer) vergleichend geschildert werden.

[36]) Halcyone, Tochter des Aeolos, stürzte sich, als ihr Gemahl auf der See umkam, ins Meer, beide wurden in Eisvögel verwandelt. Während ihrer Brutzeit um die Wintersonnenwende ließ Aeolos 14 Tage (die halcyonischen Tage) alle Winde ruhen.

[37]) Vgl. I. Band dieser Auswahl Seite 259 f.

[38]) Englische Geschichte II (Sämtliche Werke 15. Bd.) Seite 271—281 und III (Sämtliche Werke 16. Bd.) S. 116—117.

[39]) Kurfürst Friedrich V. v. d. Pfalz, Schwiegersohn Jakobs I., der „Winterkönig", ging, geächtet, 1622 nach England, schloß sich 1632 Gustav Adolf an, starb aber im selben Jahre zu Mainz.

[40]) Im niedersächsisch-dänischen Krieg, 1625.

[41]) Frankreich und Spanien.

[42]) Günstling Jakobs I. (geb. 1592, gest. 1628); er wurde im Hafen von Portsmouth ermordet, als er einen zweiten Zug gegen Frankreich führen wollte.

[43]) Die Magna Charta (1215) bestimmte, daß „eine Besteuerung der Lehnsleute oder eine Beihilfe nur auf einem allgemeinen Reichstage" erfolgen dürfe. Eduard I. (1272—1307) berief auch Vertreter des niederen Adels und der Städte ins Parlament. (Vgl. R. Schulze, Quellensammlung zur Staats- und Bürgerkunde, II. Bd. [1915], Nr. 56 und 57.)

[44]) Thomas Wentworth, 1640 zum Earl of Strafford ernannt, 1641 hingerichtet.

[45]) William Laud, 1628 Bischof von London, 1633 Erzbischof von Canterbury; er wurde 1640 gefangen gesetzt, 1645 hingerichtet.

[46]) Hauptgegner Karls I. im Unterhaus.

[47]) Zog als Schatzmeister 1629 das Tonnen- und Pfundgeld ein ohne Bewilligung des Parlaments.

[48]) Der Führer des Widerstandes gegen Richelieu, Montmorency, wurde hingerichtet.

[49]) Stand der nichtadeligen Besitzenden und Gebildeten, auch der niedere Adel.

[50]) Eifriger Puritaner; schrieb „Geißelung der Histrione".

[51]) Der bei den höheren Gerichten zugelassene Rechtsanwalt.

[52]) Hampden wurde wegen Verweigerung des Schiffsgeldes 1638 von der Stromkammer verurteilt.

[53]) Englische Geschichte III. (Sämtliche Werke 16. Bd.) Seite 326—339.

[54]) Am 6. Dez. 1648 waren 47 Mitglieder verhaftet worden, weitere 96 wurden ausgeschlossen, so daß nur 80 Mitglieder übrigblieben!

[55]) Geb. 1593, hingerichtet 1641; langjähriger Ratgeber Karls I.

[56]) In dem sog. „Modus tenendi parliamenti" (um 1400) heißt es schon: „Der König ist das Haupt, der Anfang und das Ende des Parlamentes, ...und so besteht der erste Stand aus dem König allein." (Der zweite Stand sind die Lords, der dritte die niedere Geistlichkeit usw.) Vgl. oben Seite 335, Anm. 43!

[57]) So heißt es in dem angeführten „Modus tenendi", das Haus der Gemeinen vertrete allein das Volk, und ohne seine Zustimmung könne kein Beschluß Rechtskraft erhalten. Vgl. R. Schulze, Quellensammlung zur Staats- und Bürgerkunde, 2. Bd., Seite 140.

[58]) Diejenigen Gemeindemitglieder, die die englische Staatskirche nicht anerkennen wollten; ihr Führer war Cromwell. Vgl. über diesen Aufsatz unten Seite 258 f.!

[59]) Vgl. unten Seite 222 f.

[60]) Henriette, Tochter Heinrichs IV. von Frankreich.

[61]) Westlich von York, Sieg des Parlamentsheeres unter Fairfax, durch Cromwell entschieden, am 2. Juli 1644.

[62]) Sieg der Parlamentstruppen über Karl I. am 14. Juni 1645.

IV. Deutschland.

[1]) Aus dem Abschnitt „Zustand des Landes" in dem Aufsatze „Ueber die Zeiten Ferdinands I. und Maximilians II.". Dieser Aufsatz erschien 1832 in dem 1. Bande der „Historisch-politischen Zeitschrift". Jetzt: Sämtliche Werke, Band 7, S. 30—38.

[2]) Gesandter Venedigs bei Karl V., 1556.

[3]) Bürgermeister von Danzig, Mitglied der hansischen Gesandtschaft 1553.

[4]) Hans Sachs. Vgl. I. Band dieser Auswahl Seite 256 f.

[5]) Venezianischer Gesandter.

[6]) Sebastian Münster, geb. 1489 zu Niederingelheim, gest. 1552 zu Basel. Geograph und Astronom, schrieb 1544 sein Hauptwerk, die „Kosmographie“, eine Weltbeschreibung.

[7]) Eig. della Scala (1484—1558), Arzt, gewandter Humanist, 1593 Hochschullehrer in Leyden, gestorben 1609.

[8]) Altes norddeutsches Getreidemaß, in Preußen etwa = 13,2 hl, in Sachsen etwa = 24,9 hl.

[9]) Baumwollstoffe verschiedenster Webart.

[10]) Verfaßte eine Meißnische Bergchronik.

[11]) In Tirol.

[12]) Von Braunschweig-Wolfenbüttel, 1514—1568.

[13]) Sohn Heinrichs d. J., 1568—1589.

[14]) In Oberösterreich.

[15]) Von Barbara Uttmann in Annaberg, gest. 1553.

[16]) 1544 in Nürnberg; Hartmann gilt auch als Entdecker der sog. Inklination (Neigung der Magnetnadel gegen den Gesichtskreis). Vgl. I. Band dieser Auswahl, Seite 259 f.

[17]) Die Osmanen und die spanische Monarchie im 16. u. 17. Jahrh. (Sämtliche Werke, Bd. 35/36.) Seite 327—334.

[18]) In seiner Beschreibung von ganz Niederland. (Druck, Arnheim 1617.)

[19]) Der heutige Handel Antwerpens hat noch viel höhere Werte; Ranke schrieb obige Bemerkung 1827.

[20]) Zuerst (im 6. Jahrh.) im Herzogtum Ferrara geschlagen, kam der Dukat im 14. Jahrh. nach Deutschland. 1559 wurden 69 Dukaten = 1 Köln. Mark fein gesetzt. (Ein Dukat etwa 9,6 Mark heutigen Geldes.)

[21]) Feiner Seiden-Wollstoff.

[22]) Etwa der deutsche Taler.

[23]) Bereits in Voraussicht der Inquisition begann die Auswanderung der Handwerker. Schon im Jahre 1566 kann man 30 000 Ausgewanderte zählen, deren vornehmster Sitz Norwich war. Waren, die bisher nach England geführt, wurden jetzt von England gebracht. (Anm. Rankes.)

[24]) 1585.

[25]) Geschrieben 1827! Vgl. oben Anm. 19.

[26]) Englisches Trockenmaß = 291 l.

[27]) Der niederländische Seeheld Jakob van H. (1567/1607) machte die 2. und 3. Fahrt Barents nach der nordöstl. Durchfahrt und die Ueberwinterung 1596/97 auf Nowaja Semlja mit; er fiel als Admiral 1607 bei Vernichtung der spanischen Flotte im Hafen von Gibraltar; sein Neffe Johann war Dichter (1597—1656).

[28]) Ital. Silbermünze, etwa 4 Mark (heute noch nennt das Volk das Fünflirestück so).

[29]) Zur deutschen Geschichte. Sämtliche Werke. 7. Bd. S. 93—97.

[30]) Kaiser Maximilian II. (1564—1576).

[31]) Vater Kaiser Ferdinands II.

[32]) Geschrieben vor dem Vertrag vom 31. März 1831. In dem Aufsatz „Zur Geschichte der deutschen Handelspolitik" (Werke Bd. 49/50, S. 278) sagt Ranke: „Endlich ist es aber doch gelungen, durch den Vertrag vom 31. März 1831 für die Schiffe der Rheinuferstaaten die freie Fahrt bis in die See und aus der See unmittelbar bis zu den Rheinhäfen durchzusetzen." Vgl. III. Bd. dieser Auswahl Seite 245.

[33]) 1608 gründeten die protestantischen Stände auf Veranlassung Friedrichs IV. v. d. Pfalz die Union, 1609 die katholischen auf Betreiben des Kurfürsten Maximilian von Bayern die Liga.

[34]) Geschichte Wallensteins. Sämtliche Werke 23. Band. S. 235 f.; 313.

[35]) Feldzug gegen Bethlen Gabor 1626.

[36]) Die praktische K. beschäftigte sich hauptsächlich mit Sterndeuterei.

[37]) Die kaiserlichen Räte, deren Fenstersturz den Ausbruch des 30jähr. Krieges bewirkte.

[38]) Der Günstling der Königin Elisabeth von England, 1601 hingerichtet.

[39]) Franz. Marschall (1562/1602); wegen hochverräterischer Unterhandlungen mit Savoyen und dem span. Statthalter von Mailand im Hofe der Bastille enthauptet.

[40]) Vgl. unten Seite 258 f.

[41]) Geschrieben 1869.

[42]) Sämtliche Werke Bd. 23. (Geschichte Wallensteins, 2. Aufl.) S. 264 bis 272.

[43]) Gustav Adolf, geb. 1594 zu Stockholm; er folgte 1611 seinem Vater Karl IX. 1617 gewann er von Rußland Ingermanland und Karelien, 1621/29 Livland, Esthland und einige preußische Hafenstädte. Dann griff er in den 30jährigen Krieg ein.

[44]) Geb. 1583, gest. 1654; er wurde 1612 Reichskanzler. Nach der Schlacht von Breitenfeld (1631) leitete er die auswärtige Staatskunst Schwedens bis zu seinem Tode.

[45]) Sog. Restitutionsedikt von 1629; es verlangte, daß alle geistlichen Stifter, die nach dem Passauer Vertrage (1552) eingezogen waren, den Katholiken zurückgegeben werden mußten.

[46]) Gest. 1563 zu Köln; er wurde 1531 Reichsunterkanzler und gründete als überzeugter Anhänger der alten Kirche 1538 die katholische Liga von Nürnberg. 1540 dankte er ab und lebte seitdem zurückgezogen in Köln.

[47]) Von Weimar, geb. 1604, gest. 1639 zu Neuenburg a. Rh. 1633 erhielt er das Herzogtum Franken, verlor aber 1634 die Schlacht von Nördlingen; 1635 trat er in den Dienst Frankreichs und kämpfte bis zu seinem Tode siegreich am Oberrhein.

[48]) 1620, wo Tilly den Winterkönig Friedrich v. d. Pfalz besiegte.

[49]) 1631, wo Tilly Gustav Adolf unterlegen war.

[50]) Geschichte der römischen Päpste II. Band. (Sämtl. Werke Bd. 38, Seite 371—377.)

[51]) Geschlossen zwischen dem Kaiser, den protestantischen Fürsten und Schweden, 1635.

[52]) Vgl. oben Seite 338, Anm. 45.

[53]) Beichtvater (1624/37) des Kaisers Ferdinand II.; gest. 1648.

[54]) Fabio Chigi, 1639/51 päpstlicher Gesandter in Deutschland, 1655/67 als Alexander VII. Papst.

[55]) Vgl. oben I, Nr. 3 (Seite 24 f.).

[56]) Vgl. oben III, Nr. 4 und 5 (Seite 166 f. u. 178 f.).

[57]) Die engl. Calvinisten, Gegner der Hochkirche.

B. Das Zeitalter Ludwigs XIV., 1648—1740.

I. Frankreich.

[1]) Französische Geschichte III. (Sämtliche Werke 10. Bd.) S. 144—150. — M., eigentlich Giulio Mazarini, geb. 1602 zu Pescina (Abruzzen), gest. 1661 zu Vincennes. 1632 trat er in den geistl. Stand, 1634 wurde er päpstlicher Gesandter in Paris, 1640 gewann ihn Richelieu für den franz. Dienst und empfahl ihn sterbend als Nachfolger. Seit 1641 war er Kardinal.

[2]) Anna von Oesterreich, geb. 1601, gest. 1666, älteste Tochter Philipps III. von Spanien, 1615 mit Ludwig XIII. vermählt, dem sie erst nach 23jähriger Ehe einen Nachfolger, Ludwig XIV., schenkte. Nach dem Tode Mazarins zog sie sich in das von ihr gestiftete Kloster Val de Grâce zurück.

[3]) Aelteste Tochter Philipps IV. von Spanien, geb. 1638 zu Madrid, 1660 gemäß dem Pyrenäer Frieden (siehe oben Seite 340, Anm. 11) mit ihrem Vetter Ludwig XIV. vermählt, nachdem sie auf ihr Erbrecht verzichtet.

[4]) Famiano Strada (geb. 1572, 1591 in den Jesuitenorden aufgenommen, gest. 1649), schrieb auf den Wunsch des Herzogs Alexander Farnese eine Geschichte des Abfalls der Niederlande von 1555 bis 1590 unter der Bezeichnung „De bello belgico decades duo“ (1632/1647).

[5]) D. h. Vermählung (mit dem Jesusknaben); jetzt im Louvre zu Paris.

[6]) Geb. 1494, gest. 1534 zu Corregio; er malte u. a. große Deckenbilder in S. Giovanni und im Dom zu Parma. Sein berühmtestes Bild, die „Hl. Nacht“, befindet sich jetzt in Dresden.

[7]) Siehe oben Seite 329, Anm. 96.

[8]) Bruder des Papstes Urban VIII., 1625 Bischof, 1628 Kardinal, später Großpönitenziar, gest. 1646.

[9]) Vgl. diesen Auswahlband oben Seite 166 f.

[10]) Spanischer Minister, der mit Mazarin 1659 den Pyrenäischen Frieden schloß.

[11]) In dem Grenzflusse Bidassoa, beim Pyrenäenfrieden 1659.

[12]) Französische Geschichte III. (Sämtliche Werke 10. Bd.) S. 194—209. — Ludwig XIV. wurde 1638 geb., er starb 1715. Nach dem Tode seines Vaters, Ludwigs XIII. (1643), herrschte er bis 1651 unter der Leitung seiner Mutter Anna und des Kardinals Mazarin.

[13]) VII., 1655—1667. Siehe oben Seite 339, Anm. 54.

[14]) Mazarin. Vgl. oben Seite 222 f.

[15]) Eine Partei, die das unumschränkte Königtum bekämpfte. Die Prinzen, der hohe Adel, auch Condé, wiegelten schließlich die Provinzen auf. Der Aufstand endete 1653 mit dem Siege des Königs.

[16]) Sejanus, Günstling des Kaisers Tiberius. Alvarez, Minister König Johanns II. von Kastilien, des Vaters der Königin Isabella; er wurde 1453 hingerichtet.

[17]) Bischof von Meaux, geb. 1627 zu Dijon, gest. 1704; der gefeiertste Kanzelredner des 17. Jahrh. 1670 wurde er zum Erzieher des Dauphin, nach dessen frühem Tode (1680) zum Bischof von Meaux ernannt. Als solcher setzte er 1682 die Annahme der gallikanischen Artikel durch.

[18]) 1422—1461.

[19]) Eine Jahrsteuer.

[20]) Gemeint ist wohl die pragmatische Sanktion von Bourges, 1438.

[21]) Vgl. unten Nr. 3 (Seite 236 f.) und unten Anm. 23.

[22]) Französische Geschichte III. (Sämtliche Werke 10. Bd. Seite 165, 176 bis 183 und 402—406.)

[23]) Geb. 1619 zu Reims, gest. 1683 zu Paris. 1661 wurde er Mitglied des Finanzrates, damit beginnt seine große Tätigkeit.

[24]) Geb. 1615 zu Paris, gest. 1680 in der Haft zu Pignerol; 1653 wurde er Oberintendant der Staatseinkünfte, aber auf Colberts Warnung hin wurde er 1661 wegen Unterschleife und Hochverrats vor Gericht gestellt und zu ewigem Gefängnis verurteilt.

[25]) Im Werte gleich dem heutigen Franken.

[26]) Kopfsteuer, seit 1439 von den nicht bevorrechteten Ständen zum Unterhalte der Truppen erhoben.

[27]) Alte spanische Goldmünze, etwa 66 M. (heute etwa 20 M.).

[28]) Alte franz. Goldmünze, seit 1640 geprägt, etwa 16 M.

[29]) Tochter Gustav Adolfs, geb. 1626 zu Stockholm, gest. 1689 zu Rom. 1654 dankte sie ab, wurde katholisch und lebte seit 1668 dauernd in Rom, mit der Pflege von Kunst und Wissenschaft beschäftigt.

[30]) In den Jahren 1666/80 erbaut.

[31]) Geb. 1606 zu Rouen, gest. 1684 zu Paris; Begründer des klassischen französischen Trauerspiels.

[32]) 1662—1691 Kriegsminister.

[33]) Vgl. unten Seite 301 ff.

[34]) Die Aufhebung des Erlasses von Nantes geschah erst 1685.

[35]) Colbert starb im Sept. 1683.

[36]) Französische Geschichte IV. (Sämtliche Werke 11. Bd.) S. 303—316.

[37]) Philipp von Anjou.

[38]) Nach der Schlacht von Höchstädt (1704) aus Bayern vertrieben, kehrte Kurfürst Maximilian II. nach Abschluß des Rastatter Friedens 1714 in sein Land zurück.

[39]) Herbst 1685 wurde sie des Königs Gemahlin.

[40]) Der Papst hatte den Streit zwischen den Jesuiten und Jansenisten noch 1713 zugunsten der ersteren entschieden, ohne daß dadurch der Jansenismus völlig schwand. Vgl. unten Seite 344, Anm. 24!

[41]) Geb. 1710, gest. 1774. Der Dauphin war schon 1711, dessen ältester Sohn 1712 gestorben.

[42]) Die obersten Gerichtshöfe zu Paris, Dijon, Rouen, Rennes, Bordeaux und Toulouse.

[43]) D. h. der Parlamentsräte, deren Amtstracht la robe hieß.

[44]) Streit mit dem Erzbischof von Paris, veranlaßt durch die päpstliche Bulle von 1713; vgl. oben Seite 340, Anm. 17, und unten Seite 344, Anm. 24.

[45]) Vgl. Rankes Aufsatz in Band 24 der Sämtlichen Werke, Seite 225 f.

[46]) Fénelon, geb. 1651, gest. 1715. Er wurde 1689 Erzieher des Herzogs von Burgund, 1695 Erzbischof von Cambrai.

[47]) Seite 312—315 bespricht Ranke 1. Vaubans Vorschlag der allgemeinen Dienst- und Steuerpflicht, 2. den Vorschlag St. Simons (s. u. Anm. 48), den Staatszusammenbruch zu erklären, um die Geldlage zu bessern und der Schuldenlast ledig zu werden.

[48]) Verfaßte wichtige Denkwürdigkeiten über die Zeit 1692—1742.

[49]) D. h. die Niederlagen im spanischen Erbfolgekriege.

II. England.

[1]) Englische Geschichte IV. (Sämtliche Werke 17. Band.) Seite 98—103, 201—205.

[2]) Thomas Cromwell, Urgroßvater Olivers.

[3]) Vater Olivers.

[4]) Geburtsort Oliver Cromwells, an der Ouse, unweit Bedford.

[5]) Der König wollte fünf Mitglieder der Gegenpartei im Parlament verhaften lassen. Zum Verständnis der weiteren Ausführungen sei kurz folgendes bemerkt: Der Kampf zwischen Königtum und Parlament wurde durch Cromwell, der das Heer des Parlamentes völlig umwandelte, entschieden. Die Independenten besiegten das Heer des Königs und der Presbyterianer (Schotten). Nun verlangte Cromwell die Anklage des Königs. (Siehe oben Seite 178 f.) Nach der Hinrichtung des Königs wurde Königtum und Oberhaus abgeschafft und England zum Freistaat erklärt.

[6]) Stand der Gebildeten und Besitzenden ohne Adelstitel, aber auch der niedere Adel.

[7]) Die Inhaber der alten Bauerngüter, soweit sie Eigentümer oder Nutzer auf unbestimmte Zeit waren.

[8]) Die Nichtanhänger einer Kirchengemeinschaft.

[9]) Die von den Soldaten aus ihren Reihen gewählten Vertreter.

[10]) Das von 1640—1648 getagt hatte, daher der Name.

[11]) Das sogenannte Parlament der „Heiligen", das nur fünf Monate bestanden hatte, nachdem Cromwell das Rumpfparlament, das die Hinrichtung Karls I. beschlossen hatte, schon am 20. April 1653 gewaltsam auseinandergetrieben hatte.

[12]) Das kleine Parlament, siehe Anm. 11.

[13]) Seine eigene Partei mit seiner Gewalt zu vereinbaren, die inneren Gegensätze des Staates zu beheben, die auswärtigen Beziehungen zu Schweden und zu den Niederlanden zu dauernden, zuverlässigen zu machen.

[14]) Leitete den Staat für den unmündigen Eduard VI. von 1547—1549.

[15]) 1658 ward Dünkirchen den Spaniern entrissen.

[16]) 1652—1654 führte England Krieg mit Holland, bis dieses das Schiffahrtsgesetz Cromwells von 1651 anerkannt hatte. Danach durften nichtenglische Waren nur auf englischen Schiffen nach England gebracht werden.

[17]) Englische Geschichte V. (Sämtliche Werke 18. Bd.) S. 5—32.

[18]) 1652—1654.

[19]) Karl II., 1660—1685.

[20]) 1654.

[21]) Als Karl II. sich 1661 mit Katharina von Portugal vermählte, schloß Portugal mit England einen diesbezüglichen Vertrag.

[22]) Der englische Gesandte in Holland.

[23]) Die erste englische Goldmünze, seit 1662 geprägt; sie wurde 1816 durch den Sovereign ersetzt. Heute noch rechnet man gern im täglichen Leben nach Guineen (= 21 Schilling etwa 21,45 M.).

[24]) Geb. 1607 zu Vlissingen, gest. 1676 in Syrakus. Ruyter focht 1641 für Portugal gegen Spanien, 1652 unter Tromp (s. Seite 332, Anm. 28) gegen England. Seine Heldentaten im 2. Seekriege erzählt der Aufsatz. 1672/73 schlug er wiederholt Engländer und Franzosen. Aber bei Messina wurde er 1676 tödlich verwundet.

[25]) Clarendon, 1640 Mitglied des Parlamentes, dann Ratgeber Karls I., ging 1648 mit Karl II. in die Verbannung, kehrte 1660 mit ihm zurück. Er wurde 1667 gestürzt und starb 1674 in Frankreich.

[26]) Jan de Witt, der leitende Minister Hollands.

[27]) Neuen Stiles; der gregorianische Kalender war damals in England noch nicht eingeführt.

[28]) Geb. 1629, gest. 1691; er wurde auf de Ruyters Klagen 1666 abgesetzt, 1672 aber wieder angestellt. 1676 folgte er de Ruyter als Oberbefehlshaber der Flotte.

[29]) Herrschte von 1648—1670.

[30]) D. h. Vlissingen.

[31]) Christoph Bernhard von Galen, geb. 1606, gest. 1678; wurde 1650 Bischof, erzwang 1661 Anerkennung seiner Hoheitsrechte in Münster. Aus den eroberten holländischen Kanonen ließ er die Gitter der sog. Galenschen Kapellen im Dome zu Münster gießen.

[32]) Ranke berichtet sodann von den glücklichen Verhandlungen mit Dänemark, Schweden, Brandenburg und Spanien. (Seite 21—23.)

[33]) Sohn des 1621 aus der Pfalz vertriebenen Kurfürsten Friedrich V., Neffe Karls I.; er hatte schon 1642—44 die königlichen Truppen, 1649—1651 die Flotte befehligt.

[34]) Hauptmann, Freistaatler.

[35]) „Königsmörder“, die Mitglieder des Parlamentes, das Karl I. zum Tode verurteilt hatte.

[36]) Englische Geschichte V. (Sämtl. Werke 18. Bd.) Seite 149—151; VI (a. a. O. 19. Bd.) Seite 162 und 167; VII (20. Bd.) Seite 290—294.

[37]) Henriette Maria, Gemahlin Wilhelms II. von Oranien.

[38]) Geb. 1650 im Haag, gest. 1702. 1674 wurde er Erbstatthalter der Niederlande. Nov. 1688 verdrängte er seinen Schwiegervater Jakob II. aus England und erhielt Febr. 1689 die englische Krone.

[39]) 1672.

[40]) Gemeint ist die Aufhebung des „Ediktes von Nantes“ 1685; vgl. oben Seite 255.

[41]) Geb. 1641, gest. 1720. Er wurde 1689 Ratspensionär und leitete als solcher die auswärtige Staatskunst Hollands im Sinne Wilhelms III. Er war mit Prinz Eugen und Marlborough die leitende Persönlichkeit im spanischen Erbfolgekriege.

[42]) Das größte englische Königsschloß, in der Nähe der gleichnamigen Stadt an der Themse, 1515 von Kardinal Wolsey erbaut; 1526 dem Könige Heinrich VIII. geschenkt, später erweitert, blieb es bis zur Zeit Georgs II. (1727—1760) königlicher Wohnsitz.

[43]) Im Nordwesten der Stadt Apeldoorn, Landschaft Geldern.

III. Deutschland.

[1]) Französische Geschichte III. (Sämtliche Werke 10. Bd.) Seite 329, 331, 338—341, 344—350.

[2]) Geb. 1633 zu Avallon, gest. 1707 zu Paris; er wurde 1669 Generalinspekteur der Festungen, 1703 Marschall, 1705 wegen seiner freimütigen Denkschrift „Dîme royale“ verabschiedet.

[3]) Geb. 1611 zu Sedan, gefallen 1675 in dem Gefecht von Salzbach; zeichnete sich zuerst im dreißigjährigen Krieg aus. Im Frondekrieg kämpfte er gegen, im ersten und zweiten Raubkrieg (1667/68 und 1672/78) mit Erfolg für Ludwig XIV.

[4]) Das im Frieden zu Nymwegen an Ludwig gekommen war.

[5]) Zu Nymwegen, 1678.

[6]) Herzog Karl IV. war 1670 vertrieben worden; erst im Frieden zu Ryswick (1697) erhielt sein Großneffe Leopold das Land zurück.

[7]) Von Metz, Tull und Virten.

[8]) Es wurden sog. Reunionskammern eingesetzt zu Metz, Breisach und Besançon, welche die im Frieden von Nymwegen genannten „Dependenzen" festlegten auf 400 elsaß-lothringische Orte; daraufhin wurden insbesondere besetzt Luxemburg, Trier und Straßburg. Diese gewaltsamen „Reunionen" wurden die Veranlassung zum dritten Raubkriege.

[9]) Breisach war seit 1639 französisch, Freiburg seit 1678.

[10]) 1667.

[11]) Geb. 1655, gest. 1672; herrschte seit 1660. Nach dem Frieden von St. Germain en Laye (1679) bewahrte er seinem Lande den Frieden.

[12]) Nicht zu verwechseln mit Axel O. Siehe oben Seite 338, Anm. 44.

[13]) Wilhelm III.; vgl. oben Nr. 3, Seite 293 f.

[14]) Im nördlichen Teile des jetzigen Großherzogtums Luxemburg gelegen.

[15]) Gegen Ende des Jahres 1681 kam die Zusammenkunft in Frankfurt a. M. zustande.

[16]) Bündnisvertrag vom 20. Oktober 1679.

[17]) Im Jahre 1537 war zwischen Kurfürst Joachim II. von Brandenburg und den Herzögen von Liegnitz, Brieg und Wohlau ein Erbverbrüderungsvertrag geschlossen worden. Als 1675 der letzte schlesische Herzog starb, wies Kaiser Leopold I. die brandenburgischen Erbansprüche zurück und nahm das Land in Besitz.

[18]) 1529; vgl. I. Band dieser Auswahl, 2. Teil, Nr. 18. (Seite 241 f.)

[19]) Geb. 1610 zu Dieppe, gest. 1688 zu Paris; schon mit 17 Jahren Befehlshaber eines Schiffes, besiegte er 1643 die dänische Flotte, 1672, 73 und 76 die holländischen Flotten und zwang 1683 Algier, 1684 Genua zum Frieden.

[20]) Jüngerer Bruder des Finanzministers Colbert.

[21]) Johann Sobiesky, geb. 1624, König 1674/96. Bis zu seinem Tode kämpfte er wacker gegen die Türken.

[22]) Siehe oben Anm. 16 und 17.

[23]) Französische Geschichte IV. (Sämtliche Werke 11. Bd.) Seite 3—8, 22—23, 32—38.

[24]) Anhänger einer gottesgelahrten Strömung, in der der starre niederländische Calvinismus mit Antijesuitismus zusammentraf. Trotz des Verbotes durch die kirchliche Inquisition (1641) fand das Buch „Augustinus" des Bischofs C. Jansen großen Anhang. Trotz Einschreitens Ludwigs XIV. machte der Jansenismus große Fortschritte, namentlich infolge der gegen die Jesuiten gerichteten „Lettres provinciales" von Pascal (1656 f.). Die Streitigkeiten zogen sich bis ins 18. Jahrhundert fort.

[25]) Siehe oben Seite 313.

[26]) Elisabeth Charlotte, seit 1671 mit dem Herzog Philipp von Orleans vermählt. Ihr Vater, Kurfürst Karl Ludwig, starb 1680, ihr Bruder, Kurfürst Karl, 1685.

[27]) Bei Mohacz am 12. August 1687. Ueber die Niederlage der Ungarn ebda. 1526 vgl. I. Band dieser Auswahl, Seite 237 f.

[28]) Geb. 1639, gest. 1691; wurde 1662 Staatssekretär des Krieges und schuf die französische Kriegsmacht. Er war gewalttätig und rücksichtslos.

[29]) Johann Philipp von Schönborn, gestorben 1673.

[30]) Dem Bündnis von Augsburg zwischen dem Reich, Spanien und Schweden (1686) schloß sich 1689 der Kaiser Leopold I. nebst Holland und England an.

[31]) 1620 angelegt, war sie 1648 an Frankreich gefallen, 1676 aber von den deutschen Truppen zurückerobert worden.

[32]) Sie schreibt an die Kurfürstin Sophie von Hannover, 20. März 1609: „Sollte man mir aber das Leben darüber nehmen wollen, so kann ich doch nicht lassen, zu bedauern und zu beweinen, daß ich sozusagen meines Vaterlandes Untergang bin, auch über das alles des Kurfürsten, meines Herrn Vaters selig, Fürsorge und Mühe aufeinmal so über den Haufen geworfen zu sehen." (Ranke.) — Im VI. Bande der Französischen Geschichte hat Ranke weitere Briefe der Herzogin von Orleans abgedruckt.

[33]) Karl V., er hatte schon 1675 78 am Rhein gegen Frankreich gekämpft, 1683—87 gegen die Türken.

[34]) Maximilian II. Emanuel, der Schwiegersohn des Kaisers; er erstürmte im großen Türkenkriege 1686 Ofen. 1691 wurde er Statthalter der spanischen Niederlande.





Namen- und Sachverzeichnis

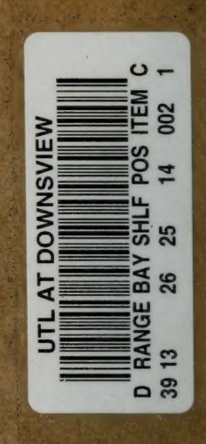
zum zweiten Bande.

(Die Anmerkungen sind nicht berücksichtigt. Abkürzungen: A. = Admiral, Br. = Brandenburg, dt. = deutscher, e. = englischer, fr. = französischer, F. = Fürst, h. = holländischer, Hg. = Herzog, K. = Kaiser oder König, Kf. = Kurfürst, Kv. = Kirchenversammlung, Mgf. = Markgraf, M. = Minister, Oe. = Oesterreich, P. = Papst, Pr. = Preußen, r. = römischer, sp. = spanischer, Schl. = Schlacht.)








UTL AT DOWNSVIEW
D RANGE BAY SHLF POS ITEM C
39 13 26 25 14 002 1